Indien und die Inder,

kulturell, wirthschaftlich und politisch betrachtet.

Von

Hübbe-Schleiden,
Dr. jur.

Sonderabdruck aus den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, Band XIV.

HAMBURG:
L. Friederichsen & Co.
(Inhaber: Dr. L. Friederichsen.)
1898.

Indien und die Indier,

kulturell, wirthschaftlich und politisch betrachtet.

Von

Hübbe-Schleiden

Dr. jur.

HAMBURG:

L. Friederichsen & Co.

(Inhaber Dr. L. Friederichsen.)

1898.

Inhalt.

Separatabdruck aus den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft
in Hamburg, Bd. XIV.

Indien und die Indier,

kulturell, wirthschaftlich und politisch betrachtet.

Von
Hübbe-Schleiden, Dr. jur.

I. Einleitung,

Von einer zweijährigen Studienreise in Indien, während der Jahre 1894 bis 96, zurückgekehrt, möchte ich hier einige der hauptsächlichsten Eindrücke schildern, die sich mir in diesem alten Wunderlande unwiderstehlich aufgedrängt haben. Aber ich will hier nicht erzählen, was jeder weiss oder anderwärts lesen kann, auch nicht das, was jeder sehen kann, der Indien bereist; ich möchte vielmehr eben diejenigen Anschauungen hier vortragen und begründen, durch deren Annahme in Indien ich eigene frühere Vorurtheile gegen Indien und die Indier als irrthümlich erkannt und abgelegt habe. Da diese Vorurtheile, besonders in Betreff der Hindus, in Europa die herrschenden Ansichten sind, so sollen die nachfolgenden Zeilen dazu dienen, diese richtig zu stellen. Es betrifft dies hauptsächlich die Geisteskultur der Hindus. Aber auch die wirthschaftliche und politische Beurtheilung Indiens, der man ziemlich allgemein in Deutschland begegnet, beruht meistens auf Unkenntniss der Verhältnisse oder doch auf deren sehr einseitiger, oberflächlicher Betrachtung; auch diese Irrthümer möchte ich berichtigen.

Bekannt ist ja, dass unter den 300 Millionen Bewohnern Indiens die etwa 216 Millionen Hindus der Kultur des Landes ihr sehr eigenartiges Gepräge geben. Was aber die Hindus ihrem geistigen und kulturellen Werthe nach eigentlich sind, das ist heute überhaupt

nur Wenigen bekannt. Verstehen kann man sie und ihre uralte Kultur auch nur, wenn man sie nicht vom Standpunkt unserer heutigen Kultur beurtheilt, sondern sie in ihrer Eigenart selbstständig gelten lässt und würdigt. Ja, ich möchte sagen, dass man sie kaum eher recht verstehen wird, bis man nicht fühlt, dass man vielleicht etwas von ihnen lernen könnte, und dass sie in ihrer geistigen Kultur wie auch vielleicht sogar in ihrer Lebens-Ordnung einige Grundsätze ausgestaltet haben, die wir Europäer uns in künftiger Zeit einmal würden zu Nutze machen können.

Bisher aber hat — von einigen Gelehrten und Beamten abgesehen [1]) — kaum ein Europäer dies versucht; es werden heutzutage auch nicht viele der unter uns Lebenden dazu im Stande sein, am wenigsten wohl diejenigen Engländer, die keine fremde Eigenart als der ihrigen gleichwerthig anerkennen, um so weniger, wenn sie überdies in ein bigottes Kirchenthum verrannt sind, und auch nicht die »Anglo-Indier«, die Engländer in Indien, die doch diese Hindus so erfolgreich beherrschen und meist wohlwollend regieren; denn sie beabsichtigen ja nicht die idealistische Kultur der indischen Arier dort zu fördern, sondern nur die materielle der europäischen Arier.

Viel eher noch vermögen wohl wir Deutsche uns in eine fremde Geisteskultur, wie die indische, hinein zu denken und zu leben; denn es ist kein europäisches Volk den Hindus so verhältnissmässig ähnlich, wie wir Deutschen, und kein anderes Volk hat auch so viele Uebereinstimmung in seiner geschichtlichen Entwickelung mit derjenigen der Hindus aufzuweisen, wie gerade wir. Man könnte wirklich in gewissem Sinne Deutschland ein »europäisches Indien« nennen und uns Deutschen die »westlichen Hindus«.

Die indische Kultur hat in den letztvergangenen Jahrtausenden die ganze Welt des Ostens mehr und mehr beherrscht und ihr den Stempel ihres Geistes aufgedrückt, ebenso wie seit den letztvergangenen Jahrhunderten die germanische Kultur durch die angelsächsische Rasse sich die Herrschaft der modernen Welt errungen und der heutigen Zivilisation den Stempel ihres Geistes aufgedrückt hat. — Wie Ariâwarta, das uralte Stammland der Brahmanen und des Hinduismus, der Boden war, von dem aus jene indische Kultur ihren Ursprung nahm, so ist Deutschland das Gebiet und so ist unser Volk die Wurzel, woraus jene heut die Welt beherrschende angelsächsische Kultur ent-

[1]) Wenn ich von Europäern schlechthin rede, schliesse ich fast immer auch die Mitglieder der »Theosophischen Gesellschaft« aus, weil diese sich mit Vorliebe auf den Standpunkt der indischen Anschauung stellen.

sprungen ist. — Unsere Industrie war die Mutter der englischen, unsere Philosophie bildet die Erkenntnissgrundlage unserer europäischen Rasse, unsere Wissenschaft übt schon seit Kopernikus und Keppler einen tonangebenden Einfluss im Westen aus; und unsere Kunst ist, wenn wir Niederland einschliessen, fast die ganze Kunst des germanischen Stammes, und dies betrifft vornehmlich auch unsere Musik. All dieses gilt in gleichem Maasse von der Bedeutung der Kulturleistungen der Hindus im Osten, in Vorder- wie in Hinder-Indien. — Mehr noch aber trifft diese Parallele für das religiöse Leben zu. Wie aus den Veden der Hindus mittelbar oder unmittelbar fast alle Religionsanschauungen des südöstlichen Asiens erwachsen sind, so die des heutigen Europas aus dem Aufblühen des Christenthums unter den Germanen. Und wie einst im Osten eben jenes religiöse Leben der brahmanischen Kultur durch den Buddha Gotama reformirt wurde und so wiederum vom Boden des Hinduismus aus sich über den ganzen Osten verbreitete, so hat auch von Deutschland aus die Reformation Luthers den Charakter der europäischen Kultur in der ganzen neueren Zeit bestimmt. — Wie ferner das deutsche Volk aus vielen grundverschiedenen Stämmen sich zusammensetzt, so umfasst der Hinduismus in seiner Volksgemeinschaft zahlreiche und sehr verschiedene Völkerschaften, unter deren Sprachen mehr als 70 unterschieden werden. — Wie aber das deutsche Volk seit vielen Jahrhunderten sich als eine ideelle Einheit gefühlt hat, so auch seit Jahrtausenden die vielen Millionen Menschen, die der Hinduismus umfasst. — Dabei war Indien, so gut wie Deutschland, meistens nur ein »geographischer Begriff«; es war fast immer politisch zersplittert, und ein Stamm bekämpfte dort den anderen. — Ebenso wie Deutschland wurde Indien wiederholt von fremden Eroberern überfallen und unterjocht; und ebenso wie Deutschland war es auch zu verschiedenen Zeiten durch mächtige Beherrscher zu einem grossen einheitlichen Ganzen vereinigt, so besonders durch Ashoka im dritten Jahrhundert vor Chr. und durch Akbar im 16. Jahrhundert nach Chr. — Stets war Indiens Boden das Schlachtfeld für alle grossen geistigen Entwickelungskämpfe des Ostens, wenn auch diese Kämpfe wohl niemals so unsägliches Elend, wie bei uns der 30jährige Krieg, zur Folge hatten.

Aehneln so uns Deutschen die Hindus schon in ihrer Kulturbedeutung und ihrer Geschichte, so gleichen sie uns vielfach auch in der inneren Ausgestaltung ihrer Kultur, wenn auch mehr unserer Kultur in früheren Jahrhunderten. Ihr emsiger Gewerbfleiss und dabei ihre Liebe zu dem Gegenstande ihres Schaffens mehr als ein

Insaugefassen des bestmöglichen Lohnes für ihre Arbeit hat unter den Hindus ein Kunsthandwerk gezeitigt, dessen einzelne Erzeugnisse oft alles übertreffen, was wir selber heute liefern können; und dabei gleicht ihr Gewerbebetrieb noch mehr dem unseres Mittelalters als unserer Gegenwart. Ihre Handwerke sind dieselben wie die unsrigen, und dasselbe gilt von ihrem Landwirthschaftsbetriebe.

Ganz besonders tritt nns diese Aehnlichkeit entgegen in den Vorbergen des Himalaya, wo man in Bayern oder in Tirol zu sein glaubt, wenn man um die Bauernhöfe Kühe mit Glocken um den Hals weiden sieht und die Lastwagen mit Ochsen bespannt findet; nnd so ein stattlicher Familienhof in jenen Bergen mit dem patriarchalischen Stammherrn der zahlreichen nm ihn wohnenden Familie nnd die schmncken reingehaltenen Gebäude, sie zaubern leicht vor unserem deutschen Geistesange jenes Bild hervor, das Immermann in seinem »Münchhausen« uns als den »Oberhof« gezeichnet hat.

Nun aber gar die Organisation der Dorfschaften bei den Hindns. Diese sind nicht nur den nnseren in allen Hauptstücken ähnlich, sie sind wahrscheinlich auch deren Original; und unsere germanischen Vorfahren gehören nicht allein demselben Sprachstamme wie die Hindus an, sondern sie haben wohl auch die Grnndzüge ihrer und unserer Kultur von den Vorfahren der heutigen Hindus übernommen.

Ebenso und mehr noch gleichen uns die Hindus in ihrem Wesen und ihrem Charakter, in ihren Anlagen nnd ihren Idealen, ja schon in ihrer änsseren Erscheinung. Freilich, in Bengalen sieht man häufiger den italienischen als den germanischen Gesichtstypus, obwohl man auch dort vielen deutsch aussehenden Hindus begegnet. Durchweg aber fand ich letzteres in den nordwestlichen Theilen Indiens, besonders in den Bergen. — Und was nun weiter das Wesen der Hindus betrifft, so sind vor allem ihr Familiensinn und ihre Liebe zur Häuslichkeit ganz dieselben wie bei uns. Ihr Ideal des Weibes ist genau dasselbe, wie es Schiller in seiner »Glocke« und die besten unserer anderen Dichter schildern. Ihre Begriffe und Methoden der häuslichen Kindererziehung weichen kaum von unseren eigenen ab; und nirgends habe ich das Verhältniss zwischen den Eltern und Kindern, und besonders auch die Anhänglichkeit der Söhne an ihren Vater und an ihre Mntter, so ideal gefunden, wie unter den Hindus. Ihre Charakter-Ideale sind gleichfalls die unsrigen. Treue und Wahrhaftigkeit, Tapferkeit nnd Dankbarkeit gelten ihnen als die nothwendigsten Tugenden des Menschen. Ich habe viele Hindus als treue Freunde erkannt, und ich habe auch bei ihnen Fälle gefunden, in denen sich ein Freund bewusst ist, für

sein ganzes Leben auf den Freund rechnen zu können. Mildthätigkeit, Hülfsbereitschaft, Menschenliebe und Barmherzigkeit gelten ihnen als unerlässlich für jemanden, vor dem sie wirkliche Achtung haben können. Ebenso erfüllt sie ein lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl. Ihre hauptsächlichsten Eigenschaften aber sind die, welche auch das deutsche Volk von altersher auszeichneten, dies sind ein tiefer religiöser Sinn und glühende Heimathsliebe. — Ueberhaupt ist ebenso wie bei den Deutschen, bei den Hindus, ein hochfliegender Idealismus der vornehmlichste Grundzug ihres Wesens. Aber auch das haben sie mit uns gemein, dass ihnen »Bildung« über Alles geht. Man kann bekanntlich einen Deutschen mit Nichts tödtlicher verletzen, als wenn man ihn »ungebildet« schilt; das ist genau so bei den Hindus, insbesondere bei den Brahmanen. Nichts beleidigt sie so sehr, als wenn man ihre gründliche Kenntniss ihrer Litteratur bezweifelt, insbesondere ihr Vertrautsein mit ihren »heiligen Schriften«. Dabei hat der Hindu, ebenso wie wir, ein Streben nach möglichster Vielseitigkeit und nach allgemeiner Bildung. Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit schätzt er besonders hoch. Wie hier im Westen wir mit Recht uns das Volk der Denker nennen, so war auch im Osten nie ein anderes Volk auch nur annähernd so für die Philosophie veranlagt, wie die Hindus, die Brahmanen. — Dabei legten und legen sie, wie wir, auch nicht allein Werth auf die logische Durchführung jedes philosophischen Systems, sondern auch auf seine ethische und praktische Anwendbarkeit; und dies haben sie nicht allein mit unserem Kant gemein, sondern schon mit allen unseren ältesten Mystikern, aus deren Vorarbeiten unsere ganze Philosophie entstanden ist. — Vielleicht zeigt sich die geistige Verwandtschaft der Deutschen mit den Hindus auch darin, dass in keinem Lande Europas so rege und so fruchtbar das Studium der Sanskrit-Sprache und -Litteratur getrieben wird, wie bei uns in Deutschland. — Und leider besteht auch wohl darin eine Aehnlichkeit zwischen uns und den Hindus, dass bei uns der angestammte Idealismus jetzt mehr latent ist, als sich praktisch zeigt; er ist meist überwuchert durch die materiellen Interessen des sorgenvollen Lebens und bei manchen auch durch missverständliche Folgerungen aus wissenschaftlichen Erkenntnissen.

Vielleicht aber vermag in den Besten unseres Volkes indischer Idealismus wieder das Feuer unseres eigenen Idealismus anzufachen. Und dazu ist nicht einmal nöthig, dass ein solches Feuer selbst in Indien hell brenne; dazu bedarf es nur eines einzigen Funkens dieses Geistes, dessen Gotteskraft stets zündet, wo nur irgendwelcher geistige

Brennstoff vorhanden ist, und dessen Schöpferkraft zum Leben Alles auferwecken kann, was noch in Lebenskeimen schlummert, wenn nur erst »die Zeit erfüllet ist« und wenn erst wiederum für den deutschen Geist ein neuer jugendfrischer Frühling anbricht, der das starre Eis des blinden, hoffnungslosen Materialismus sprengt und der in jedem klar denkendem Kopfe auch den Muth erweckt, sich der Gewissheit seiner höheren Natur bewusst zu werden, dass er sich die schlaftrunkenen Geistesaugen reibt und die sich endlos vor ihm ausdehnende Zukunft seiner eigenen Entwickelung erkennt.

Wird uns dies der indische Geist bringen können? Oder werden es nur wenige Einzelne bleiben, die sich diese Kraft zu Nutze machen werden? Sollten alle Anderen aus Indien nichts als materielle Vortheile ziehen können?

Es muss übrigens hier doch hervorgehoben werden, dass auch nicht allein Europa materielle Vortheile von Indien hat. Auch Indien hat sehr grossen Nutzen durch das Eindringen der europäischen Kultur; und dieser Nutzen liegt auch nicht blos auf der materiellen Ebene. Auch die Methode unserer wissenschaftlichen Beobachtung und Ausarbeitung und die Grundlage unserer philosophischen Erkenntniss werden schon von den Brahmanen nutzbringend verwerthet. Je vollständiger und lebendiger der Austausch des Ostens und des Westens, zwischen Indien und Europa, sich anbahnen und vollziehen wird, um desto segensreicher wird er sein — für beide Theile.

Trotz jener Aehnlichkeit der Hindus mit uns Deutschen herrscht jedoch im Allgemeinen auch bei uns, sowie in England, noch die Meinung, dass die Hindus doch nicht ein Kulturvolk ersten Ranges seien, dass sogar die herrschende Gesellschaftsklasse unter ihnen, die Brahmanen, nur halb kultivirt seien. Man will sie wohl als sehenswerthe Merkwürdigkeit gelten lassen; aber unter ihnen nachahmungswerthe Vorbilder zu suchen, das lässt sich Niemand träumen.

Nun, ich glaube, dass, als ich nach Indien hinauszog, ich so ziemlich mit dem besten Bildungsmateriale ausgerüstet war, was unsere deutsche Geisteskultur bietet. Ich aber habe jedenfalls in Indien viel gelernt und vor allem von den Brahmanen. — Wird man mir verdenken, wenn ich daher auch für sie das Interesse und die Sympathie Anderer erwecken möchte?!

Freilich bedarf es hier wohl kaum besonderer Hervorhebung, dass ich selbstverständlich nicht meine, dass jeder Brahmane ein Idealmensch sei und uns als Vorbild dienen könne. Nein, die Idealmenschen sind in Indien nicht viel häufiger als bei uns, und dort könnte ein Diogenes fast mit gleichem Rechte wie unter uns mit seiner

Laterne umhergehen. Es kann sich hier nur um eine Vergleichung der verschiedenen Strebensziele handeln dort und hier, bei ihnen und bei uns, nnd insbesondere darum, ob etwa den echten Brahmanen, wie er sein soll und will, mehr geistige und ideelle Gesichtspunkte leiten als den entsprechend gestellten Europäer.

Aber andererseits muss ich hier auch von vorne herein erwähnen, dass ich mich bei meinen Beobachtungen in Indien durchaus nicht einseitig auf den Standpnnkt der Hindus gestellt habe. Ich kann freilich nicht lengnen, dass ich mit einem gewissen Vornrtheile gegen die britische Verwaltung hinansging. Ich meinte, dass die Hindus von den Engländern dort unterdrückt würden. Diesen Irrthum erkannte ich sehr bald. Ich fand, dass die Hindus sich unter ihrer britischen Regierung sogar sehr viel freier bewegen können, ihre Meinungen in Wort und Druck viel unumwundener äussern und selbständiger bethätigen dürfen, als wir dies in Dentschland können. Und ich bin heimgekehrt als ein entschiedener Bewunderer der grossartigen Beherrschung und Verwaltung jenes Rieseureiches von 300 Millionen Einwohnern durch eine Handvoll von selbständigen Beamten, deren Anzahl sich nicht einmal auf ein Tausend beläuft. Von dieser Verwaltung Indiens könnten wir Deutschen vielleicht noch mehr lernen als von den Brahmanen, mindestens für die Behandlung unserer Kolonien, vielleicht sogar für unsere einheimische Verwaltung.

Ich bin unserem Auswärtigen Amte in Berlin zu grossem Danke verpflichtet für ein Empfehlungsschreiben an die Vertreter des Deutchen Reiches in Indien. Dadurch wurde mir unter anderem auch ein weiteres Einführungs-Reskript der vice-königlichen Regierung iu Calcutta zu theil, gerichtet »an alle britischen Beamten, deren Beistandes ich bedürfen könnte.« Dieses hat es mir ermöglicht, manches von Indien und seiner Verwaltung mit eigenen Augen zu sehen, was für mich sonst fremde Theorie geblieben wäre.

Noch einen anderen Vortheil hatte auch dies Einführungschreiben für mich. Meine Reisen führten mich mehrfach ab von den gewöhnlichen Routen, den Eisenbahnen und den sonst von Enropäern bereisten Wegen. In solch abgelegenen, völlig nnter der brahmanischen Kultur stehenden Gegenden findet ein Europäer ausser seinem eigeneu Zelte kein anderes Unterkommen als etwa in einem Inspektions-Gebäude der Regierung; und ein solches konnte ich so gelegentlich selbst mit meinen brahmanischen Freunden, die in solcher Gegend selber fremd waren, benutzen. Ohne Beziehungeu persönlicher Frenndschaft oder Bekanntschaft ist es oft sogar für den Brahmanen schwer in solcher Gegend eine Gastfreundschaft zu finden, die ihm ein ge-

eignetes standesgemässes Unterkommen bietet, zumal wenn er ein modern gebildeter Brahmane ist. Dieselbe Schwierigkeit bestand für einen Europäer selbstverständlich in noch höherem Maasse trotz meiner intimen Stellung zu den Brahmanen. Und noch einen weiteren Vorzug gewährte mir die Hülfsbereitschaft der britischen Beamten.

Als Beförderungsmittel in einer Gegend ohne Landstrassen dient weitans am besten der Elephant, besonders in der Ebene, wo er leicht sogar Flüsse und Waldungen durchschreitet. Ja, wenn man einen tüchtigen Elephantenführer dazn hat, kann man dieses Riesenthier anch in bergigem Terrain verwenden; nur muss man sich dort noch mehr als sonst vorsehen, dass solch schlaues Thier sich nicht so dicht unter den Aesten der Bäume hindurchdrängt, dass es Einen sammt seinen Frennden, Dienern und allem Gepäck, das man aufgeladen hat, von seinem Rücken abstreift. Aber auch gute sichere Elephanten wurden mir mehrfach dnrch die Regierungsbeamten zur Verfügung gestellt.

Mehr jedoch, als das Land und seine Verwaltung kennen zu lernen, lag mir — wie gesagt — auf meiner ganzen Studienreise daran, mich in das Wesen der Hindus, insbesondere des Brahmanenthnms, hineinzuleben und zu denken und womöglich ihre Eigenart ganz verstehen zu lernen. Und dass das freilich nicht ganz leicht sein würde, das wnsste ich von vorne herein.

Bei dem scharfen Gegensatze zwischen der feingeistigen Kultur der Brahmanen und nnserer viel materielleren und äusserlicheren, europäischen Kultnr ist es begreiflich, dass sich der Brahmane allem Europäerthum gegenüber wie eine Mimose verschliesst, um so mehr, da er bisher die Europäer ihm fast nur mit dem verständnisslosen Ansprnche auf unsere unbedingte geistige Ueberlegenheit entgegentreten sieht, während doch offenbar unsere Kultur nur auf das praktische Leben und die materielle Welt das Hauptgewicht legt, diese aber dem Hindu lediglich Mittel zu höheren Zwecken sind. Dabei ist es für uns Europäer doch sehr schwer, den meisten ganz unmöglich, die geistige Kultur der Brahmanen zu bemeistern; den Brahmanen aber wird es in der Regel spielend leicht, sich auch unsere äussere und intellektuelle Kultur anzueignen und deren Formen zu handhaben. So kommt er auch dem Europäer liebenswürdig, höflich und gewandt entgegen; zugleich aber verbirgt er ihm gegenüber sein eigenstes inneres Wesen, und zwar um so mehr, je mehr man ihm als »Europäer«, d. h für ihn soviel wie ganz verständnisslos, entgegentritt.

Zur Einführnng bei den Brahmanen hatte ich ungewöhnlich gute Beziehungen als langjähriges Mitglied der Theosophischen

Gesellschaft, die sich in Indien besonders der Förderung und dem Studium der brahmanischen Kultur gewidmet hat. Und es war auch von Seiten dieser Gesellschaft für meine Studienreise in allen Theilen Indiens schon vor meiner Ankunft dort durch Zeitungs-Mittheilungen die Aufmerksamkeit der Hindus erregt worden. Aber ich musste mir natürlich sagen, dass ich trotzdem meinen Zweck bei den Hindus nicht erreichen würde, wenn ich ihnen gegenüber als Europäer aufträte und gleichzeitig mit den Europäern in Indien, den sogenannten Anglo-Indiern, hätte verkehren wollen. Auf diesen Verkehr musste ich also verzichten. Die wenigen Europäer, mit denen ich in Indien Umgang hatte uud zwar einen überaus werthvollen und geistig inhaltreichen Umgang, gehörten auch ganz den Gedankenkreisen an, denen ich meine Studien dort widmete.

Meine Verbindnng mit der theosophischen Gesellschaft ebnete mir überall in Indien die Wege, wie es für meine Zwecke keine andere Macht der Erde hätte thun können. Aber trotzdem ich eigentlich anderer persönlicher Empfehlungen bei Indiern nicht bedurft hätte, war ich doch von Freunden und Bekannten mit solchen versehen worden. Das brachte mich in fremdere Gesellschaftskreise unter den Hindus; und dort galt ich selbstverständlich nur als Europäer *sans phrase*, wenn auch präsumtiv als ihnen sympathisch gegenüber stehend. So kam ich sehr bald nach meiner Ankunft auf indischen Boden in einen Club von Hindus in Bombay.

Dort wnrde ich sehr freundlich und höflich aufgenommen; aber mir fiel auf, dass jeder, dem ich, zuvorkommend, die Hand gab, sich sogleich darauf ostentativ seine Hand an seiner Kleidung abwischte. Mich amüsirte das. Ich fragte meinen Freund, der mich dort eingeführt, nach der Erklärung dieser sonderbaren Sitte, und wurde dann daran erinnert, dass wir Europäer dort für unrein gelten, da wir uns ja völlig ausserhalb der einheimischen Gesellschafts-Ordnung stellten. Zwar betrachte keiner der Herren mich geringschätzig und würde auch diese Geste sicherlich nicht gemacht haben, wenn er mit mir allein gewesen wäre; aber um nicht seine »Kaste« zu verletzen, müsse er vor den Augen seiner Genossen die Form der Reinigung nach der formell unreinen Berührung machen.

Dass die Europäer von den Hindus verächtlich als *Mletschtschhas* angesehen werden, als Barbaren, die ihrer Sanskrit-Kultur fern stehen, das war mir bekannt. Die alten Indo-Arier gebrauchten diese Bezeichnung für die Ureinwohner Indiens, die nicht Sanskrit sprechen lernen konnten. Aber ich hatte nicht erwartet, diese Behandlung an meiner eigenen Person so bald zu erfahren. Das beschloss ich schnell zu ändern.

Vor allem fügte ich mich fortan ganz der indischen Begrüssungsform, einfach die zusammengelegten Häude an die Stirn zu halten. Aber ich bestand daranf, dass ich selbst ein Brahmane sei und forderte deshalb anch das Begrüssungswort, (*Namaskar* oder *Namaste*), das den Brahmanen zukommt. Das rechtfertigte ich, wo es nöthig ward, indem ich die betreffenden Hindus selbst bei ihrer Ehre packte.

Wie schon erwähnt, trifft nichts den Hindu so sehr, als wenn man ihm vorwirft, dass er seine heiligen Schriften (*Shastras*) nicht kenne. — Also ich berief mich darauf, dass sie doch jedenfalls ihre eigene Garga-Purana kennten; deshalb müssten sie auch mich als einen Brahmanen anerkennen. — »Ja, wie so denn?« —

In der Garga Purana wird nämlich erzählt, dass Garga, der geistige Führer und Erzieher Krishnas, des Lieblings-Gottes oder göttlichen Lehrers der meisten Hindus, mit Krishna und dessen Genossen unzufrieden gewesen sei und deshalb Indien verlassen habe. Er sei nach Jawana (Jonien, Griechenland) gegangen.

Nnn sagte ich: »Jawana ist natürlich *Germany* (Deutschland); und wir deutschen Gelehrten sind bessere Brahmanen, als ihre Nachkommen von den Schülern, mit denen euer Geistesmeister (Rischi) Garga unzufrieden war.« Und dieser Scherz wurde, wo ich gelegentlich ihn vorbrachte, im Ernste angenommen.

Die Garga-Legende stellt ja wirklich auch eine kulturhistorische Wahrheit dar. Die ersten Griechen, welche eine wahrhaft geistige Philosophie lehrten, waren Pythagoras und Xenophanes, der Begründer der eleatischen Schule. Beide lebten zwar in Unteritalien, aber beide waren aus Kleinasien (*Jawana*) gebürtig. Was sie lehrten, war unzweifelhaft indische Philosophie, nnd es ist mehr als wahrscheinlich, dass sie dieselbe von den Indo-Ariern, den Brahmanen, überkommen haben.

Was aber die Verwerthung dieser Garga-Sage für mich selbst betrifft, so sind zwar die Brahmanen sehr intelligent, es fehlt ihnen aber oftmals an der Kenntniss von nicht-indischen Verhältnissen, da sie, altem Herkommen getreu, Indien nicht zu verlassen pflegen; insbesondere ist ihnen die Bedeutung ihrer eigenen Bezeichnung ausländischer Gegenden ebenso unklar wie gleichgültig. Warum sollte, meinen sie, Jawana gerade Jonien und Griechenland, warum nicht *Germany* bedeuten?! Dass Germanien damals noch nicht existirte, dürfen wir bei den Brahmanen nicht betonen, weil wir nicht in ihrer Achtung dadurch steigen, dass nnsere Kultur um ein paar Tausend Jahre jünger ist als ihre eigene.

Uebrigens ist aber ja auch thatsächlich die Sache richtig. Denn dem Geiste nach sind doch die Deutschen, wir, »Das Volk der Denker«, nicht allein die Geisteserben der alten Hellenen, sondern unsere Philosophie und unser ganzes Geistesleben kennzeichnet uns auch als europäische »Brahmanen« im Sinne dieser »Geistmenschen« des Ostens.

Da ohnehin für mich nun durch die Theosophische Gesellschaft unverdienter Weise, als für einen »hervorragenden deutschen Gelehrten«, Aufsehen gemacht worden war, so fand ich sehr leicht Anerkennung. Dazu kam auch noch, dass bei den Hindus schon von vorn herein die Deutschen sehr gut angeschrieben sind, viel besser als die Engländer. Ich begegnete in dieser Hinsicht stellenweis den übertriebensten Begriffen, wie der Hindu ja leicht überschwänglich ist. Es meinte Einer, Deutschland sei so viel gebildeter und gelehrter als das heutige Indien, dass bei uns selbst in den Volksschulen Sanskrit gelehrt werde; ein Anderer meinte, dass doch wenigstens ein Mann, wie Bismarck, fertig Sanskrit spräche. Mir sind jedenfalls alle solche Legenden da zu statten gekommen, wo ich ausserhalb des Einflusses der Theosophischen Gesellschaft unter den Hindus auftrat.

Wie man sieht, haben die Indier von uns Deutschen eine ebenso unklare Vorstellung, wie die Deutschen von ihnen. Warum aber sollten wir sie nicht von vorne herein mit ebenso günstigen Augen ansehen, wie sie uns?! Ist vielleicht auch Indien nicht die »Wiege des Menschengeschlechts«, vielleicht nicht einmal »das Mutterland des Arierthums«, so sind doch jedenfalls die Hindus ältere Brüder unserer eigenen Kultur.

Dass nicht Indien sondern Hellas die erste Morgenröthe unserer Kultur gesehen habe, dass die Anfänge unserer Geistesschätze bei den alten Griechen zu suchen seien, das ist ein längst explodirtes Dogma gelehrter Unwissenheit. Freilich noch vor einem Menschenalter war die Litteratur der Brahmanen in Deutschland so gut wie unbekannt, kaum ein halbes Dutzend von Gelehrten hatte eine Ahnung von dem Inhalte ihrer philosophischen Bücher, andere bezweifelten sogar die Existenz der Weden; einige erklärten sie für »moderne Täuschungen«, und klassische Philologen hielten das Sanskrit für einen vom Alt-Griechischen abstammenden Dialekt. Ist nun auch heutzutage bei uns die geistige Nachkommenschaft der so beschränkten Akademiker lange noch nicht ausgestorben, so dämmerte doch schon mit dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts bei uns die Erkenntniss auf, dass auch den alten Griechen nicht die arische Kultur vom Himmel gefallen ist, sondern dass sie die meisten Keime und Ideen zu all ihren grossen

Kulturleistungen direkt oder mittelbar von älteren Ariern überkommen haben, deren Kulturblüthe wir in der Sanskrit-Litteratur wiedergefunden haben.

Allerdings sind die heutigen Brahmanen nicht mehr dieses Sanskrit-Volk, doch aber sind sie dessen direktere Nachkommen und Verwandten, als wir, und haben den Charakter der Kultur ihrer Vorfahren besser bewahrt, als wir. Ihre Kultur ruht heute noch auf gleichen idealistischen Grundlagen, unsere hat in andere Bahnen eingelenkt und wird zunehmend materieller. Welche dieser beiden Geistesrichtungen man höher schätzt, das ist Sache der eigenen Entwickelung. Ist es aber wohl billig, vom Standpunkte der einen Geistesrichtung die Produkte der anderen durchweg zu verurtheilen? Sollte diese andere Richtung nicht beanspruchen dürfen, auch von ihrem eigenen Standpunkte betrachtet und geschätzt zu werden?

In indischen Reisebeschreibungen, ja selbst in einigen wissenschaftlichen Werken über Indien und die Indier, habe ich fast ausschliesslich den einseitigen Standpunkt unserer europäischen Zivilisation vertreten gesehen. Objektiv erscheint mir solche Betrachtungsweise nicht; mir scheint eine Beurtheilung der fremden Kultur von ihrem eigenen Boden aus um ihrer grösseren Objektivität willen mehr wissenschaftlichen Werth zu haben.

Stellen wir uns einmal vor, ein Hindu, der eine Reise durch Europa und Amerika macht, wollte unsere Kultur einseitig von seinem Standpunkte aus beschreiben. Dabei würden wir Europäer mit all unseren irreligiösen Lebens-Einrichtungen und Gewohnheiten, mit unserer rastlosen Unruhe und Vergnügungssucht schlecht wegkommen. Zwar anerkennt der Brahmane unsere materielle und intellektuelle Kultur als in ihrer Weise werthvoll, aber doch als nebensächlich gegenüber den nach seiner Ansicht »Einem, was Noth thut«. Von der ganz anderen Geistesebene aus, auf der sein Denken sich bewegt, würde es ihm ebenso leicht sein, sich lustig zu machen, wie unsern europäischen Reisenden in Indien, die sich nicht die Mühe genommen haben, sich in die brahmanischen Anschauungen und Einrichtungen hineinzudenken; und solche Reisebeschreibungen, die von den Hindus doch gelesen werden, bestärken diese nur in der irrthümlichen Vermuthung, dass wir Europäer doch nur eine oberflächliche und daher geistig minderwerthige Rasse seien.

Keine der freilich seltenen Beschreibungen von Reisen, die Indier in Europa gemacht haben, stellt sich auf einen so einseitigen Standpunkt. Nehmen wir aber einmal an, ein Brahmane hätte das gethan: würden wir solcher Beurtheilung unserer Kultur irgend welchen

Werth beimessen? — Gewiss nicht, wir würden sagen: Das Buch ist blos eine Kuriosität, eine Dilettantenarbeit ohne wissenschaftlichen Werth. — Ganz mit Recht. Aber eben solche »Dilettantenarbeit« sind dann auch die meisten Urtheile über indische Kultur, die man jetzt noch in Reisebeschreibungen und sonstigen Werken über Indien liest.

Wollen wir jedoch den Hindus, insbesondere den Brahmanen Gerechtigkeit widerfahren lassen, so fehlt uns dazu keineswegs die völlig ausreichende Grundlage in unsrer eigenen Kultnr, namentlich uns Deutschen im Vorzuge vor anderen europäischen Völkern. Unsere Philosophie und unser Idealismus sind genau derselbe Boden, auf dem auch das Brahmanenthum erwachsen ist. Auf diesem Boden standen mehr oder weniger bewnsst alle grossen Geistesmänner unserer dentschen Kultur. Nur das oberflächliche Interessen-Leben der Gegenwart hat diese Welt der Ideale bei uus in Verruf gebracht. Dazu mag sich jeder Einzelne stellen, wie er will. Stellt er sich auf den Boden des äusserlichen Lebens, so wird ihm die heutige Kultur der Hindus den reichsten Stoff bieten, nm seinem Hnmor in billiger Weise die Zügel schiessen zu lassen. Stellt er sich aber auf den Boden geistiger Ideale, dann findet er eine noch reichere Ausbeute in der brahmanischen Kultur.

Diesen letzteren Standpunkt nehme ich meinerseits in Betreff des Hinduismus ein; ich lasse gleichsam den Brahmanen seine eigenen Anschauungen vortragen uud seine Einrichtungen rechtfertigen. Nur so ist, wie mir scheint, ein sicherer Boden zu gewinnen für die Frage, ob die brahmanische Kultur für uns irgend welchen Werth und Nutzen haben kann oder nicht. Hätte sie gar keinen Werth für uns, dann wäre es anch nur nutzloser Zeitvertreib, nns geistig mit dieser uns fernliegenden Kultur zu befassen.

In den folgenden Abschnitten aber möchte ich den Lesern anch noch weiteres Material bieten, um sich selbst ein stichhaltiges Urtheil zu bilden, nicht allein über den kulturellen Werth Indiens, sondern auch über seine wirthschaftliche und politische Bedentung für unsere gesammte europäische, die Welt umspanuende Zivilisation.

II. Hinduismus und Brahmanenthum.

Nicht alles orientalische Wesen ist indisch. Ist schon zwischen den Japanern und Chinesen, oder den Javanen und Malayen ein grosser Unterschied, so besteht ein noch grösserer zwischen all diesen Rassen und den indischen Völkern; nur stehen diesen die Javanen noch ver-

hältnissmässig näher, weil sie einst sehr stark durch indische Kultur direkt beeinflusst worden sind, nicht etwa nur mittelbar durch religionsphilosophische Anschauungen, wie die durch den Buddhismus sehr geförderten Japaner und Chinesen.

Was die indische Kultur so wesentlich von allen anderen des Orients unterscheidet, ist ihr ausgeprägt arischer Charakter; sie ist unserer europäischen Kultur ebenso verwandt wie ihre Sprachen. Sind die unserigen nicht von den indischen hergeleitet, so haben sie jedenfalls eine gemeinsame Abstammung mit denselben; und in Indien kommen die in die Vergangenheit zurückreichenden Fäden diesem gemeinsamem Ursprunge sicherlich näher als bei uns. Trotz dieser Verwandtschaft ist aber zwischen allen Indiern und allen Europäern (einschliesslich der Verzweigungen unserer Rasse nach Amerika, Australien und Afrika) ein sehr in die Augen springender Unterschied. Dieser kennzeichnet sich recht eigentlich als der Gegensatz des orientalischen zum occidentalen Wesen und beruht zum grössten Theile auf dem Unterschied des Klimas.

Es wird gut sein, sich diese Unterschiede hier vorweg kurz zu vergegenwärtigen, um danach das Wesen und den Charakter der eigentlichen, tonangebenden Bevölkerung Indiens, der Hindus, richtig bestimmen zu können. Denn das orientalische Wesen theilen mit ihnen auch die Araber und andere Mohammedaner, während diese sich in anderen viel wichtigeren Punkten wieder wesentlich von ihnen unterscheiden. Was aber der Indo-Arier mit dem Moslim gemein hat und was beide in scharfen Gegensatz zum Europäer setzt, sind beispielsweise folgende Eigenthümlichkeiten:

Der Orientale liebt die Ruhe über Alles, wir bedürfen der Thätigkeit zu unserem Wohlbefinden. Die Zeit hat für ihn gar keinen Werth, während wir sie für die Verbesserung unserer Lage auszunutzen gewohnt sind. Er ergiebt sich leicht in Alles und erträgt willig auch das schwerste Loos; wir sind uns stets bewusst, dass jeder seines Glückes Schmied ist, und dass es unsere eigene Aufgabe ist, unsere Zukunft zu gestalten. Der Orientale verschiebt alles auf »morgen«; wir schaffen, was wir können, »heute« und halten Pünktlichkeit für eine Tugend. Er hängt um jeden Preis am Alten, am Herkommen; wir streben nach Verbesserung, nach Fortschritt, wenn auch unsere Ansichten über das Wie desselben sehr weit auseinander gehen mögen. Dabei ist aber der Orientale nie, wie wir, über etwas Neues, Ungewöhnliches erstaunt. Er ist ferner bis zum Aeussersten höflich und gefällig, sogar oft auf Kosten der Wahrhaftigkeit; wir Europäer haben uns auch an viele gesellschaftliche Lügen gewöhnt, aber geben doch

sehr viel auf Wahrhaftigkeit und schämen uns, wenn wir auf Lügen ertappt werden. Der Orientale ist weitschweifig, unbestimmt, blumenreich; wir lieben Genauigkeit, Bestimmtheit und Gewissenhaftigkeit im Ausdruck. Ferner ist der Orientale stets gastfrei; wir dagegen haben eine Scheu fremde Privatleute zu belästigen, wir ziehen auch unsere Unabhängigkeit in einem Gasthofe vor. Wenn der Orientale eine Wohnung betritt, behält er seine Kopfbedeckung auf dem Haupte, zieht aber seine Schuhe ab, weil angeblich die bestaubte Fussbekleidung die Zimmerteppiche mehr verunreinigen würde als seine nackten Füsse; wir nehmen den Hut ab, weil er uns im Zimmer zu warm würde, und behalten unsere festeren Schuhe an, trotz unseres schmutzigeren Klimas, weil deren Ansziehen viel umständlicher ist als deren gutes Abputzen. Der Orientale trägt weisse und weite Kleider, wie vor Jahrtausenden; wir lieben, besonders zu Festlichkeiten, dunkle Kleider, diese schliessen sich wärmend enger an unsere Glieder an, eignen sich deshalb besser für unser arbeitsthätiges Leben, wechseln aber schnell in ihrem Modeschnitt. Der Orientale rasirt sein Haupthaar ab, wir halten dieses für einen Kopfschmuck auch beim Manne. Und so geht es fort bis in die meisten Einzelheiten des täglichen Lebens. Was der Orientale liest, das singt er ab mit einförmigem Tonfall, ungefähr wie eine protestantische Altarlithurgie; das hilft ihm, seine Aufmerksamkeit auf das Gelesene zu sammeln und zu fesseln. Uns Europäer würde dies nur stören; je ernster und aufmerksamer wir sind, desto stiller und unbeweglicher werden wir. Trotz ihres vielen Singens ist aber die Musik aller Orientalen für unser Ohr nur einförmig und melancholisch, so dass dagegen selbst unsere traurigsten Volkslieder munter und frisch klingen. Das sind so einige der Eigenthümlichkeiten, die den Indier als Orientalen von uns Europäern unterscheiden.

So ist also das indische Wesen einerseits **arisch**, andererseits **orientalisch**. Das nun, was der orientalischen Kultur Indiens den uns trotz all dieser Unterschiede doch so nah verwandten arischen Charakter aufgeprägt hat, ist der **Hinduismus**, insbesondere das **Brahmanenthum**.

Dennoch sind lange nicht alle Hindus Arier und nicht alle Arier Indiens sind Hindus.

Indien gilt in Europa meist für ein einheitliches Land mit einer einheitlichen Bevölkerung. Das ist durchaus ein Irrthum. **Indien** ist vielmehr ein **Kontinent** wie Europa und hat fast ebenso viele Einwohner; Europa hat etwa 350-, Indien 300 **Millionen** Bewohner. Nach ihren Kulturverhältnissen vertheilen sich diese Indier ungefähr folgendermaassen:

I. Bevölkerung Indiens,
nach ihrer Kultur-Angehörigkeit betrachtet.

Hindus....................	216	Millionen
Mohammedaner............	60	»
Urvölker..................	10	»
Buddhisten und Djains	9.5	»
Christen	2.3	»
Sikhs, Parsen und andere ..	2.2	»
Gesammtzahl:	300	Millionen

Dagegen vertheilt sich dieselbe Bevölkerung nach ihren Sprachen, also annähernd auch ihrer Rassenangehörigkeit, wie folgt:

II. Bevölkerung Indiens,
nach ihrer Rassen-Angehörigkeit betrachtet.

Millionen Menschen		Zahl der Sprachen
Arisch	221	20
Dravidisch......	59	15
Mongolisch	10	30
Urvölker........	10	12
Millionen	300	77 Sprachen.

Unsere europäische Kultur trägt nun freilich auch ein völlig arisches Gepräge. Aber während hier den 91 Prozent Ariern nur 9 Prozent Nicht-Arier gegenüberstehen, ist dieses Verhältniss in Indien wie 74 (Arier) zu 26 (Nicht-Arier); und dennoch hat sich dort das Uebergewicht der arischen Kultur so mächtig gezeigt, dass es unbedingt herrscht, trotzdem sie dort den stärksten aller ihrer Gegner, den Mohammedanismus, in sehr grosser Volkzahl sich gegenüberstehen sieht. Wenn man bei uns in Europa schon den Buddhismus als gefürchteten Gegner abmalen kann, der unsere Kultur bedrohe, wo es doch bis jetzt noch gar keine Buddhisten in Europa giebt und auch gewiss nie eine grössere Anzahl derselben geben wird, wieviel mehr würde man erst hier in Deutschland den Islam fürchten, wenn statt der für uns ganz harmlosen 5 Millionen Türken schliesslich, wie in Indien der Fall, 60 Millionen fanatisirte Moslims uns gegenüber ständen. Da muss dem Hinduismus doch eine merkwürdige Kultur-

kraft innewohnen, die wir uns bisher nicht zutrauten, dass er diesem drohenden Feinde gegenüber so sicher sein Uebergewicht behält!

Leichter begreiflich wird übrigens diese wunderbare Thatsache, wenn man erwägt, dass der Hinduismus Indien schon seit Jahrtausenden völlig beherrscht, dass die 59 Millionen Dravidas in Süd-Indien und mindestens noch eine halbe Million mongolischer Rassenangehöriger schon seit langer, wenn nicht seit uralter Zeit vollständig hinduisirt worden sind, und dass andererseits die Mohammedaner in Indien fast ausnahmslos der arischen Rasse angehören und ursprünglich nur mohammedanisirte Hindus sind, wenn auch dieses schon z. Th. seit 4 bis 5 Jahrhunderten durch viele Generationen hindurch. Diese 280 Millionen Arier und Dravidas, ohne die Urvölker und die Hauptmasse der mongolischen Stammesangehörigen, vertheilen sich also nach Abstammung und Kultur, wie folgt:

III. Bevölkerung Indiens,
in Millionen angegeben

nach Abstammung:		u. Kulturangehörigkeit:	
Arier	221	216	Hindus
Dravidas	59	60	Mohammedaner
Mongolische Stämme	0.3	2.3	Christen
		2.2	Sikhs und Parsen
	280.5	280.5	
Mongolische Stämme	9.5	9.5	Buddhisten
Urvölker.....	10	10	Urvölker
Millionen	300	300	Millionen

Die Urvölker stehen in keinerlei Gegensatz zum Hinduismus, sind nur noch zu unentwickelt, um irgend eine höhere Geisteskultur begreifen zu können. Unsere christlichen Missionare machen an ihnen mit Selbstaufopferung die ersten Versuche einiger Kultur-Erziehung. Die 9½ Millionen mongolischer Abstammung sind aber ausnahmslos Buddhisten, stehen daher mittelbar vollständig unter dem geistigen Einflusse der arischen Kultur. Sie unterscheiden sich irgendwie wesentlich von den Hindus auch nur da, wo sie weit getrennt von den Kulturzentren des Hinduismus leben, wie die Barmanen, welche die grosse Masse dieser Buddhisten ausmachen. [1])

[1]) Viel weniger ist dies schon bei den Bewohnern Ceylons der Fall. Diese stehen den Hindus sehr viel näher als die Barmanen. Von den 3 Millionen Ceylonesen sind etwas über 600 000 Tamilen, das sind völlig hinduisirte Dravidas, und fast 200 000 Moham-

Die wenigen Buddhisten aber, die es gegenwärtig noch im eigentlichen Indien, Vorder-Indien, wie wir es im Deutschen nennen, giebt, werden dort fast ganz als Hindus betrachtet. Wenn sie selbst sich nicht als solche bezeichnen, so beruht das nur darauf, dass sie das Ideal des Brahmanen nicht als in der Brahmanen-Kaste ausgeprägt anerkennen.

Die Parsen und die Sikhs gehören heutzutage auch ihren socialen Verhältnissen nach fast ganz zum Hinduismus; nur anerkennen auch sie nicht die Autorität der Brahmanen als Kaste. Aber sowohl die Sikhs, wie wahrscheinlich auch die Parsen, gehören dem arischen Rassenstamme an. So ist es begreiflich, dass trotz des sehr entschiedenen Gegensatzes den nur die mohammedanisirten Indier gegen die arische Kultur der Hindus bilden, dieser Hinduismus Indien kulturell doch vollständig beherrscht.

Was sind nun aber diese Hindus? Und worin besteht eigentlich das gemeinsame Wesen dieses Hinduismus, der mit seinem weiten Herzen so viele verschiedene Völker und Rassen umfasst? Worin beruht seine Kulturkraft, die ihm eine Widerstandsfähigkeit gegeben, vermöge deren er sich ohne alle staatliche Organisation oder Gewalt (wie unsere oder die chinesische Kultur) durch die Jahrtausende erhalten hat und sich noch heute ohne alle äusserlichen Mittel weiter ausdehnt?

Was die Hindus sind? — Das Wort ist gleichbedeutend mit Arier. Entstanden ist es aus dem Sanskrit-Worte Sindhu, d. h. grosses Wasser, als welches schon seit ältesten Zeiten derjenige Fluss bezeichnet wird, den auch wir noch heute Indus nennen. Die alten Perser sprachen »Sindhu« aus wie »Hindhu« und übertrugen diesen Namen auf alle Arier, die am Indus oder jenseits desselben wohnten. Daraus machten die alten Griechen Indos (Ἰνδὸς bei Herodot IV, 44 u. V, 43) und wir Inder oder Indier. Von den Persern und Arabern haben die in Indien eingedrungenen Mohammedaner die Bezeichnung Hindu überkommen und von diesen haben auch wir diese letztere Wortform angenommen. Sie kennzeichnet also den indischen Arier. Soweit die Entwicklung dieser Namen, eines aus dem anderen.

---

medaner. 2 Millionen Singhalesen aber sind Buddhisten; weil sie jedoch reine Arier, wahrscheinlich ihrer Herkunft nach Bengalen sind, denen sie am meisten gleichen, so ähneln sie auch in ihrem ganzen Wesen sehr den Hindus. Da auch sie sich in sogenannte Kasten gruppiren, so würde sogar, wenn Ceylon zu Indien gehörte, nicht viel im Wege stehen, dass sie sich fast ganz in den Hinduismus einfügten. Uebrigens aber gehört Ceylon nicht zu Indien, wenigstens nicht zu Britisch-Indien; es ist eine völlig von Indien unabhängige und nach ganz anderem System regierte britische »Kron-Kolonie«.

Das Land dieser indischen Arier, den Pandjab, das Ganges-Thal und dann Central-Indien — das Gebiet vom Himalaya bis znm Windhya-Gebirge nnd selbst bis zur Malabar-Küste hinnnter, — nannten die Mohammedaner Hindústán, das Land der Hindus. Erst durch diese Eindringlinge nnd jetzt durch die europäischen Eroberer und Organisatoren Indiens haben die arischen Indier die fremdländische Bezeichnnng als »Hindus« für sich angenommen. Ihre eigentliche nrsprüngliche Benennung ihrer selbst ist nnr Arier (*Arya*, d. h. der »Edle«); und ihr Land, das Hindústán, nennen sie Aryawarta. Auch die Wortbildung »Hindnismus« ist nicht indisch. Die Hindus sagen dafür in ihrer eigenen Ansdrucksweise nur *Arya-dharma*, das heisst »das Arierthum«. Um das richtige Erfassen dieses Wortes *Dharma* dreht sich das ganze Verständniss des Begriffes Hinduismus.

Zunächst ist hier wieder einem fast ganz allgemein verbreiteten Irrthume entgegenzutreten, nämlich dass der Hinduismns eine Religion in unserm Sinne dieses Wortes bezeichne, also ein System von Glaubenslehren oder gar eine kirchenartige Organisation, wie wir sie im Christenthnm, im Mohammedanismus und z. Th. sogar im Buddhismns sehen. Dergleichen giebt es im Hinduismus nicht; von irgendwelchem festgesetzten Glaubensbekenntniss ist dies indische »Arierthum« vollständig frei. *Dharma* heisst auch freilich wohl Lehre, aber nicht im dogmatischen Sinne, sondern mehr im rechtlichen und gesellschaftlichen. *Dharma* heisst Gesetz und Ordnung, Satzung, Vorschrift, Norm, Gebot, Richtschnur oder Verhaltungsregel. Thatsächlich bezeichnet daher auch *Arya-dharma* Arierthnm oder Hinduismns, in erster Linie die ganze Lebens- und Gesellschafts-Ordnung der Hindus. In deren Anerkennung beruht hauptsächlich der Begriff des »Hindn«. Und nur weil diese ganze Lebens- nnd Gesellschaftsordnung für den Hindn religiöser Natur ist, ihm als göttliche Satzung gilt, nur deshalb kann man in diesem Sinne den Hinduismus eine Religion nennen, aber durchans nicht in unserem Sinne dieses Wortes.

Soweit die formelle Feststellung des Begriffes »Hinduismus«. Wichtiger ist aber dessen geistiger Inhalt; und hinsichtlich dessen kann man wohl behaupten, dass der Hindnismus die uns bis hente in den Grundzügen erhaltene Urform des Arierthums ist. Diese Angabe mag nm so mehr überraschen, als man gewohnt ist, die Lebens- und Gesellschafts-Ordnung der Hindus mit dem verrufenen »Kastenwesen« und mit »abgöttischer Verehrung von Brahmanen« zn identifiziren: — an diesen Einrichtungen soll der Hindu mit inniger Religiosität hängen? und das soll überdies ein edles Arierthum seiu? So mag man fragen.

Nun, entartet ist freilich jetzt manches oder vieles an der heutigen Lebens- nnd Gesellschaftsordnung der Hindus, insbesondere an dem sogenannten »Kastenwesen«. Darüber wird im Weiteren unten Ausführlicheres mitgetheilt. Aber schon die dieser »Kastenordnung« ursprünglich zu Grunde liegenden Gedanken und natürlichen Thatsachen sind wohl anerkennenswerth. Wichtiger noch ist der Umstand, dass die Regeln und Satzungen dieser Ordnung, dieser von uns sogenannten »Kasten« *(Djáti* [1]) keineswegs unwandelbar sind, wie immer behauptet wird. Wie sich schon die unendlich vielen jetzigen Zersplitterungen der »Kasten« *(Djáti)* aus vier grossen Gesellschaftsklassen (*Warna)* nach nnd nach herausgebildet haben, so geht ganz naturgemäss diese Zersetzung weiter vor sich, wenn auch langsam, und bereitet so eine bessere Ordnung vor. Schon heute weichen nicht allein die Anforderungen der verschiedenen »Kasten« an ihre Mitglieder sehr weit von einander ab, sondern sogar die Gebräuche und Gewohnheiten der gleichen oder entsprechenden »Kasten« an verschiedenen Orten. Nöthig ist für einen Indier, der als Hindu anerkannt sein will, nur, dass er irgend einer Gemeinschaft (*Djáti* oder *Somadj*) angehört, die sich der arischen Gesellschaftsordnung Indiens einfügt.

Zu diesem sich Einordnen irgend einer Gemeinschaft in das gesellschaftliche System der Hindus sind aber kaum irgend welche Aeusserlichkeiten erforderlich, sondern vielmehr nur ein völlig innerlicher Idealismus. Zumal heutzutage mischt sich kaum irgend eine der sogen. »Kasten« *(Djáti)* in die Ordnungen und Gewohnheiten, die eine andere »Kaste« für ihre Mitglieder fordern mag. Bildete sich also innerhalb des Hinduismus eine neue derartige Gemeinschaft, so würde sie ihr Thun und Leben, ihre Gewohnheiten und Vorschriften regeln können, wie sie will. Gefordert werden würde nur ein Idealismus, der sich vorzugsweise in zweifacher Hinsicht äussern muss:

1. in der Anerkennung des Brahmanenthums, und
2. in der weitestgehenden Duldsamkeit oder Nichteinmischung in die sonstigen religiösen oder weltlichen Anschauungen anderer Menschen.

Ohne diese Eigenschaften wird sich keine noch so grosse Gemeinschaft in den Hinduismus einfügen und sich wirkliche Achtung nnd Anerkennung erwerben können. Richtig betrachtet, sind aber gerade diese beiden Forderungen der Ausdruck des höchsten religiösen

[1]) *Dj* steht hier in allen Sanskrit-Worten für einen Buchstaben, der dem englischen *j* gleich kommt. Wenn also hier unserem *j* ein *d* vorgesetzt ist, so sollte das *j* wie im Französischen gesprochen werden, nicht wie unser sch; deshalb habe ich auch diese gewöhnliche Transkription nicht angenommen.

Idealismus; und deswegen eben halten auch die indischen Arier so stark an ihrem Hinduismns fest.

I (zu 1). Bei den Hindus beruht Alles anf der Idee: sie leben nicht im Sinnlichen, sondern im Ideellen. Das kennzeichnet ihre ursprüngliche »Kastenordnung« *(Warnas)* uud besonders anch ihre Verehrung für die Brahmanen. Diese gilt nämlich nicht den Personen irgend welcher Brahmanen, sondern nur dem Ideal, wie der Brahmane nach uralter Kultur-Ueberlieferung sein soll, jenem idealen Ziel, das jeder Mensch zu erreichen streben sollte, dem höchsten Ideale gottmenschlicher Vollendung. Deshalb ist das Festhalten der Hindus an ihrem »Arierthum« mit aller Zähigkeit auch sehr wohl als Ansfluss inniger Religiösität zu verstehen.

Diese Idee des Brahmanenthums ist der eigentliche Lebensnerv, der den ganzen Hinduismus durchdringt und ihm seine fast einzig dastehende Zähigkeit und Widerstandskraft verliehen hat und noch verleiht, überdies ohne irgend welche äussere Gewaltmittel lediglich durch die Macht der Gedanken, die in einer ganz freiwilligen Organisation der Gesammtheit zur Gewohnheit wnrden. Und diese Gedanken beziehen sich auch nur auf die zweckmässigste Gestaltnng der Gesellschaftsordnnng, des Familien- und des Einzel-Lebens, wie sie eben jenem religiösen Streben des Brahmanenthums am förderlichsten sein sollen. Aber irgend welche Formen religiöser oder sonstiger Anschaunngen sind dabei Niemandem vorgeschrieben; er kann glauben, was er will, und kann anbeten, wie er will.

Freilich ist hier zwischen exoterischem (äusserlichem) und esoterischem (geistigem) Brahmanenthum zu nnterscheiden. Ersteres ist dessen volksthümliche Anschauung gleichsam von aussen nnd von nnten, während nur das letztere, das geistige Brahmanenthum dessen inneres Wesen ist. Dieses nur wird hier gemeint, wenn von Brahmanenthum schlechthin die Rede ist.

Dass die grosse Masse der Hindus, ja vielleicht sehr viele Brahmanen selbst, das Brahmanenthum nnr äusserlich auffassen, ist so wahrscheinlich, so sicher, wie das Gleiche bei allen Menschen, selbst bei den höchst kultivirten Völkern nnd selbst bei den meisten sogenannten »Gebildeten« unter den Europäern der Fall ist. — Thatsächlich ist für die grossen Volksmassen, die den Geist des Brahmanenthums kaum recht erfassen, dieses auch nnr eine Form, eine religiöse nnd gesellschaftliche Einrichtung; und an diese knüpfen sie dann ganz konkrete dogmatische Vorstellungen. Und gerade so wie auch bei uns die exoterischen Religionsgemeinschaften in sehr verschiedene Konfessionen zerfallen, so auch bei den Hindus. Wie in

der Christenheit sich die beiden katholischen Kirchen, die römische und die griechische, durch verschiedene Dogmen und Riten unterscheiden, so bei den Hindus auch die Waishnavas und Shaiwas; und wie neben beiden hier noch viele protestantische Sekten bestehen, so auch in Indien eine Menge anderer Verehrungsformen des Göttlichen. Und wie bei den Christen sich alle Partheien in dem einen Bekenntnisse einer »Trinität« der Gottheit vereinigen, so alle Anhänger des exoterischen Brahmanenthums in der Anerkennung des *Trimúrti*, der dreifachen Offenbarung der göttlichen Urkraft, schaffend, erhaltend und zerstörend oder umgestaltend, welche drei verschiedenen Thätigkeiten des einheitlichen göttlichen Wesens in den drei Personen, Brahma, Wischnu und Shiwa (Rudra) vorgestellt werden. Nur das eine haben die Hindus mit den Christen nicht gemein. Bei diesen befehden die verschiedenen Konfessionen einander, bei den Hindus schliesst die eine nicht die andere aus.

Ferner aber haben alle Hindus soviel von dem geistigen Brahmanenthum mit einander gemein, dass sie es als Aufgabe jedes Menschen ansehen, die höchste Vollendung seines eigenen Wesens zu erstreben; und thatsächlich anerkennt auch jeder Hindu theoretisch die Möglichkeit, ja sogar die Gewissheit, dies Ziel zu erreichen, ausnahmslos für jeden Menschen an, zwar nicht im gegenwärtigen Leben jedes Menschen, aber doch in irgend einem späteren Erdenleben auf fortgeschrittener Entwicklungsstufe.

Jeder der nach diesem Ideale strebt und deshalb schon Idealist sein muss und mehr in der Ideenwelt als in der Sinnenwelt lebt, der sich dann nur der Lebens- und Gesellschaftsordnung des indischen Arierthums einfügt, der wird als ein Hindu anerkannt, mag er selbst Buddhist oder Christ oder Mohammedaner sein. Nur weil und insofern sich solche Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften selbst von dieser idealistischen Kultur und Lebensanschauung ausschliessen, sich zu ihnen in bewussten Gegensatz stellen und andere Strebensziele und Gewohnheiten vorziehen, werden sie nicht als Hindus betrachtet.

II (zu 2). Selbst solchen fremden Anschauungen und Bestrebungen tritt der Hindu mit weitherzigster Duldsamkeit gegenüber. Da er Niemanden nach seinem Glaubensbekenntnisse fragt, so schliesst er auch Niemanden von dem Hinduismus aus, der sich nicht — wie es oft geschieht — aus Missverstand von dieser allumfassenden Gemeinschaft ausschliesst, in der ja nach ihrer geistigen Entwicklungsstufe ebensogut Fetischanbeter Raum finden können wie Polytheisten aller Art oder Monotheisten oder Pantheisten oder Atheisten.

Wegen seines Uebertritts zum Christenthum oder zum Mohammedanismus braucht auch kein Hindu aus seiner »Kaste« (*Djáti*) ausgestossen zu werden, wenn er sich nur noch den gesellschaftlichen Anforderungen seiner »Kaste« fügt; nur wenn er selbst aus seiner »Kaste« austritt, scheidet er sich damit selbst vom Hinduismus aus. Wenn sich dagegen Christen oder Mohammedaner, sogar solche, die nie Hindus waren, zu einer Gemeinschaft oder Gesellschaft zusammenschlössen und als solche in die Gesammtordnung und in das idealistische Wesen und Streben der Hindus einfügten, so könnten sie von diesen wohl als Hindus anerkannt werden. Vielleicht würde dazu nicht einmal das Geborensein auf indischem Boden für erforderlich erachtet werden. [1])

Der Hindu ist vor allem niemals aggressiv in der Vertretung seiner religiösen Anschauungen. Der Katholizismus hat das Protestantenthum nicht wiederum für sich zurückgewinnen können, weder mit Gewalt noch mit Ueberredung. Das Brahmanenthum hat aber ohne Feuer und Schwert nur durch vernünftige Ueberzeugung sich in ganz Indien den Buddhismus wieder assimilirt und ihn gleichsam aufgesogen, so dass dieser schon seit vielen Jahrhunderten aus Indien ganz verschwunden ist. So wird sich der Brahmane auch niemals mit äusserer Gewalt der Ausbreitung irgend welchen, wenn auch noch so kindlichen Religionsanschauungen oder der Propaganda und Mission einer ihm feindseligen Religionsgemeinschaft widersetzen. Nur durch ruhige Belehrung wird er Irrthümern und Missverständnissen entgegen zu wirken suchen; und auch diese Belehrung wird er mehr durch ein lebendiges Beispiel als durch dogmatirche Erklärungen zu geben suchen.

Religiöse Duldsamkeit ist offenbar eine Eigenschaft, die den Arier besonders auszeichnet. Uns Europäern fehlte sie bisher wohl auch nur deshalb, weil unsere Kulturerziehung durch semitische

[1]) Als einzelner Mensch kann man freilich nur durch die Geburt von Hindu-Eltern ein Hindu werden, eben weil die ganze Rechts- und Lebensordnung der Hindus eine gesellschaftliche ist. Als geborener Hindu gehört man ganz von selbst zur »Kaste«, *Warna* und *Djáti* seiner Eltern und nur als Angehöriger einer *Djáti* kann man Hindu sein oder werden. In eine der bestehenden *Djátis* eintreten kann man aber auch nicht, weil das dem Geiste des Hinduismus widerspricht. Es müssten also schon eine Gesellschaft Gleichgesinnter sich als neue *Djáti* in eine Gesammtordnung der Hindus einzufügen streben. — Nur eine Ausnahme giebt es für die Hindus, wie ein Einzelner sich unter ihnen zur Geltung bringen kann, ohne sich auf eine *Djáti* zu stützen. Er mus nämlich ein Heiliger, ein hervorragender Asket sein und muss als solcher sich bei den Brahmanen Anerkennung erringen. Als solcher steht er ausserhalb und über allen *Djátis;* als solcher darf er sich aber auch mit irgend welchen weltlichen Dingen des menschlichen Lebens überhaupt nicht mehr befassen.

Charakterzüge vermittelst des Christenthnms beeinflusst worden ist. Die christliche Kirche kennzeichnete sich von jeher dnrch ihre starre Unduldsamkeit als nicht arischen, sondern semitischen Ursprnnges, wie ja denn im kirchlichen Christenthum auch mindestens eben so viel altes wie neues Testament verkörpert ist. Hinsichtlich der Intoleranz und des Fanatismns steht das Christenthum nicht hinter dem alten Jndenthnme oder dem Mohammedamismus znrück; der Einzug der Israeliten in Kanaan und die Ausbreitung des Islám mit Feuer und Schwert finden ihr Gegenstück vielfach in der Christianisirnng der Germanen, in den Kreuzzügen nnd in der Eroberung Amerikas, in der Inquisition und in all unseren Religionskriegen. Solche fanatische Unduldsamkeit ist dem viel reineren Arierthum der Hindus nnd seinen Verzweigungen, wie dem Buddhismus, völlig fremd. Der Brahmane oder der Buddhist lassen es sich nicht einfallen, den Geist durch physische Gewalt bezwingen zu wollen; solche materielle Denkungsart ist ihnen gänzlich nnverständlich. Sie wissen, dass durch solche äusseren Gewaltmittel der widerstrebende Geist nur zu stärkerem Widerstande getrieben und dadurch gekräftigt wird. Diese Weisheit könnte unsere eigene Regierung jetzt noch von den Hindus lernen.

Ich fasse nnnmehr die Bestimmung des Begriffes »Hinduismns« kurz znsammen. Er ist nicht, wie man irrthümlich annimmt, eine Religions- oder Konfessionsgemeinschaft. Wohl besteht das Brahmanenthum im Lehren und im Leben (Theorie und Praxis) von idealistischen religionsphilosophischen Ueberzeugungen. Dagegen erfordert der Hinduismus keineswegs die Annahme dieser Anschauungen oder irgend welcher anderer religiöser Dogmen oder Konfessionen; er sieht in duldsamster Weise von den Unterschieden aller religiösen Neignngen und Vorstellungen ab, nnd er nmfasst sie alle mit weitherzigster Philosophie. Dabei besteht aber der Hindnismns ausschliesslich in der Anerkennnng der brahmanischen Lebens- und Gesellschafts-Ordnung. Wer sich in diese Ordnung hineinfügt, der ist ein Hindn.

Nun noch ein besonderes Wort hier über das Brahmanenthum. Es ist die Spitze nnd das Ziel des Hinduismns, seine treibende Kraft nnd die Krönung seiner ganzen Lebens- und Gesellschafts-Ordnung.

Es mag heutzutage wenige Brahmanen geben, die das sind, was sie sein sollen; vielleicht hat es niemals viele solche Idealmenschen gegeben. Wer vermag dies zu bestimmen? Wer vermag den Menschen in das Herz zu sehen, seinen Mitmenschen und nun gar erst denen, die vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden gelebt haben? Ich kann

nur sagen, dass es jedenfalls jetzt einige ideal entwickelte Brahmanen in Indien giebt. Wenn ich dagegen zu vermuthen wage, dass deren Zahl nicht gross ist, so schliesse ich dabei von uns selbst auf die Hindus; bei uns sind Idealmenschen nicht eben zahlreich anzutreffen, und dass viele heute lebenden Brahmanen es nicht sind, das schien mir so. Aber das ist für uns nicht das Wesentliche, wenn wir das Brahmanenthum beurtheilen und mit unserem Europäerthum vergleichen wollen. Dies kann nur durch eine Gegenüberstellung ihrer Ideale geschehen.

Das Ideal des Europäers ist der *Gentleman*, d. h. der Edelmann des Geistes und Charakters, der zugleich den hohen oder höchsten Anforderungen des praktischen Lebens voll gerecht wird, sei es als ein Staatsmann, als Gelehrter, als Geschäftsmann oder auch als Arbeiter. Dieses Ideal lässt der Brahmane nur für die nächst-niedre Stufe gelten, unter derjenigen, die er in sich selber zu verwirklichen bestrebt ist. Für sich selbst erhebt er nicht die Anforderungen des praktischen Lebens, selbstverständlich aber doch die höchsten des Charakters und des Geistes. Dabei ist indessen unter »Geist« schon mehr Vernunft als blos Verstand zu denken, denn es handelt sich für den Brahmanen fast ausschliesslich um die philosophische metaphysische Erkenntniss. Doch das Alles ist ihm auch noch nicht das Wesentlichste. Das Brahmanen-Ideal ist vielmehr ein religiöses. Er erstrebt nichts weniger, als in sich die Stufe höchster göttlicher Vollendung zu verwirklichen.

Verstehen kann man dabei den Brahmanen nur im Sinne unserer höchsten philosophischen Idealisten des Abendlandes, eines Platon, eines Bruno, eines Kant und seiner nächsten Nachfolger und auch schon unsrer grossen Mystiker des Mittelalters, wie des Meister Eckardt, aus deren Gedankenarbeit unsre ganze deutsche Philosophie erwachsen ist. Der Brahmane ist Monist, und in den Rahmen seines abstrakten Monismus fasst er einen Idealismus, der den Thatsachen des Weltdaseins in allen Einzelnheiten völlig Rechnung trägt. In solcher theoretischen und praktischen Ausgestaltung seines Denkens und Lebens geht der Brahmane sehr weit über irgend einen Idealismus unserer abendländischen Kultur hinaus.

Will man aber den Brahmanen in seinem Denken und Streben recht verstehen, so muss man ihn vor allem im Sinne des höchsten religiösen Idealisten betrachten, dessen »Reich nicht von dieser Welt ist.« Für den Brahmanen ist das Erdenleben stets nur eine Durchgangsstufe; und die Sinneswelt ist ihm nicht wirklicher als uns die Traumwelt. Er ist sich vor allem stets bewusst, dass das eigent-

liche geistige Wesen des Menschen einer Bewusstseinsebene angehört, die weit höher und weit innerlicher ist, als die unserer Träume oder unsres Tageslebens.

Was der Brahmane sein will oder soll, bezeichnet auch schon die Herkunft und Bedeutung seines Namens. *Bráhmana* ist abgeleitet von dem Worte, welches in der Sanskrit-Litteratur für »das Ding an sich«, das Wesen alles Daseins, also auch das eigentliche geistige Wesen des Menschen, hauptsächlich gebraucht wird: das *Brahman*[1]). Weil er eben dieses »geistige« oder »göttliche« Wesen in sich zum Bewusstsein bringen und verwirklichen soll, deshalb heisst er ein Brahmane; und nur insofern er dieses aufrichtig erstrebt, ist er ein wirklicher Brahmane.

Jedoch mag mir vielleicht hier mancher Leser einwenden: die angegebene Unterscheidung zwischen Europäern und Brahmanen nach ihren Vorbildern und Strebenszielen treffe nicht mehr zu. Der *Gentleman* sei lange schon nicht mehr unser höchstes Ideal, besonders nicht mehr seit der unglückliche Nietzsche seine Phantasien eines »Übermenschen« aufgestellt und damit grosse Schaaren von begeisterten Anhängern unter den jüngeren und jüngsten Generationen, den sogenannten »Grün-Deutschen«, gefunden habe.[2]) — Dieser Einwurf erledigt sich sehr schnell vom Standpunkt des Brahmanen.

Dieser definirt und klassifizirt Alles mit der grössten Gründlichkeit, Subtilität und Vollständigkeit. So unterscheidet er drei verschiedene Wesensarten oder Eigenschaften (*Gunas*): *tamo-*, *radjasa-* und *sattwa-guna.*

Tamo-guna ist das Niedre, Alltägliche, Dunkle; daher alles, was in Unwissenheit oder Stumpfsinn oder niedriger Gesinnung geschieht.

Radjasa guna ist das Edle, Thätige und Tüchtige, aber Leidenschaftliche; mag es daher schön und gross erscheinen, es bringt doch noch Schmerz und Sorge.

Sattwa guna endlich ist das Reine, Gute, Wahre; es ist Glückseligkeit, die nichts mehr trübt.[3])

[1]) Das Wort *Brahman* bezeichnet etwa »das Wachsende«, vom Stamm *Brih* oder *Wrih*. — Ein noch älteres Wort für denselben Begriff des einheitlichen abstrakten Urwesens im Menschen wie im All ist: der *Atmâ*, der Lebensathem oder das Selbst. Später unterschied man die Manifestation dieses Wesens im Menschen als *Bráhmana* oder *Atmâ*, von *Parabrahman* oder *Paramâtma*, dem Wesen des Alls.

[2]) Andere Deutsche haben übrigens schon sehr viel höhere Ideale aufgestellt als Nietzsche's »Übermensch«, aber haben weniger Aufsehen gemacht, weil sie sich nicht so sehr an die harten Instinkte der Menschen wendeten.

[3]) Treffend versinnbildlicht werden diese Wesensarten durch Farben: *tamo* als schwarz, *radjasa* als roth und *sattwa* als weiss.

Will man nun Nietzsche's wirre Phantasien irgendwie klassifiziren, so ist das in sofern schwierig, als sie wenig positiv sind und nur allen klaren Begriffen, und vor allem sich selbst widersprechen. Jedenfalls aber lag ihm die letzte Eigenschaft, *sattwa*, am fernsten. Während jedoch der *Gentleman* das Ideal des *radjasa* ist, hat Nietzsche dieses Ideal nur durch einige der hässlichsten Züge des *tamo* verunstaltet, besonders durch eigenartige Selbstsucht und Grausamkeit. Annehmbar wäre höchstens, in etwas verändertem Sinne, seine Unterscheiduug von »Herrenart« und »Sklavenart«[1]). Auf unsere *Gunas* angewandt würde die Sklavenart das *tamo* und die Herrenart das *radjasa* sein.

Dem gegenüber könnte man alsdann das Ideal der Hindus, der Brahmanen, *sattwa*, nur als »Götterart« bezeichnen. Nur muss man dabei nicht an unsichtbare Götter denken, wie die Griechen und Germanen sie sich vorstellten. Solche *Dewas*, (lateinisch *deus*, griechisch *Zeus*) oder »Geister« kennt der Hindu auch; sie sind ihm aber etwas Untergeordnetes. Das *sattwa* Ideal ist ihm vielmehr der »Gottmensch«, der *Mahátmá*, das »grosse Selbst« dessen, der in Menschengestalt lebt, aber alle Wesen und alle Kräfte der Natur beherrscht, ein Wesen, das in beschleunigter Evolution sich soweit über das Menschenthum hinausgearbeitet hat, wie wir über den Affenmenschen. — Ob es solche höheren Evolutionsstufen in Indien oder irgendwo sonst auf der Welt schon ausgebildet giebt oder jemals geben wird, ist nebensächlich, auch das, dass jeder Hindu an deren schon gegenwärtiges Vorhandensein glaubt. Jedenfalls ist dieses Ideal das mehr oder weniger bewusste Strebensziel jedes Hindus. Zwar bildet Niemand dort sich ein, in seiner jetzigen Persönlichkeit dies Ideal verwirklichen zu können; aber jeder weiss, dass er so oft in immer besserer und edlerer Persönlichkeit ins Erdenleben zurückkehren wird, bis er, wie schliesslich die gesammte Menschheit, dieses Ziel erreicht, sei es auch erst nach vielen Millionen Jahren.

Welches der beiden Ideale höher zu schätzen ist, das europäische oder das indische, das mag jeder nach seinen eigenen Aspirationen entscheiden. Erwähnt werden sollte dazu aber doch, dass wir das religiöse Ideal der Brahmanen auch im Ur-Christenthume hatten[2]);

[1]) Nietzsche redet freilich nur von »Moral«; er umfasst damit aber thatsächlich die Art des ganzen Charakters.

[2]) In der kirchlichen Ausdrucksweise findet sich noch heute dieses Ideal in der Forderung wieder, dass jeder in sich das vollendete »Ebenbild Gottes« darzustellen streben solle. Der Apostel Paulus drückte dies so aus, dass wir den »Christus in uns« ausgestalten sollten, so in *Röm.* VIII, 10; *Gal.* IV, 19; *Eph.* IV, 13, *Kol.* I, 27 und auch vielfach sonst. Die Kirche hat sich diese unbequeme Forderung durch allerhand bildliche Auslegung vom Halse geschafft.

nnr ist es nicht das unserer europäischen Kultur geworden. Diese hat dasselbe nur den Mystikern und Mönchen überlassen.

Anch in der Art nnd Methode, wie die Brahmanen dies Ideal in sich zu verwirklichen streben, stimmen sie vollständig mit den christlichen Mystikern überein. Man könnte sogar knrzhin das Brahmanenthnm als *die Originalform aller religiösen Mystik* bezeichnen. Doch einen grossen Vorzug haben die Brahmanen vor all nnsern abendländischen Mystikern, dass sie nämlich mit ihrer sehr weit gehenden Praxis eine Theorie oder, besser gesagt, eine philosophische Erkenntniss verbinden, welche anerkanntermaassen noch von keiner anderen *Metaphysik* der Welt erreicht, noch weniger übertroffen worden ist.

Im Lichte ihrer Einsicht, dass das Wesen alles Daseins ein einheitliches ist, und dass alle Unterschiede der Erscheinungsformen nur verschiedene Stufen der Entwickelung zur höchsten Vollendung darstellen, erkennen die Brahmanen auch eine theoretische Begründung und Berechtigung für ihre *ausnahmslose Duldsamkeit* gegenüber allen von den ihrigen abweichenden Anschaunngen. Es ist selbstverständlich, dass ein Neger nicht in seinem gegenwärtigen Leben ein Arier werden kann. Wenn aber ein Mensch oder ein Volksstamm gegenwärtig auch erst reif ist für den Fetischmus der Naturvölker oder ein anderer für den halb-geistigen Monotheismus des Islâm, so wird er doch im Laufe der Jahrtausende bei der unanfhaltsamen Fortentwickelung jedes Wesens ganz von selbst noch einmal für den Geist des Arierthums reif werden.

In jenem hoch fliegenden Idealismns des Brahmanenthums, in der erfahrungsmässigen Realisirbarkeit ihres Ideals nnd in der weitherzigen Assimilationsfähigkeit aller verschiedenen, selbst der primitivsten Anschauungen, darin liegt die bisher sonst noch nicht erreichte geistige *Triebkraft* nnd die unverwüstliche *Lebensfähigkeit* des Hinduismns. Darin übertrifft er selbst die katholische Kirche.

Lord *Macaulay* schwang sich im Eingange seiner früher oft erwähnten Besprechnng von Ranke's ›Geschichte der Päpste‹ zu der *phantastischen Prophezeihnng* auf, dass wenn einst all unsere Kultur verfallen sein werde, wenn London in Trümmern liegen werde, wenn alsdann ein einsamer Reisender, inmitten dieser weiten Einöde, sich auf einem zerbrochenen Brückenbogen der alten Themse-Brücke stellen werde, um die Ruinen der St. Paulskirche zu zeichnen«, werde dieser Reisende ein Katholik, ein Anhänger des Papstthums sein. Das glaube ich doch nicht; viel eher noch ist er ein *Hindu*.

III. **Charakteristik der Hindus.**

Es kann nicht die Aufgabe dieser kurz zu fassenden Studien sein, ein vollständiges Bild von den Hindus ihrem ganzen Wesen nach zu entwerfen. Als Menschen sind sie selbstverständlich allen menschlichen Schwächen unterworfen, wie alle anderen Menschen auf der Erde, und es finden sich bei ihnen auch dieselben Unterschiede von der niedrigsten bis zu der höchsten Stufe, ethisch, intellektuell und materiell. Als Arier haben sie natürlich auch in ihrem Wesen sehr viel mit uns Europäern, insbesondere mit uns Deutschen, gemein. Das Alles liesse sich aus ihrem Leben anekdotenweise schildern. Aber darauf kann es hier nicht ankommen; es gilt hier vielmehr in den kürzesten Zügen ihre Charakteristik zu zeichnen, in so fern sie von der eines heutigen Europäers abweicht.

Gerade diese Seiten des Wesens der Hindus sind eben deshalb weil sie zu dem unsrigen im Gegensatze stehen, meistens von den europäischen Beurteilern subjektiv missverstanden und nur ablehnend behandelt worden. Da aber diese abfälligen Urtheile einseitig vom Standpunkte des Europäers aus gefällt sind, so kennzeichnen sie objektiv, d. i. wissenschaftlich betrachtet, fast mehr den Charakter des Beurtheilers als den des Beurtheilten.

Allerdings ist aus meinen obigen Angaben über das Wesen des Hinduismus wohl bereits ersichtlich, dass ich Gelegenheit gehabt habe, die Hindus von einer ganz anderen Seite zu sehen und zu beobachten als fast alle, die bisher über sie geschrieben haben; und in der That ist mir kein einziger Schriftsteller über diesen Gegenstand bekannt geworden, der wirklich ganz mit und unter den Hindus, nicht aber als »Europäer«, gelebt hätte. Als solcher ist es fast unmöglich, überhaupt den Hindu, wie er eigentlich ist, kennen zu lernen, denn alle Hindus, die mit der europäischen Kultur in Verbindung kommen, verändern ihr Wesen ganz beträchtlich; und die niedere Bevölkerung wird dadurch, soweit ich es habe beurtheilen können, ausnahmslos verdorben und entartet.

Nun aber mag mein somit heute fast alleinstehendes Urtheil von meinen Lesern angezweifelt werden; man wird abwarten wollen, bis dasselbe sich von anderer Seite bestätigt. Diesem nicht unberechtigten Verlangen will ich hier von vorn herein entgegenkommen, indem ich die Urtheile zweier Männer anführe, von denen der eine die Hindus kennen lernte, ehe noch ein Europäer sie beeinflusst hatte, und der andere schon am Anfange dieses Jahrhunderts wenigstens die Hindus unter verhältnissmässig objektiven Umständen beobachten konnte.

Der erstere ist Abûl Fazl, der berühmte Minister des grössten Moghuls Akbar (1542—1605). Dieser schrieb in seinem »Leben Akbars« die nachfolgende Charakteristik, obwohl er als Mohammedaner gegen die Hindus eher feindlich gesinnt sein konnte:

»Die Hindus sind religiös, freundlich, höflich gegen Fremde, stets bereit sich harter Selbstzucht zu unterwerfen, gerecht gegen Andere, zum stillen Leben geneigt, tüchtig zum Geschäftsbetrieb, dankbar, wahrheitsliebend und von unbegrenzter Treue. Ihr Charakter leuchtet am hellsten unter dem Drucke widrigen Geschickes. Als Soldaten kennen sie keine Flucht vom Schlachtfelde. Wenn der Erfolg des Kampfes zweifelhaft wird, so sitzen sie von ihren Pferden ab und schlagen ihr Leben in die Schanze, als ob Tapferkeit selbstverständlich wäre. Sie haben grosse Achtung vor ihren geistigen Führern und opfern gern ihr Leben im Dienste Gottes. Sie glauben an eine einige Gottheit, und obwohl sie Bilder bei ihrem Gottesdienst benutzen, sind sie doch nicht Götzendiener, wie nur Unwissende behaupten.«

Der andere ist Horace Hayman Wilson, der berühmte Sanskrit-Gelehrte, weiland Professor in Oxford. Er hat James Mill's »Geschichte von Britisch-Indien« herausgegeben, in der Mill das denkbar gehässigste und einseitigste Urtheil über das Wesen der Hindus fällt. Im Gegensatz dazu kann Wilson sich doch nicht enthalten, seine eigene Erfahrung anzuführen (Bd. I, S. 375):

»Ich lebte, sowohl nothgedrungen, als auch aus freier Wahl sehr viel unter den Hindus, und hatte Gelegenheit mit denselben in mancherlei Lagen bekannt zu werden, die eine grössere Vielseitigkeit der Beobachtungen darboten, als sie gewöhnlich Europäern zu Theil wird. In der Münze von Calcutta z. B. war ich in täglichem persönlichen Verkehr mit einer grossen Anzahl von Handwerkern, Mechanikern und Tagelöhnern, und habe unter denselben stets Lust und Liebe zur Arbeit, Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen ihre Vorgesetzten, sowie Bereitschaft gefunden, sich jeder Mühe zu unterziehen, die von ihnen verlangt wurde. Trunksucht, Unordnung und Widersetzlichkeit kamen unter ihnen nicht vor. Es wäre unwahr, wollte ich sagen, dass es keine Unredlichkeit unter ihnen gab; aber sie war verhältnismässig selten, ohne Ausnahme geringfügiger Natur, und lange nicht so beunruhigend wie die, gegen welche man in den Münzen anderer Länder Vorsichtsmassregeln ergreifen muss. Die Leute zeigten ein erhebliches Geschick und bereitwillige Gelehrigkeit. Es gab unter ihnen keine unterwürfige Kriecherei, wohl aber die höchste Offenheit; und ich möchte sagen, dass dies einer der häufigsten Züge des indischen Charakters ist, wo Vertrauen ohne Furcht herrscht.

Das Volk braucht nur der Stimmung und des guten Willens seiner Vorgesetzten sicher zu sein, und Zurückhaltung und Schüchternheit haben ein Ende, ohne dass der Respekt im mindesten darunter leidet.«

Diese beiden Urtheile[1]) stimmen mit meinen eigenen Beobachtungen überein; nur möchte ich sagen, dass sie doch verfehlen das eigentliche Wesen des Hindus zu kennzeichnen und den Mittelpunkt zu treffen, um den sich alles Hinduwesen gruppirt. Dieser Kernpunkt ist der Idealismus aller wirklichen Hindus, aller derer, die noch nicht durch europäische Civilisation verdorben sind.

Bei den hochgebildeten Brahmanen hat dies ideale Streben bekanntlich eine metaphysische Philosophie gezeitigt, die sich mit dem höchsten, was die Menschheit je geschaffen hat, leicht messen kann. Bei der grossen Masse der gebildeten, aber im Weltbetriebe thätigen Hindus zeigt ihr ideales Wesen sich nicht nur darin, dass sie das höchste Strebensideal als Zweck ihres Daseins wenigstens anerkennen, sondern auch darin, dass bei ihnen stets der Intellekt das Materielle überwiegt. In der grossen Masse des ungebildeten Volkes aber kommt der Idealismus fast am stärksten zum Ausdruck, und zwar durch ein üppiges sich geltend Machen einer überschwänglichen Phantasie. Die Wirklichkeit der Sinnenwelt ist ihnen nur eine nebensächliche Episode ihres Gesammtdaseins; sie leben wie harmlose Kinder ganz in einer Märchenwelt; und dabei sind sie glücklicher Weise ebenso sorglos und ebenso leicht zufrieden gestellt wie Kinder. Diese Phantasie-Welt beherrscht übrigens auch das Gedankenleben der gebildeten Hindus; ja, man könnte sagen, dass auch diese nur in der Gedankenwelt leben. Ein Beispiel für tausende mag hier veranschaulichen, wie dieses gemeint ist.

In Benares fuhr ich mit einem jungen Brahmanen in einer Barke auf dem Ganges. Wir kamen an der Landungsbrücke vorbei, die das »Pantscha-Ganga-Ghat« genannt wird, d. h. »die Treppe der fünf Flüsse«. Ich fragte, woher wohl der Name komme, ich sähe nur den Ganges, aber keine anderen Flüsse, seien da vielleicht früher kleine Flüsse oder Bäche gewesen, die hier in den Ganges gemündet

---

[1]) Beiläufig mag hier darauf hingewiesen werden, dass die massgebenden Vorschriften der Brahmanen auch gerade Eigenschaften von ihnen fordern, welche diesen Urtheilen entsprechen. So heisst es im *Shantiparwan* des *Mahábhárata:* »Nur der ist ein Brahmane, der aufrichtig, freigebig, geduldig, tapfer, schuldlos, mitfühlend und begeistert ist.« Auch sagt sogar der alte Grammatiker Patandjali im *Mabábháshya:* »Ein Brahmane ist nur, wer nach innerer Erleuchtung strebt, ein streng religiöses Leben führt und Kenntnisse in geistiger Weisheit und weltlichem Wissen hat.« Das letztere Citat betrifft besonders die Brahmanen, das erstere auch andere Hindus.

hätten. Die Antwort war ein langgezogenes, ganz abweisendes »Nein«. Ich sagte weiter: »Dann haben diese andern vier Flüsse also immer nur in der Phantasie bestanden.« Antwort: »Ja gewiss! ist das denn nicht genug?!«

Will man überhanpt die Hindus mit uns selbst vergleichen, so muss man schon anerkennen, dass auch der gewöhnliche Hindu sehr viel *metaphysischer* und *geistiger* denkt als bei uns selbst die gebildeten Klassen. Ihm sind abstrakte Begriffe vollständig geläufig, die bei nns kaum die Gelehrten haben, unsererseits zwar meistens nicht aus Unfähigkeit, sondern ans Interesselosigkeit, weil man diese Begriffe für werthlose Phantasterei hält. Beispielsweise fasst jeder Hindu die Kausalwirkung alles Handelns und Denkens der Menschen (sanskrit: *Karma*) nicht bloss materiell, sondern zngleich metaphysisch auf; er weiss, dass sie in den Schicksalen derselben Individualität während späterer Lebenszustände nachwirkt. So ist auch ferner jeder Hindu mit der Thatsache einer stattfindenden Entwickelung vertraut, fasst aber auch diese metaphysisch auf, d. h. nicht generell, wie die Darwinisten, sondern individnell; jedes Einzelwesen entwickelt sich danach durch alle Lebensstnfen hindurch vom Affenmenschen bis zum vollendeten Gottmenschen.

Die intelligente Kindlichkeit der Hindus macht einen ungemein *liebenswürdigen* Eindruck, ganz im Gegensatz zu der Kindlichkeit nnkultivirter Naturvölker wie die Neger. Diese habe ich durchweg auch harmlos gefunden; aber im Vergleiche zu den Hindus recht stupide. Zwischen beiden Entwickelungs-Stufen liegt unzweifelhaft ein fast unermesslicher Zeitraum. Die Begriffe und Anschauungen beider Arten von Volkstypen sind uns Europäern fremd und meistens nicht leicht verständlich. Es lohnt sich aber für den Kulturforscher sehr wohl den feinsinnigen, phantastischen Gedankenzügen der Hindus nachzngehen; dagegen haben die der Neger fast nur Interesse für den Ethnographen, den Naturforscher.

Vielleicht wird mir hiergegen mancher, der in Indien gereist ist, einwenden, das sei eine grundlose Unterscheidung. Die Kulies, Droschkenkutscher, Bootsrnderer, Palankinträger u. dergl. Hindus mehr, mit denen er in Verbindung gekommen sei, hätten auf ihn einen ebenso plattsinnigen, schwerfälligen und zugleich *unverschämten* Eindruck gemacht wie die Afrikaner in Aden oder Sansibar. Freilich, es scheint leider, dass die enropäische Kultur in allen fremden Rassen zum Anfange mehr deren schlechte als gute Seiten zur Darstellung bringt. Fogt man aber zwei verschiedenen Rassen, wie den Hindus und den Negern, in ihre Heimathsdörfer, dann wird man den Unterschied wie Tag nnd Nacht bald merken.

Die Interessen des Negerstammes drehen sich überhaupt nur um das Materielle, einerlei ob sie unter sich sind oder Fremden gegenüber stehen. Auch die Dorfbewohner bei den Hindus unterhalten sich für gewöhnlich, wenn sie unter sich sind, fast ausschliesslich über die Geschäfte des täglichen Lebens und die persönlichen Interessen der Einzelnen. Das ist ja auch bei uns nicht anders. Tritt an die Hindus aber von aussen eine ungewöhnliche Anforderung hinan, dann zeigt sich ihre Eigenart.

Beide Völkerstämme, die Hindus wie die Neger, sind dem Europäer gegenüber, so lange er ihnen fremd ist, scheu nnd furchtsam. Um aber den Neger aufsässig zu machen, muss sein Handelsinteresse in das Spiel kommen. Die Bewohner eines Hindudorfes werden sich dagegen alle Benachtheiligungen und Bedrückungen gefallen lassen; und wenn diese nur den Einzelnen persönlich oder eine einzelne Familie betreffen, werden sie diesen unter sich zu helfen suchen. Sie werden aber den äussersten passiven Widerstand leisten, wenn man das angreift, was sie für ihre ideellen Güter halten, ihre Gesellschaftsordnung, die Wohlfahrt ihrer Gemeinde, oder ihre religiösen Gebräuche.

Beiläufig mag hier erwähnt werden, dass — auch im Gegensatze zu den Negern — die Hindus körperlich zarter und schwächlicher gebaut zu sein scheinen in demselben Maasse, wie sie sensitiver und geistiger veranlagt sind. In ihrer Arbeitsleistung habe ich sie aber keineswegs den Negern nachstehend gefunden. Sie tragen mit derselben Leichtigkeit und Ausdauer den ganzen Tag lang ihre Last von 50 oder 60 Pfund. Man hat auch behauptet, dass die Hindus ihrer schwächlichen Konstitution wegen leichter als andere Völker zu unterwerfen und zu regieren seien; auch das halte ich nicht für richtig. Zwar ist es wahr, dass sie im höchsten Grade fügsam sind; das aber glaube ich durchaus nicht, auf eine Unfähigkeit zu äusserem, physischen Widerstande zurückführen zu können, sondern lediglich auf ihre innere psychische Veranlagung. Sie sind deshalb fügsam, weil ihnen das Erdenleben eine Nebensache ist, ein Mittel nur zu höherem Zweck. Aus eben diesem Grunde fügen sie sich auch in alles Leid. Sie tragen jedes Unglück leicht und sind auch leicht wieder zufrieden und glücklich zu machen.

Ihrem Idealismus entspringen auch alle ihre sonstigen Charakter-Eigenschaften, so ihre Genügsamkeit, ihr Sinn für Einfachheit und auch die uns fast unverständliche Art ihres Reinlichkeitsbedürfnisses.

Die vegetarische Lebensweise ist nicht eine für jeden Hindu bindende religiöse Vorschrift. Es giebt sogar einige *Djâtis*

(»Kasten«) unter den Brahmanen, die Fleisch essen, insbesondere in den nördlicher gelegenen Bergen, wo vielleicht das rauhere Klima hierzu die bleibende Veranlassung sein mag. Dass aber durchweg die Hindus jedes Tödten eines Thieres, das ja die nothwendige Voraussetzung des Fleischgenusses ist, verabscheuen, beruht lediglich auf ihren feinfühlenden, ideellen Anschauungen vom Wesen der Natur, von den Pflichten des Menschen allen Geschöpfen gegenüber und auch von der materialisirenden oder brutalisirenden Wirkung des Fleischessens auf den Esser selbst.

Auf gleiche Erfahrung und Erwägung ist auch die gänzliche Enthaltung aller irgend wie respektablen Hindus von jeder Art des Alkohol-Gennsses zurückzuführen. Diese Vorschrift wird von den Brahmanen und wohl auch von allen irgend wie besseren und höheren Gesellschaftsklassen der Hindus strenge gehalten; ja selbst unter den niedersten »Kasten« und den Kastenlosen ist offenbar Trnnkenheit eine äusserst seltene Ausnahme. Der Hindu hat als solcher heutzutage einen grossen Abscheu vor allen alkoholischen Getränken, selbst vor Wein und Bier; und eben das wirft er den Engländern als besonders uncivilisiert und unmenschlich vor, dass sie Wirthshänser und besonders Schnaps-Schänken *(Grog-shops)* in Indien eingeführt haben.

Auffallend ist diese Erscheinung um so mehr, als zweifellos die ältesten Indo-Arier *Soma* (Wein) genossen, und als noch heute zwei berauschende Getränke in Indien einheimisch sind, der Arrack (Reisschnaps) und der Toddy (Palmwein). Wie Râjendradâla Mitra[1]) nachgewiesen hat, war vor Zeiten sowohl der Genuss von Fleisch, wie auch der von Alkohol-Getränken bei den Hindus allgemeiner Brauch. Es ist offenbar dem Krishna-Kultus zu verdanken, dass ersterer sehr beschränkt und letzterer so gut wie ganz beseitigt ist. Nur eine unfläthige Sekte giebt es noch unter den Hindus, die *Shâktis*, deren quasi-religiöse Orgien in Fleisch- und Alkohol-Genuss und in geschlechtlichen Excessen bestehen; aber jeder echte Hindu verabscheut dieses Ueberbleibsel einer demoralisirten Periode indischer Vergangenheit[2]).

Der Sinn der Hindus, insbesondere der Brahmanen, unter denen heutzutage vielfach wieder der alte Geist ihrer angestammten Kultur

[1]) In einem seiner Essays *„Indo-Aryans", 2 Vols.*, London 1881.

[2]) Ausserdem ist nur die *Djâti* der *Ahîr*s, der Kuhhüter in Benares, wegen ihres Toddy-Trinkens unter den Hindus berüchtigt. Aber auch bei dieser »Kaste« hört die Unsitte jetzt immer mehr auf (Vgl. hierzu Samuelson *»India past and present«*, London 1890, S. 253).

rege wird, ist ihrem innersten Wesen nach auf Veredelung und Verfeinerung gerichtet, auf die Ueberwindung aller Rohheit und Brutalität. Ihre einfache Lebensweise beruht dabei auf der ihnen überhaupt eigenen Genügsamkeit in ihrem alltäglichen Leben. Man wird zwar hiergegen einwenden, dass der eigentliche Grund dieser Einfachheit und Genügsamkeit nur ihre Armut, oder ihr dürftiges Einkommen sei; doch ist das wohl nicht zutreffend. Die Hindus sind meistens deshalb nur nach unseren Begriffen arm, weil sie eben so genügsam und bedürfnislos sind.

Es ist ja allerdings für einen Europäer fast unglaublich, wie wenig Mittel zum Lebens-Unterhalte der Hindus nöthig sind. Selbst in Bengalen, in Calcutta oder Umgegend, wo das Leben wohl am theuersten ist, kann man einen Mann für 2 Rupies [1]) monatlich und eine Familie für 10 Rupies pro Monat recht gut unterhalten. Im flachen Lande ist das jährliche Einkommen vieler Bauerfamilien nicht über einige 20 Rupies; und ein Sack Reis, dessen Werth etwa 6 bis 8 Rupies beträgt erhält mit sehr geringen Zuthaten dazu zur Noth einen Mann ein Jahr lang. Es fällt daher auch Fremden oftmals auf, wie wohlfeil man die schönsten, künstlichen Erzeugnisse des Kunsthandwerkes kaufen kann. Natürlich, wenn sie selbst in die Bazare gehen, werden ihnen europäische Preise abverlangt; die sind das 4- oder 5-fache des Marktwerthes der Waaren. Will man z. B. Siberwaaren kaufen, eine auf das künstlichste gearbeitete Filigran-Broche oder dgl., so fordert man eine Wage, legt das silberne Kunstwerk auf die eine, und gewöhnliches Silbergeld von gleichem Gewichte auf die andere; darüber hinaus zahlt man nur ein lächerlich geringes Aufgeld und nimmt seine Broche mit. Wäre das Volk nicht so genügsam, so würde es sich nicht bei so geringem Einkommen durchweg so glücklich und zufrieden fühlen. Würde man sie nur von ihren Wucherern befreien können, so würden sie wenig zu klagen finden, aber dort singt der Bauer ganz dasselbe Lied wie hier.

Ihre Genügsamkeit zeigt sich auch sonst in ihrem Sinne für Einfachheit. Es giebt ja auch reiche und vornehme Hindus genug, aber z. B. Möbeln halten sie alle für einen unnöthigen Luxus. In ihren Empfangszimmern findet sich meistens nichts, als einen Teppich oder ein Podium, um sich darauf niederzulassen, und ein Paar niedre Polster. Jeder Hindu, reich oder arm, hoch oder niedrig, setzt sich nach Hinduart nicht auf einen Stuhl, sondern auf den Fussboden. Die

[1]) Der Silberwerth des Rupie ist 2 Mk., der Goldwerth wechselt. Im December 1894 fiel er bis auf Mk. 1,05; jetzt ist er etwa Mk. 1,30.

überkrenzten Beine dienen ihm als Tisch um darauf zu schreiben, oder er lehnt sich mit einem Ellbogen auf ein Polster. Nur als Bettstellen gebrauchen die wohlhabenderen Hindus einfache, niedrige Gestelle (*Tscharpai*). Die Unbemittelten hüllen sich Nachts nnr in eine Leinwand und legen sich auf eine Decke, wenn sie eine haben. Ihre Mahlzeiten nehmen alle Hindns vom Fnssboden ein; als Tischtnch-Unterlage dienen ihnen dabei gerne die grossen Bananenblätter.

Ein wesentliches Moment in der äusserst genügsamen Einfachheit der Hindus bildet anch ihr höchst empfindliches Reinlichkeits-Bedürfniss; und auch dieses beruht wiederum vorzngsweise nur auf ideellen Anschaunngen und Begriffen.

Ein Hindn kann es nicht verstehen, dass uns Enropäern nicht davor ekelt, mit einem Löffel oder von einem Teller zn essen, die vor nns schon eine andere Person gebrancht hat. Seinen Vorstellungen nach haftet anch selbst nach der sorgfältigsten Reinigung solcher Geräthe an denselben immer noch etwas von dem Wesen nnd dem Temperamente desjenigen, der sie berührt hat. Seine Vorstellungen dabei haben einige Verwandtschaft mit unserer wissenschaftlichen Theorie vom Aether, der alles dnrchdringt. Das Sanskrit-Wort, welches unserem Begriffe des Aethers nahe kommt, ist *Akâsha*. Dieser Stoff wird noch feiner potenzirt gedacht als unser Aether, aber doch immer noch als »materiell«. Alle Gegenstände und Wesen sind von diesem *Akâsha*-Aether durchdrungen. So durchdringt der persönliche Aether des Essenden den Aether des Löffels, mit dem er isst. Und diese Vermischung der beiden Aether in dem Löffel kann keines unserer materiellen Reinigungsmittel wieder beseitigen. Daher ekelt es den Hindn, solche schon von anderen im Mnnde gehabten Gegenstände selbst noch weiter in den Mund zu nehmen.

Um sich vor all solcher Beeinflussung zu sichern, bedient der Hindn sich nur seiner vorher rein gewaschenen Finger zur Ueberführung der Speisen in seinen Mund. Die meisten Gefässe aber, irdene Schaalen und Becher, in denen er sich seine Speisen und Getränke serviren lässt, werden sofort nach jeder Mahlzeit zerbrochen und weggeworfen. Von solchen Gefässen kauft man etwa ein Dutzend für einen Pfennig. Wer aber ein solches Thongefäss zum zweiten Mal benntzten wollte, würde damit den grössten Ekel der Hindus erregen.

Es beruht wohl auch anf derselben Vorstellung, dass der Hindu beim Trinken das Gefäss mit der Flüssigkeit nicht an den Mund setzt, sondern senkrecht über seinen offenen Mund hält und so das Wasser oder die Milch aus dem Gefässe vorsichtig in den Mund giesst.

Die ärmsten Klassen, welche sich die zu zerbrechenden irdenen Gefässe nicht verschaffen können, behelfen sich auch ohne diese Hülfsmittel. Es hat nur jeder sein eigenes Messinggeschirr, das er, oder seine Frau für ihn, mit Sand und Wasser nach jeder Mahlzeit reinigt. Auch alles Kochgeschirr der Hindus ist von Messing und wird von Niemandem berührt, der nicht zu der betreffenden Familie gehört. Hinsichtlich des Essens mit den Fingern sollten übrigens wir Europäer nicht vergessen, dass die Griechen und die Römer auch nur mit den Fingern assen, und dass bei uns selber Gabeln erst im Lauf des 17. Jahrhunderts in Gebrauch gekommen sind.

Was dabei die Reinlichkeit der Hindus anbetrifft, so ist ja wohl bekannt, dass ihnen Waschungen mehrfach des Tages, Morgens und Abends, insbesondere auch vor und nach jeder Mahlzeit vorgeschrieben sind. Mehr oder weniger formell werden auch diese Gebote allgemein gehalten. Theoretisch also wird man jedenfalls die Hindus ein sehr reinliches Volk nennen müssen.

Seife freilich, die ja übrigens erst eine germanische Erfindung ist und von den alten Römern noch nicht zur Reinigung benutzt wurde, gebrauchen auch die Hindus nicht oder doch erst neuerdings, weil alle Seife, die man ihnen früher anbot, aus Thierfett hergestellt war, was sie verabscheuen. Statt dessen nehmen sie Sand und viel Wasser, und sind darin gewiss nicht weniger reinlich als die Völker unseres klassischen Alterthums. Wenn sie aber trotzdem von den Europäern oft als unreinlich bezeichnet werden, so beruht dies ausschliesslich darauf, dass ihre Reinlichkeits-Begriffe überwiegend ideell sind, die unserigen materiell. — Greifen wir, um dieses zu veranschaulichen, unter vielen nur zwei Beispiele heraus:

Nicht die physische Reinheit des Wassers ist ihnen das entscheidende, sondern dessen Herkunft, durch die seine ätherische (âkâçische) Qualität bestimmt wird. Alle grossen Ströme nun werden von den Hindus besonders verehrt, begreiflicherweise, denn sie sind ihnen nicht nur Verkehrsstrassen, sondern liefern ihnen auch das Wasser, von dem ihre ganze Existenz abhängt. Wenn einmal eine Regenzeit knapp ausfällt, so sind sie für die Bewässerung ihrer Aecker auf die weitverzweigten Kanäle dieser Flüsse angewiesen. So ist auch für sie das Wasser ihres vorzugsweise heiligen Stromes, des Ganges, »rein«, auch wenn er in der Regenzeit gelbbraun gefärbt ist, oder wenn sie selbst den Augenblick sich darin baden. Solches Wasser oder das aus einem Tempelteiche bleiben trotzdem für sie rein; aber solches, oder auch anderes, selbst das schönste krystallklare Wasser von der unwürdigen Hand eines nicht umgangsfähigen, niederer »Kaste«

angehörigen Menschen dargereicht, ist für sie unrein, trotz seiner Frische und Klarheit. Dies beruht wieder auf derselben Anschauung, wie die der Verunreinigung der Teller und Löffel. Der das Wasser durchdringende *Akâsha* (Aether) wird durch den *Akâsha* des niederen, unsympathischen Menschen verunreinigt. Der Brahmane behauptet sogar dieses an dem Wasser mit seinem Gefühle wahrnehmen zu können; und diese Feinfühligkeit mag ja vielfach auf Einbildung beruhen. Uebrigens darf aber nicht verkannt werden, dass die Brahmanen hierbei doch auch greifbare hygienische Gesichtspunkte verfolgt haben.

Was das Gangeswasser anbetrifft, so gleicht dieses in seiner Farbe während der trockenen Zeit mehr dem Rheine, während der Regenzeit mehr der Elbe. Es hat sich aber bisher glücklicherweise vollständig von allen Seuchen-Keimen frei erwiesen und ist daher sicherer zu geniessen, als zu Zeiten unser Elbwasser. Die gebildeten Brahmanen sehen sich auch überhaupt das Wasser sehr auf seine hygienische Reinheit an; und sie halten besonders auf die Benutzung möglichst guter Quellen, sowohl für das Wasser, was sie zum Waschen, wie für das, was sie zum Trinken und Kochen verwenden. Aber richtig ist daneben, dass den ungebildeten Volksklassen aus ihrem Idealismus grosse Gefahr erwachsen kann; wenn sie verständnisslos Wasser aus einem Tempelteiche entnehmen, der gerade mit Cholera-Bacillen oder anderen Krankheits-Keimem verseucht ist, so wird ihnen das natürlich sehr verhängnisvoll. Um die Aufklärung des Volkes in dieser Hinsicht bemüht sich die britische Regierung in der dankeswerthesten Weise.

Als anderes Beispiel mag hier die Verwendung des Kuhdüngers dienen. Von allen Hausthieren bringt die Kuh dem Hindu am meisten Nutzen und Segen. Deshalb ist auch sie ihm heilig, wie das Gangeswasser; und was von der Kuh herkommt, ist ihm deshalb in der Idee rein, wenn es auch in der äusseren Wirklichkeit nach unseren Begriffen schmutzig ist. In diesem Sinne der geistigen Reinigung seines Hauses hält der Hindu sich in dem offenen, mit grossen Steinplatten gepflasterten Hofe seines Hauses gerne eine oder zwei Kühe. Die Milch der Kühe ist für ihn nächst Reis und Brot das hauptsächlichste Nahrungsmittel. Des getrockneten Kuhmistes bedient er sich als Feuerungsmaterial, ähnlich unserem Torfe. Auch den halbtrockenen Mist gebraucht er zum Aufwischen von Räumlichkeiten, die er reinigen will, ähnlich wie bei unseren Bauern dazu Sand benutzt wird.

Hygienisch ist dieses Verfahren bei dem meist gesunden Viehstande in Indien eben so wenig anzufechten, wie das Waschen mit dem Gangeswasser. Die Erfahrung hat in Indien auch gelehrt, dass

dies gesundheitlich nicht unvortheilhaft ist; lässt man doch übrigens auch bei uns Lungenkranke gern über Kuhställen schlafen.

Wenn nun die Körperkraft und die Konstitution der Hindus nicht gerade schwächlich sind, so macht sich doch bei ihnen offenbar das heisse Klima in einer gewissen Langsamkeit und Entschluss-Unfähigkeit geltend. Sie sind sehr geduldig; die Zeit hat sichtlich für sie gar keine Bedeutung. Zur Erreichung irgend eines Zweckes wieder und immer wieder die möglichst einfachen und mühelosen, manchmal aber etwas umständlichen und verschmitzten Mittel auszufinden, wird der Hindu niemals müde. An Geduld fehlt es ihm eben niemals. Kräftig und grob aufzutreten, ist vollständig gegen all und jede Hinduart. Er bemüht sich möglichst klug zu sein und weiss, dass er mit Freundlichkeit und mit Bescheidenheit am Weitesten kommt. Und Eile hat er nie. Erreicht er seinen Zweck nicht, so schweigt er, leistet passiven Widerstand in ausweichender Höflichkeit und wartet seine Zeit für bessere Gelegenheit ab. Er versteht auch im gewöhnlichen Leben und Umgange viel besser zu schauspielern oder doch sich diplomatisch zu beherrschen, als dies Europäer unter entsprechenden Verhältnissen zu können pflegen. Niemals habe ich einen gebildeten Hindu schroff und unfreundlich auftreten sehen.

Wie der Hindu durchweg höflich und gefällig, liebenswürdig und zuvorkommend ist, so übt er auch im weitesten Masse Gastfreundschaft, soweit ihm dies seine gesellschaftlichen Umstände gestatten und unter den Beschränkungen des Zusammen-Essens u. s. w. [1]), die ihm von der *Djâti* (»Kaste«), der er angehört, vorgeschrieben sind. Ich habe nicht den Eindruck gehabt, dass diese Neigung zur Gastfreiheit nur auf der allgemein orientalischen Sitte beruht, sondern dass es recht eigentlich der Ausdruck des Charakters der Hindus, ihrer Hülfsbereitschaft, ist.

Eine Schwäche scheint uns Europäern dabei nur der Hang der Hindus zu Ruhe und Unthäthigkeit. Diese Neigung aber ist bei ihnen nicht eine Arbeitsscheu im Sinne einer Pflichtversäumniss, noch weniger eine Geistesträgheit. Ganz im Gegenteil, sie ziehen es nur vor, ihre Zeit phantastisch zu verträumen, zu verplaudern, oder mehr noch auf religiöse Uebungen zu verwenden, als gerade sich im rastlosen Schaffen zu bethätigen.

Was ferner die Entschluss-Unfähigkeit betrifft, so ist auch diese nicht etwa eine Folge von neurasthenischer Schwäche, sondern eher noch, eine Scheu vor der Verantwortung, die mit der Ausführung eines Entschlusses (*Karma*) verknüpft ist. Für den Eu-

[1]) Siehe darüber im 5. Abschnitte.

ropäer ist es allerdings wohl das allerschwerst Erträgliche im Umgang mit den Orientalen, dass sie selten hinsichtlich der Zeit Wort halten. Alles wird bis zum letzten Angenblicke nnd wo möglich noch darüber hinans aufgeschoben, und es heisst sehr oft: »Morgen! Ja, morgen werde ich es thun!«

Nächst solcher Unzuverlässlichkeit nach europäischen Begriffen, wird den Hindns insbesondere Lügenhaftigkeit vorgeworfen. In erster Linie sollten wir uns aber dabei schon daran erinnern, dass bei nns auch Theorie und Praxis nicht immer ganz stimmen. Anch bei uns werden sehr viele Unwahrheiten gesagt, die unserem Bedürfnisse nach Wahrhaftigkeit gar nicht entsprechen. Wie sehr bei den Hindus Wahrheits-Sinn zu alten Zeiten die erste und hauptsächlichste Charakter-Anforderung war, dess ist die ganze Sanskrit-Litteratur Zeuge. Wie aber diese Litteratur noch heute das höchste Gedankenleben der Hindus ist, so ist auch heute noch der Wahrheitssinn eins ihrer weitest anerkannten Ideale. Wie kommt es nun, dass sie sich jenes Vorwnrfes der Unwahrhaftigkeit und selbst des leichten Meineid-Schwörens schnldig machen?

Was zunächst die Klage der vielen vor den englischen Gerichten dort geschworenen Meineide betrifft, so bezieht sich auch auf diese in erster Linie das, was schon oben über die durch den europäischen Einfluss degenerirte Bevölkerung gesagt ist. Der eigentliche Hindu sucht zunächst sein Recht innerhalb der Gesellschafts-Ordnung seiner eigenen »Kaste« und Gemeinde, wenn er nicht streitsüchtig ist oder besondere Gründe hat, die ihn zwingen, vor ein europäisches Gericht zu gehen. Die Rechtspflege unter den Hindns selbst bietet aber überhaupt garkeine Gelegenheit znm Meineide, weil dort jeder den andern und all dessen Verhältnisse persönlich kennt.

Die europäische Gerichtsbarkeit dagegen nimmt der Hindu nicht in sittlich-geistigem Sinne ernst, sondern höchstens in weltlicher Hinsicht. Er betrachtet das Prozessverfahren vor nnseren Gerichten mehr wie eine Art von Spiel, etwa ein Schachspiel, bei dem jedoch Geld- oder Vermögenswerte eingesetzt sind. Unsere Art zu prozessiren ist für die europäisch gebildeten Hindus eine Art von Sport, und sie sind in all solchen juristischen Spitzfindigkeiten ungeheuer fix; wie denn ja schon seit uralter Zeit alle logischen Spielereien und Kniffeleien eine besondere Virtuosität der indischen Arier waren. Dass durch unsere europäische Rechtspflege nicht wirkliches, materielles Recht geschafft wird, sondern nur formelles, ist eine wissenschaftliche Erkenntniss, die ihnen ganz besonders einleuchtet. Auch der Eid vor unseren Gerichten hat daher für sie nicht unsern sittlich bindenden

Werth, sondern ist ihnen nur eine Formensache, die dazu dient, die Kräfte oder das numerische Gewicht der Partheien gegen einander zu messen. Ihre Zeugen führen sie wie Schachfiguren oder wie Soldaten auf, mit denen der geschicktere Feldherr siegt, nicht der welcher das wirkliche Recht auf seiner Seite hat. Uebrigens soll hier nicht verkannt werden, dass sich diese Anschaunng und Praxis der Behandlnng fremder Gerichtsbarkeit gewiss nicht erst unter dem europäischen Regime entwickelt hat. Die Anfänge davon werden sich wohl schon nnter der mohammedanischen Fremdherrschaft gefunden haben. Aber die gänzliche Verachtung der Hindus für alles ihnen unideell und rein äusserlich Erscheinende hat jedenfalls unter der Herrschaft nnserer Kultur dort ganz besonders reichliche Nahrung gefunden.

In Anknüpfung an diese Bemerkungen muss hier nothwendig ein böser Schandfleck in der sonst so höchst vortrefflichen Orgauisation Britisch-Indiens erwähnt werden. Als solcher sind ganz allgemein die niederen Polizei-Organe anerkannt. Diese eingeborenen Polizisten werden nach Hindnbegriffen bezahlt, kommen aber durch ihre Stellung in mehr oder weniger nahe Berührung mit der anspruchsvollen, enropäischen Kultur. Das macht auch sie anspruchsvoll; und man sagt, dass gerade diese Polizisten von allen Hindus am meisten dnrch den europäischen Einfluss demoralisirt seien. Man sagt, dass sie ihr Amt fast ausschliesslich zu Erpressungen gebrauchen, und »dass ihr Hunger unersättlich ist nnd alles nimmt vom Peiss bis zum Hundert-Rupieschein«. Das sagt man; wie weit es zutrifft, habe ich nicht kontrolliren können. Begreiflich ist aber, dass, wenn man die 153 000 Polizisten in dem Lande von 300 Millionen Einwohnern europäisch disziplinniren nnd dann anch europäisch bezahlen wollte, dies das indische Bndget in nnerschwinglicher Weise belasten würde.

Nnn aber die angebliche Lügenhaftigkeit der Hindus. Alles verstehen heisst alles verzeihen. Objektive Thatsachen gewinnen oft, mit subjektivem Verständnisse betrachtet, ein ganz anderes Ansehen. Das ist anch bei diesem schweren Vorwurfe der Fall. Zwar, wie die Wirkungen, so die Ursachen. Sind die Wirkungen nnzulänglich, so werden wir auch bei den Ursachen eine Unzulänglichkeit erkennen. Ist aber diese Unzulänglichkeit nicht ethischer, sondern nur intellektueller Natur, so wird auch die moralische Belastung durch den gegen die Wirkung erhobenen Vorwurf wegfallen. Im Wesentlichen sind es drei Faktoren, ans denen sich die Thatsache der oftmaligen Unzuverlässigkeit von Angaben der Hindus zusammensetzt.

1. Die äussere Welt ist ihnen Nebensache; die innere Gedankenwelt ist für sie Wirklichkeit, das Erdenleben unreal. Zeit und

Raum haben für sie nur eine untergeordnete Bedeutung. Sie können daher auch nicht recht verstehen, warum jemand grossen Werth auf genaue Angaben legen kann. Wissenschaftlichkeit in unserem Sinne ist ihnen fremd, und es ist ihnen gleichgültig, genau (»exakt«) zu wissen, wie die Dinge dieser Welt sind und sich zu einander verhalten. Ob ein Weg hier oder dort hinführt, scheint ihnen unwesentlich. Auf Umwegen führt ja jeder Weg überall hin.

2. Das logische Verständniss der Welt, formell richtige Begriffsbestimmungen und scharfe Definitionen scheinen den Hindus viel wichtiger und interessanter als die Kenntniss äusserer Thatsachen und Sachverhältnisse. Es kann daher vorkommen, dass ein Hindu eine Frage, die an ihn gestellt wird, so beantwortet, wie er es selbst als unrichtig vermuthet, aber zunächst nur um den Frager zur klareren Definition seines Gegenstandes, zur schärferen Präcision seiner Frage, zu veranlassen. Hierzu kommt noch, dass die gewohnte Redeweise aller Orientalen in Uebertreibungen und Ueberschwänglichkeiten besteht; bei den Hindus aber wirkt hierbei noch überdies ihre Neigung zu Umbestimmtheiten und Umschreibungen mit. Nach der ihnen eigenen Logik pflegen sie alles negativ zu definiren. Sie sagen nicht, was ein Ding ist, sondern, was es nicht ist, und zwar dies dann in möglichst vielen Wendungen, mit Anwendungen von Gleichnissen und Bildern und bezeichnen die Eigenschaften des Gegenstandes andeutungsweise.

3. Das wichtigste Moment ist hier aber, dass es nach orientalischen Begriffen unhöflich ist, keine Auskunft zu geben. Es ist danach besser, mit Liebenswürdigkeit etwas Unrichtiges zu sagen, wenn man es nicht besser, oder sicher weiss, als garnichts. Der Orientale hat dabei das Gefühl, dem Fragenden wenigstens zunächst eine Freude machen zu wollen; ihm gar keine Auskunft zu geben, würde ihn enttäuschen. Viel mag bei den Hindus an solcher Orientalisirung ihres arischen Wesens wohl die lange Fremdherrschaft und die erdrückende Despotie, unter der sie so lange gestanden haben, Schuld sein. Irgend eine freundliche Antwort, die dem Fragenden angenehm ist, sichert sie den Augenblick wenigstens vor dessen Zorn bei seiner Enttäuschung. Schliesslich aber gilt es auch als unanständig, von sich selber negativ zu reden, dass man etwas nicht könne oder nicht wisse. Im Verkehr mit Hindus thut man also gut, sich gegenwärtig zu halten, dass der Grundton der Antworten, die man erhält, sich etwa in dem liebenswürdigen Zusatze ausdrücken lässt: »Es muss Ihnen aber nicht unangenehm sein!«

Das sind einige Entschuldigungs-Gründe für die viel verschriene Unaufrichtigkeit der Hindus. Ich aber kann aus meiner eigenen Erfahrung nur sagen, dass ich selbst davon wenig gemerkt habe. Man muss nur erst das Wesen der Hindus recht verstehen und ihre Ausdrucksweise kennen. Wenn man ihre Sprache ohne Weiteres ins Europäische übersetzt, nicht aber sie in unsere Gedankenformen umdenkt, wenn man sich nicht die Mühe nimmt, oder noch nicht gelernt hat, zu fühlen, was die eigentlichen Absichten und Gedanken der Menschen sind, mit denen man redet, dann freilich wird man infolge dieser eigenen Unzulänglichkeit sich oft enttäuscht sehen. Das trifft aber auch in Europa zu; denn auch bei uns sagt selbstverständlich nicht jeder gerade das, was er denkt und wünscht, vor allem auch nicht alles das, was er denkt und beabsichtigt.

Zum Schlusse mag hier aber noch darauf hingewiesen werden, dass in unserem europäischen Verkehr gar manche konventionelle Lügen oder Unwahrheiten umlaufen, die dem Hindu fremd sind. Als nur ein Beispiel sei hier darauf hingewiesen, dass wir, wenn wir jemanden nicht empfangen wollen, ihm die Unwahrheit sagen lassen: »Wir sind nicht zu Hause!« Der indische Pförtner sagt in diesem Falle: »*Darwasa band hai!*«, das heisst: »Die Thür ist geschlossen!«

Ist hier aber nun einmal von den besonderen Unzulänglichkeiten im Charakter der Hindus die Rede, so will ich noch erwähnen, dass ich viele, doch lange nicht alle Brahmanen an den gleichen Schwächen habe leiden sehen wie unsere herrschenden Gesellschaftskreise. Manche jener vornehmen Geschlechter geben unserem Adel nichts an Stolz nach, noch auch unseren Gelehrten an hochmüthigen Trumpfen auf ihr oft nur totes Wissen, noch auch unseren Orthodoxen an engherziger Bigotterie. Es ist aber meine sehr entschiedene Meinung, dass es durchaus ungerecht und unwahr ist, wollte man — wie es oft geschieht — diese ebengenannten Schwächen generalisiren und als allgemeine Charakter-Eigenschaften der Brahmanen hinstellen. Ich wenigstens habe dazu viel zu viel Idealismus unter ihnen gefunden.

Wenn ich zu der vorstehenden Charakterisirung aller Hindus noch einige der hauptsächlichsten Züge, die vor allen auch den Brahmanen eigen sind, hinzufügen sollte, so wäre dies, in aufsteigender Linie, ihre Anhänglichkeit an die Familie, Djâti und Gemeinde, ihr Patriotismus und ihre Religiosität. Ueber diese Gesichtspunkte wird Besonderes in den weiteren Kapiteln mitgetheilt.

Will man schliesslich die Hauptzüge, kurz zusammenfassen, die das Wesen des Hindus und insbesondere des Brahmanen kennzeichnen,

so thun dies Antithesen wie die folgenden: Er ist einfach in seiner Lebensweise, aber hochentwickelt in seinem Gedankenleben: er ist gleichgültig gegen die Anforderungen des äusseren Lebens, aber leicht begeistert für Ideen und für Ideale.

IV. Das Familienwesen der Hindus.

Indien ist ein Land, in dem man heutzutage noch die Formen der Kultur sieht, wie sie sich dort vor Jahrtausenden gestaltet haben. In denjenigen Lebensformen aber, in welchen seit dem Vordringen der Arier nach Indien eine wesentliche Wandlung vorgegangen ist, sieht man noch heute die verschiedenen Entwicklungsstufen vielfach neben einander bestehen. Das ist auch der Fall bei dem Familienwesen der Hindus.

Wir können deutlich in demselben drei oder gar vier Stufen unterscheiden.

Die älteste Familienform, wie wir sie aus den Weden entnehmen können, war die des Einzelhaushalts jedes Vaters mit seiner Frau und seinen unverheirateten Kindern — gerade so wie heutzutage noch bei uns. Solche Familien finden sich auch jetzt noch sogar in den eigentlichen Hindugemeinden und unter Umständen, die ihren Ursprung nur auf die Vergangenheit und nicht auf europäische Beeinflussung zurückzuführen gestatten. Jeder Sohn, der sich verehelicht, begründet seinen eigenen Haushalt.

Schon seit sehr alter Zeit hat sich aus dieser Einzelfamilie die patriarchalische Form der Gesammtfamilie gebildet.[1]) Die Kinder, Enkel und weiteren Nachkommen bleiben auch noch nach ihrer Verehelichung im Hauswesen des Vaters wohnen. Die Wirthschaft wird solidarisch betrieben. Die Mittel zum Betriebe des gemeinsamen Haushaltes werden hauptsächlich aus dem Vermögen des Stammvaters und aus seinem sonstigen Einkommen durch seine Geschäfte beschafft; doch tragen auch die jüngeren Mitglieder der Familie mit ihrem eigenen Einkommen und dem Erlöse ihrer eigenen Arbeit dazu bei. Mit dem Tode des Stammvaters und seiner Frau, theilt sich der Haushalt, und jeder der Söhne bildet mit seinen Nachkommen einen ebensolchen Haushalt für sich selbst.

Ob diese Form der Familie schon zur Zeit, in der das »Mahâbhârata« spielt, sich entwickelt hatte, ist nicht ganz klar zu erkennen. Zwar

[1]) Sir Henry Maine hält diese Familienform für die älteste, wie mir scheint, mit Unrecht.

heisstes, dass die hundert Söhne des Dhritarâschtra bei ihm lebten, und dass Durjodhana als der älteste des blinden Königs ihr Führer war; aber es wird nicht gesagt, ob sie ein gemeinsames Hauswesen bildeten, oder ob etwa nur all diese Prinzen aus dem Einkommen der königlichen Familie ihren Unterhalt (Apanage) bezogen. Die Beschreibung lässt eher vermuten, dass hier ein ganzer Stamm, als nur eine Familie, geschildert sein soll. In dem Râmâyama dagegen finden wir dass die Söhne des Dasharatha auch nach ihrer Verheirathung noch einen gemeinsamen Haushalt mit ihren Eltern führen. Dass aber diese Form des Familienwesens damals schon allgemein gewesen sei, braucht man nicht anzunehmen, weil diese fürstliche Familie eine Ausnahme in dem übrigen Volke gebildet haben mag. Indessen wird man jedenfalls vermuten dürfen, dass zu jener Zeit sich die Form der Gesammtfamilie auszubilden anfing. Diese Form ist heutzutage in Indien überall zu finden.

Fast noch gewöhnlicher ist aber die dritte Form der Familie. Diese besteht darin, dass auch nach dem Tode der Eltern sich die Söhne nicht trennen. In dieser Familienform, die man am besten wohl die kommunistische nennen könnte, finden sich Verwandte beisammen bis über den vierten Grad hinaus, Brüder, Vettern, Onkel, Neffen u. s. w. mit allen Frauen, Kindern, Wittwen insbesondere auch den Altersschwachen und den Kranken. Die Absonderung von diesem Haushalte steht im Ermessen jedes Einzelnen und hängt in erster Linie von seiner Möglichkeit und Fähigkeit dazu ab.

Als Rückschlag gegen diese dritte Form deren Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten auf der Hand liegen, bildet sich neuerdings unter dem Einfluss der europäischen Zivilisation wieder die Gewohnheit der Absonderung in Einzelfamilien heraus. Man wird dies wohl als eine vierte Form bezeichnen müssen, obwohl sie der ersten ähnelt oder gleicht. Die Entwickelung des Familienwesens hat hier offenbar eine Art von Kreislauf durchgemacht. Indessen sind nicht nur die Einflüsse, unter denen diese vierte Form sich ausbildet, sehr verschieden von denen der ersten, sondern auch die treibenden Motive und ihr sich ausprägender Charakter sind ganz andere.

Zwei Gesichtspunkte machen sich hierbei besonders geltend, der ethische und der wirthschaftliche.

Es ist unverkennbar, dass die Entwickelung von der ersten bis zur dritten Form einen Fortschritt vom Egoismus bis zum Altruismus, vom selbstsüchtigen Individualismus bis zu dem für andere sorgenden Solidaritäts-Gefühl war. Scheinbar ist der Uebergang von der zweiten durch die dritte bis zur vierten Form ein Rückschritt

zur Selbstsucht. Das ist aber nur scheinbar so. In Wirklichkeit habe ich das Gegentheil gefunden. Schwerlich sieht man in irgend einem Lande so viel selbstlose Aufopferung für die näheren nnd ferneren Verwandten und Genossen wie in Indien, speziell unter den Hindus. Ein wesentliches Motiv der Familiengründung von Seiten jnnger Hindus in der vierten Form ist eben das, dass sie auf diese Weise nicht allein sich selbst und ihren Kindern, sondern auch ihren übrigen Verwandten besser helfen können.

Hierbei kommt der zweite, wirthschaftliche Gesichtspunkt zur Geltung. Wie einerseits die Ansbildung des kommunistischen Familienwesens die Einzelnen zum solidarischen Eintreten für jeden anderen Angehörigen der Gesammtwirthschaft veranlasste, so hat es andererseits bei den weniger gnten Elementen Trägheit und das sich Verlassen auf die Andern ausgebildet. Dadurch hat sich schliesslich in diesem kommunistischen Haushalte das Unheil des Drohnensystems, gerade wie im Bienenstock entwickelt. Was die Folgen davon sind und wie sich diese Schwierigkeit von selber löst, mag hier ein kurzes Beispiel zeigen.

Ein junger Hindu, der auf einer indischen Universität promovirt hat, wird mit einer Frau verheirathet, die ihm seiner Lebensstellung nach eine reiche Mitgift zuträgt. Er wird dadurch für einige Zeit der hauptsächlichste Miternährer seines kommunistischen Familienwesens. Aber die Mitgift ist nicht gross genug, um ein dauerndes Einkommen zu bieten, und auf sie allein hin lässt sich nicht die Wirthschaft standesgemäss fortführen. Der junge Hiudu wird auch schon von selbst durch seinen Ehrgeiz, aufgestachelt in Berührung mit der europäischen Zivilisation, getrieben, sich um eine Anstellung im Dienste der Regierung zu bewerben. Er erhält die Anstellnng und mit ihr, sagen wir, ein monatliches Gehalt von 50 Rupies. d. i. 65 ℳ. Davon kann er als britischer Subalternbeamter nnd Hindu sehr gut leben. Nun will aber davon auch der ganze kommunistische Familienbetrieb unterhalten werden. Das ist einfach unmöglich. Er hat also nur die Wahl, entweder die gute Anstellung aufzugeben und das bisherige Loos mit seinen Verwandten weiter zu theilen oder sich von ihnen abzusondern. Selbstverständlich wählt er dann den letzteren Weg; und er thut so auch für seine Verwandten das Beste. Jetzt kann er sich wirthschaftlich hinaufarbeiten, nnd er kann nicht nur, sondern er wird auch sicherlich seinen Verwandten alles geben, was er selbst entbehren kann. Es ist mir aber auch ein Fall vorgekommen, dass ein jünger Hindu von seiner Familie aus religiös-gesellschaftlichen Rücksichten gezwungen wurde, seine Stelle aufzugeben

und bei der Familie zu bleiben; auch war seine Frau oder vielmehr seine verlobte Braut noch viel zu jung, um mit ihr schon eine eigene Familie begründen zu können.

Die zweite und die dritte Form des Familienwesens sind für den Fremden, ja oft auch für den Einheimischen schlecht auseinander zu halten. Wenn bei dem Tode des Vaters der Sohn schon bejahrt ist, keine Brüder hat, aber vielleicht noch einen Bruder seines Vaters im Hause behält, ja selbst wenn er jüngere Brüder bei sich behält, bis sie sich einen selbstständigen getrennten Haushalt bilden können, so erscheint dies als die kommunistische Form, ist aber in Wirklichkeit nur die einer Gesammtfamilie.

Jedenfalls ist der Typus einer wohlhabenden Hindufamilie durchweg patriarchalisch. Ich erwähnte schon, dass solche Familien in den nördlicheren Bergen mehr einen deutschen Charakter ausprägen, während man sich in Bengalen ganz wie in das alte Rom versetzt glaubt. Nicht nur ist der Typus der vornehmen Bevölkerung dort dem der heutigen Italiener und daher wohl auch der alten Römer zum Verwechseln ähnlich, auch schon die Tracht der Hindus und besonders der Bengalen ist fast genau die römische und besteht hauptsächlich aus der Tunika (*Dhoti*) und der Toga (*Tschaddar*), wozu bisweilen noch ein Hemd oder ein derartiges Kleidungsstück kommt, das aber dann lose über der Tunika getragen wird. Auch bei den Frauen soll die gleiche Aehnlichkeit mit der Tracht der Alten vorhanden sein.

Das Tragen der Kleidung, so wie das ganze Benehmen der vornehmen Bengalen ist so stattlich und so gewandt, dass es jedenfalls im alten Rom nicht schöner gewesen sein kann.

Ein Maler, der die Absicht hätte, uns mit seinem Pinsel das römische Alterthum zu vergegenwärtigen, würde dazu nirgends in der Welt bessere Studien machen können, als in Calcutta und von dort aus im Lande umher.

Auch was man von den vornehmen Hindufrauen sieht, ist überaus graziös. Bei Familienfesten bekommt man allerdings von ihnen nur Mädchen bis zum halberwachsenen Alter. d. i. etwa bis zum 10. Jahre zu sehen. Aber auch die Frauen der allergeringsten Klassen, die man auf der Strasse sieht, bewegen sich noch mit einer gewissen Grazie.

Beiläufig mag hier erwähnt werden, wie geschickt und anständig sich diejenigen Frauen zu benehmen wissen, welche in der freien Natur, in den Flüssen, wie im Ganges, oder auch in Tempelteichen baden. Selbstverständlich geschieht das stets abgesondert von den

Männern, kann aber nicht den Blicken der Oeffentlichkeit entzogen werden. Bei solchem Baden wechseln sie ihre Kleidung vollständig, und doch entblössen sie von ihrem Körper nichts ausser den Füssen und den Armen.

In den Dörfern, sogar in der Nähe von Calcutta kann man oftmals Knaben und auch Mädchen bis nahe an das Alter der Reife nackend im Orte umherstehen und gehen sehen. Man kann aus diesen anmuthigen Gestalten schliessen, dass dies Volk von der Natur mit Schönheit nicht spärlich bedacht sein kann.

In Indien, wie überall in der Welt, beruht der Charakter des Familienwesens hauptsächlich auf den Frauen. Die Männer mögen dem Hauswesen seine äussere Form geben, es nach aussen vertreten, so dass man nur sie zu sehen bekommt; ja, sie mögen auch dem Haushalte seine innere Ordnung vorschreiben, gleichsam ihm seine Gesetze geben: der Geist des Haushaltes und der Familie hängt dennoch im Wesentlichen von den Frauen ab, hauptsächlich von der Leiterin des Haushalts.

Die Frau hat in ihrer Stellung und Behandlung unter den Hindus sehr beträchtliche Wandlungen durchgemacht. Bei den alten Ariern, jedenfalls zur wedischen Zeit, aber wohl auch noch bis zum Anfange unserer Zeitrechnung hatte die Frau in Indien mindestens die gleich geachtete Stellung wie bei uns. Ihr Lob ist viel durch die ganze Sanskrit-Litteratur gesungen worden. Dabei genoss sie nicht nur die für sie wünschenswerthe Freiheit und Selbständigkeit, sondern mit ihrer Achtung auch das grösste Vertrauen der Männer. Jetzt ist diese Stellung der Frauenwelt sehr beeinträchtigt in Indien.

Die gegenwärtige, ganz un-arische Abschliessung der Frauen von der Oeffentlichkeit wird wahrscheinlich ganz allein auf den Einfluss der mohammedanischen Eroberer und früheren Beherrscher Indiens zurückzuführen sein. Jetzt herrscht bei allen irgend wie besseren Volksklassen der Hindus das Harem-System. Das Hinduwort dafür ist: *Pardâ*, d. h. Vorhang (ausgesprochen wird dies Wort wie Pörda). Es bezeichnet die Abgeschlossenheit der Frauen von aller Oeffentlichkeit, eben hinter Vorhängen. Die Frauen-Abtheilung selbst aber, der Harem, heisst bei den Hindus: der *Senana* des Hauses.

Ueber die Frauenwelt der Hindus kann aus diesem Grunde sich ein Fremder kein eigenes Urtheil erlauben, denn selbst wenn Einem ausnahmsweise und in strengster Heimlichkeit von einem Hindu gestattet wird, seine Frau oder verwittwete Tochter oder dergl. Weiblichkeit zu sehen und zu sprechen, so ist man doch nicht berechtigt, die so gewonnenen Eindrücke zu verallgemeinern. Und diejenigen

Hindufrauen, welche sich nnter dem Einflusse der europäischen Kultnr von dem *Pardâ*-System emanzipirt haben, könnte man als nicht maassgebend bezeichnen. Wenn ich dennoch hier eine Charakterisirnng der Hindnfranen geben möchte, wie sie nicht nur nach alter Ueberlieferung waren oder sein sollten, sondern heute wirklich sind, so muss ich schon das Urtheil kompetenter Hindus anführen. Was ich selber beobachten konnte, hat mir die so ausgesprochenen Urtheile wohl als zutreffend erscheinen lassen.

Ich will hier also einige Sätze aus einem Buche anführen, das Gurn Prosad Sen als »Einführung in das Studium des Hinduismns« geschrieben hat.[1]) Der Verfasser ist der berühmteste Rechtsanwalt in Patna und Bankipur und ist zugleich Mitglied des Vize-königlichen Rathes von Bengalen. Er ist vollständig europäisch gebildet und hat sicherlich keine einseitigen Hindu-Anschauungen. Auch habe ich, was er sagt, durchweg von anderen Hindus in ganz ähnlicher Weise gehört. Gewiss haben die Frauen in Indien die gleichen menschlischen Schwächen wie anderwärts; es scheint mir aber sehr für die Frauenwelt der Hindns zu sprechen, dass die Männer durchweg solche Verehrung für sie kundgeben.

»Das gemeinsame Familienleben zeigt die Aufopferungsfähigkeit unserer Frauen in höchster Vollendung. Sie wissen kaum, was ihr Selbst ist. Die Sorge für den Haushalt nimmt ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Alles vom Besten bestimmt die Frau des Hauses für die Anderen, nie für sich selbst. Mit einer grossen Zahl von Dienerinnen und Mädchen zu ihrer Verfügung, schafft sie dennoch rüstig vom frühen Morgen bis zu den spätesten Stunden der Nacht und waltet ihres Amtes. Sie nimmt keine Einwendungen des Gatten an, dass sie sich schonen solle; auch des Nachts wacht sie noch am Krankenbette.

Man hat unsere Frauen verleumdet, dass sie zu grosse Liebhaberei für Schmucksachen hätten. Ich glaube aber, dass durchweg die Frauen anderer Zivilisationen von ihren Gatten ausserordentlich viel grösseren Anfwand für sich erfordern. Es kommen da ausser solchem Geschmeide noch viel anderer Putz, kostbare Kleider, Möbeln, Luxusgegenstände aller Art und die Vergnügnngssucht des äusserlichen Lebens hinzu. Von dem allen weiss die Hindufrau garnichts und wenn es andrerwärts bescheidene, anspruchslose Frauen giebt, so finden sich deren auch hinsichtlich der Ansprüche auf Schmuck unter den Hindufrauen eben so

[1]) Calcutta 1893 bei Thacker, Spinck & Co. S. 102 ff. Diese Sätze sind hier nicht ganz wörtlich, sondern nur zusammengefasst, aber dem Sinne nach getreu wiedergegeben.

viele. Eine Frau, die bei uns als normal gilt, ist immer zufrieden mit dem, was gerade die Familie für sie übrig hat, ebenso wie für die anderen. Was aber noch den Schmuck von Edelmetallen oder Juwelen bei uns anbetrifft, so ist nicht zu vergessen, dass die darin angelegten Werthe der Familie nicht verloren gehen, wie etwa schöne Kleider es würden, die abgetragen werden. Der Schmuck behält seinen Einkaufswerth und kann wohl als Sparkassen-Anlage für etwaige schwere Zeiten der Familie angesehen werden.

»Es ist die Frau des Hauses, welche stets in Wirklichkeit für alle Angelegenheiten des Haushaltes sorgt. Sie sucht allen Mitgliedern der Familie das Leben angenehm zu machen. Die Einzelinteressen Aller durch Liebe in Einklang zu bringen, und sie giebt durch ihr gutes Beispiel in jeder Hinsicht den Ton des Hauses an.

»Mit Unrecht hat man behauptet, dass wenn ein gemeinsamer Haushalt getrennt wird, im Grunde daran nur die Frauen des Hauses schuld seien; wirklich sind dies in der Regel nur die Männer. Die Gesammtfamilie könnte keinen Tag bestehen, wenn die Frauen sie nicht aufrecht erhielten.

»Unsere jungen Leute beklagen sich heutzutage, dass unsere Frauen keine ebenbürtige Gesellschaft für sie seien; aber ethisch betrachtet, stehen sie selbst jedenfalls unter unseren Frauen, und sie könnten manche Tugend und vor allen Selbstlosigkeit von ihnen lernen. Vielleicht aber ist ihnen das Ideal unserer Frauen überhaupt unerreichbar.«

Soweit Guru Prosad Sen. Was er von der Tüchtigkeit und Rührigkeit der Hindufrauen im Hause sagt, hat jedenfalls seine Richtigkeit, denn wirklich sorgt die Frau für Alles dort.

Nehmen wir einen einfachen Brahmanen-Haushalt. Seinen religiösen Vorschriften gemäss, steht der Brahmane schon vor Sonnenaufgang auf, um seine religiösen Andachten und Waschungen zu verrichten, wobei alles nach Art und Zeit genau festgesetzt ist. Innerhalb der Tropen geht die Sonne immer ungefähr um 6 Uhr auf und unter. Morgen- und Abend-Dämmerung sind sehr kurz. Es ist noch dunkel, wenn sich der Brahmane von seinem Lager erhebt. Seine Frau muss aber schon lange vor ihm auf sein. Sie hat Licht zu machen, die Kinder zu besorgen, die Zimmer zu kehren, mit Wasser zu besprengen und aufzuwischen. Den Tag über spinnt sie oder sorgt für die Kleidungsstücke der ganzen Familie und thut oder beaufsichtigt alle übrigen zahlreichen Verrichtungen, die zu einem Haushalte gehören, der sich möglichst selbst erhält. Dazu gehört unter andern die gebrauchsfähige Zubereitung des Reises und anderer Nahrungs-

mittel. Ihr Hauptgeschäft ist die Besorgung der Küche. Nicht nur wird von allen Räumlichkeiten die Küche am peinlichsten rein gehalten, sondern auch die Zubereitung der Mahlzeiten ist stets ihre liebste Beschäftigung. Und die Zahl der verschiedenen, entweder sehr stark gewürzten oder sehr süssen Speisen, die der Hindu kennt, ist sehr gross. Unter diesen eine geeignete Zusammenstellung für den Tag auszuwählen, lässt sich die vornehme Hindufrau in wohlhabenden Verhältnissen nicht nehmen. Jede in bescheideneren Verhältnissen lebende Frau kocht selbst.

Ob die Hindufrauen ethisch wirklich so hoch stehen, — das gleiche Ideal haben unsere Frauen auch! —, das können wir nicht beurtheilen. Eines aber ist unbestritten, dass es ihnen nämlich durchweg an der regelmässigen Belehrung und Geisteserziehung fehlt, wie sie der Schulunterricht bei uns bietet.[1]

Schulen giebt es in der Kultur der Hindus fast nur für Knaben. Die Mädchen können, was sie lernen, nur von ihren Eltern oder Brüdern hören; oder sie erfahren es aus den Gesprächen, denen sie beiwohnen. Und diese Gelegenheit ist ohnehin unnöthig beschränkt, denn die Männer und Frauen nehmen nicht ihre Mahlzeiten zusammen ein. Es giebt aber auch eine Reform-Partei unter den Hindus, die unter andern auch dies verbessern möchte, ja die sogar ein Erziehungswesen für die Frau auf Grundlage der Hindu-Kultur anstrebt. So giebt es auch schon in Calcutta eine solche Mädchenschule, die ich wiederholt besucht habe; und es mag deren mehrere geben. Auch die britische Regierung würde gern in dieser Richtung wirken, kann jedoch nicht sehr viel thun, lässt aber den christlichen Missionaren freie Hand.

Eine andere Reform indessen, die von den Anglo-Indiern zu Gunsten der Hindufrauen ins Werk gesetzt ist, sollte hier erwähnt werden. Es ist dies die Sorge um die Krankenpflege der Frauen. Um diesen auch die Vortheile der ärztlichen Kunst Europas zu Gute kommen zu lassen, hat Lady Dufferin, die Gemahlin eines früheren Vize-Königs, einen Fond gestiftet, durch den europäisch gebildete Aerztinnen in Indien angestellt werden, um dort Frauen Hülfe zu leisten. Zu dem Zwecke ist auch in Calcutta ein Hospital errichtet, das bereits sehr segensreich wirkt. Die Chef-Aerztin desselben ist eine Deutsche, Frl. Dr. Bäumler, aus München, Tochter des verstorbenen

---

[1]) Obwohl die Hindus Kunst und Wissenschaft als Saraswatî (ebenso wie die Hellenen als Pallas Athéne und die Römer als Minerva) in weiblicher Personifikation symbolisiren, ist es doch den Mädchen und Frauen bei den Hindus nicht gestattet, an der religiösen Verehrung dieser »Gottheit« formell theilzunehmen.

Superindenten dort. Wir kommen hierauf bei Besprechung der Zivilisation in Indien zurück.

Bisher ist hier von einem Hauptfaktor in der Bedeutung der Frauen Indiens noch nicht die Rede gewesen. Man kann sie in gewissem Sinne als besondere Trägerinnen der Religösität bezeichnen. Mit Ceremoniell sind sie nicht so viel belastet wie die Männer, und mit der Philosphie der Hindu-Religion belasten sie sich selbst nicht. Aber das Gefühl, das doch in aller Religiösität die Grundlage ist, das ist vielleicht in der Frauenwelt keines Volkes so ungetrübt und so lebendig vorherrschend wie gerade bei den Hindufrauen. Nicht zum mindesten ist es auch wohl diesem Umstande zuzuschreiben, dass sich überhaupt in keinem Volke Religiösität so allbeherrschend geltend macht, das ganze Leben und (wenigstens angeblich) auch alles Denken der ganzen Bevölkerung so durchdringt und färbt, wie bei den Hindus. Die Erziehung der Kinder liegt bis etwa zum siebenten Jahre fast ausschliesslich in den Händen der Mutter, neben der Beeinflussung durch den Vater. Die Liebe aller Hindus zu ihren Eltern, insbesondere zu ihrer Mutter, hat wohl deshalb auch für sie fast einen religiösen Charakter. Obwohl die Frauen der Hindu-Gesellschaft wegen des Pardá-Systems die öffentlichen Tempel nicht besuchen können, so geht ihnen doch dadurch nichts verloren; denn zu jedem wohlgeordneten Hindu-Hause gehört ein Haus-Altar in einem eigenen Raume, den wir wohl eine Kapelle nennen könnten.

Dass in den Frauen der Hindus das beste Kultur-Material vorliegt, aus dem heraus all diese Völker Indiens zu hoher Bedeutung und zu geistiger Grösse erwachsen könnten, das bezweifle ich keinen Augenblick. Aber solche Entwickelung bleibt ein Ding hoffnungsloser Unmöglichkeit, so lange sich der Hinduismus nicht wieder auf den ihm angestammten Boden arischer Kultur stellt, solange er den Mohammedanismus nicht kulturell überwindet und dessen entehrendes Pardá-System nicht von sich abschüttelt.

Der Islám ist eine überwiegend sinnliche Religion und scheint auch sehr die Sinnlichkeit und Materialität seiner Anhänger zu stärken, der Hinduismus aber ist in seinem innersten Wesen übersinnlich und idealistisch. Es mag ja sein, dass der Mohammedaner weder seinen Frauen, noch seinen Freunden trauen kann; deshalb mag er seine Frauen hinter dem »Vorhange« seines Harems abschliessen und einsperren müssen. Der Arier, der Hindu, kann Vertrauen haben. Aus der ganzen klassischen Sanskrit-Litteratur ist ersichtlich, dass das Weib die gleiche ebenbürtige Stellung neben dem Manne hatte, wie bei uns. Warum sollte sie nicht heute in Indien mindestens eine

ebenso freie Stellung haben können, wie vor Jahrtausenden. Und heute unter europäischem Schutze in dem britischen Rechtsstaate brauchten auch die Hindus vor etwaiger Lüsternheit von Moslims keine Furcht zu haben.

Ein hauptsächliches Hinderniss für die Befreinng der Frauen ist nur, dass der Einfluss des Islám in der Hauptprovinz des Landes, in Bengalen, abgesehen vom Pandjab, am stärksten ist. In den Bergen aber, wo der Einfluss des Mohammedanismus nur gering ist, da ist auch die Anwendung der Absperrungsmittel der Frauen am wenigsten strenge nnd ängstlich. In allen Hauptfragen des Hinduismus giebt aber Bengalen den Ansschlag oder ist die stärkste Hochburg des Konservatismus, die erst zu erobern ist, ehe sich irgend eine Reform wird durchführen lassen. Jedenfalls ist gerade diese Reform, die Anfhebung des Pardá-Systems, für das Senána die allernothwendigste.

Der Hindu muss wieder sein einheitliches Heim haben. Hat er das wieder erreicht, dann wird sich die intellektuelle Erziehung der Frauenwelt diesem freieren Leben anpassen; und dann wird auch das Verhältniss der Geschlechter, insbesondere auch der in jüngeren Altersstnfen, sich freier gestalten; dann wird mit der Freiheit sich grössere Selbständigkeit der Individualitäten herausbilden; dann wird mit dem frischeren Luftzuge eines mehr gekräftigten Seelenlebens auch wieder ein höherer Aufschwung auf allen Gebieten der Geisteskultur, äusserlich und vor allem innerlich, ermöglicht werden. Man hat viel von einer gegenwärtigen Degeneration des Hinduismus gesprochen: hierin ist der Anfang für eine Regeneration zu machen!

Die Form der Ehe bei den Hindus ist die Einehe. Indessen giebt es unter ihnen auch Ausnahmen vom monoganischen Prinzip.

Eine solche Ausnahme, die ein Vorrecht einer besonderen *Djáti* ist, betrifft die Knlin-Brahmanen. Diese galten früher für eine besonders hohe Ordnung unter den Brahmanen. Da nun angeblich ein Weib nur durch Verbindung mit dem Manne religiös erlöst werden kann, so ward es diesen Kulins überlassen, aus der Ehelichnng von sonst nicht gut unterzubringenden Mädchen ein Geschäft zn machen. Ich hörte von mehreren solcher Kulins, die zwischen 40 und 80 Frauen geheirathet und sich durch deren Mitgiften bereichert hatten. Einen Haushalt errichten sie mit diesen Frauen nicht, sondern lassen sie bei ihren Eltern. Jetzt scheinen mir diese Kulin-Brahmanen eben wegen solcher widerwärtigen Praxis einer ziemlich allgemeinen Verachtung unter den besseren Hindus anheimgefallen zu sein.

Eine andere viel wichtigere, weil allgemein gültige Ausnahme von der Monogamie war bis vor kurzem durch die Anschauung der

Hindus bedingt, dass jeder Hindu einen Sohn haben muss. Nur der Sohn kann vollgültig die Begräbnissfeier des Vaters (*Shráddha*) vollziehen; nur der Sohn kann auch die an jedem Jahrestage des Todes nothwendigen, zu wiederholenden Zeremonien ausführen, die hauptsächlich in Fasten und Beten bestehen. Wenn nun ein Mann von seiner Frau keine Kinder oder doch keinen Sohn bekommen hatte, so war es bis vor zwei Generationen noch Sitte, dass er eine zweite Frau nahm in der Hoffnung, von dieser einen Sohn zu erhalten. Jetzt nimmt man in diesem Falle zu demjenigen Abhülfsmittel seine Zuflucht, das früher erst in dritter Linie zur Anwendung kam; es wird ein Sohn adoptirt.

Töchter sind den Hindus in der Regel unerwünscht. Der Familienstamm kann durch sie nicht fortgepflanzt werden, und sie sind für die Eltern nur eine Last, oder doch wenigstens die Ursache von schwerwiegenden Ausgaben. Da jedes Kind von den Eltern verheirathet werden muss und jede Braut schon bei ihrer öffentlichen Verlobung, in der Regel noch als kleines Kind, dem Gatten eine Mitgift zuzubringen hat, so ist, abgesehen von der Betheiligung an den Feierlichkeiten dabei, jede Verheirathung einer Tochter mit besonderem Kostenaufwande verknüpft.

Der Mindestbetrag einer Mitgift ist für die verschiedenen Lebensstellungen, besonders jetzt für die verschiedenen Universitätsgrade, des Bräutigams festgesetzt und beläuft sich für einige derselben immerhin auf einige Tausend Rupies. Je nach dem Gesellschafts- und Vermögensstande der Eltern der Braut und dem des Bräutigams sind aber jene genöthigt, eventuell sehr beträchtliche Summen mitzugeben. Man nimmt daher an, dass drei Töchter fast jede Familie arm machen und mehr Töchter bankerott.

Obwohl ich Väter ihren noch kleinen Töchtern habe aufrichtige Zärtlichkeiten erweisen sehen, so bleibt es doch begreiflich, dass sie dieselben in ihrer Nachkommenschaft nicht für voll mitzählen. Ich sah einst einen meiner Freunde mit seiner kleinen Tochter spielen, während zwei kleine Söhne lernend im Zimmer beschäftigt waren. Ich fragte ihn, wie viele Kinder er habe. Antwort: »Nur diese zwei!« »»Dann ist das dritte ein fremdes Kind?«« Antwort: »Nein, dieses Mädchen ist auch meines«.

Es ist gewiss ein sehr guter Grundsatz der Hindukultur, dass jeder Mensch verheirathet sein solle. Die Pflicht, hierfür in Betreff ihrer Kinder zu sorgen, liegt den Eltern ob. Insbesondere aber ist dies noch für die Mädchen der Fall, denn nach der Vorstellung der Hindus kann ein Weib nur im Zusammengehen mit dem Manne

religiös fortschreiten. Die Verheirathung der Mädchen wird daher auch von allen Eltern und Verwandten als eine religiöse Pflicht betrachtet. Alte Jungfern giebt es thatsächlich in Indien nicht.

Eine Ausnahme hiervon bilden freilich diejenigen Frauen, welche sich den Weg ihrer Erlösung selbst erzwingen wollen. Diese sind religiöse Asketen und wandern, ebenso wie die Männer gleicher Art —, das sind die weiter unten zu wähnenden *Sannyásís* — frei und heimathlos im Lande umher. — Dies ist die einzige Art und Möglichkeit der Frauen-Emancipation, die es unter den Hindus giebt; und die Zahl solcher sogenannten *Yoginís* ist nicht gross. Unter den jüngeren Derselben soll es, ebenso wie unter den Sannyásís, zweifelhafte Persönlichkeiten geben. Es befinden sich aber unter ihnen meiner Beobachtung nach jedenfalls sehr gute, anfrichtige und hochstrebende Elemente. Wenn solche *Yoginís* älter werden, siedeln sie sich wohl bei einem Tempel an oder widmen sich Werken der Menschenliebe. So ist z. B. die soeben erwähnte Schule kleiner Mädchen von einer solchen *Yoginí* gegründet worden, die überdies aus fürstlichen Geschlechte ist. Sie ist jetzt hochbejahrt, muss aber einst sehr schön gewesen sein.

Das Verhältniss der Knaben und Mädchen zu einander und die Einleitung ehelicher Beziehungen zwischen ihnen ist bei den Hindus in durchaus anderer Weise geregelt, als bei uns Europäern. Wir überlassen unseren jungen Männern und Mädchen, wenn sie herangereift sind, in der Regel selbst die Wahl ihrer ehelichen Verbindung, die sie eingehen wollen, begünstigen auch zu dem Zwecke einen freien gesellschaftlichen Verkehr zwischen ihnen. In Indien dagegen bekommen nur die allernächsten Verwandten einander zu sehen, wenn sie verschiedenen Geschlechtes sind. Die Verlobung der Söhne und Töchter geschieht stets durch die Eltern und zwar im frühen Kindesalter. Dies ist fast die schwerste Sorge, die den Eltern obliegt. Den Anforderungen, die in dieser Hinsicht gestellt werden, ist nicht immer leicht gerecht zu werden, weil die Verbindung nicht über dieselbe Djáti (»Kaste«), der beide Eltern angehören müssen, hinausgehen darf. Die Frage des Wohlstandes der Partheien spielt dabei eine geringere Rolle, viel eher noch das erwünschte freundschaftliche Verhältniss zwischen den beiden Müttern der zu verlobenden Kinder.

Nach feierlichst geschlossener Verlobung wird die junge Braut, oft noch ein Kind von wenigen Jahren, allmählich an den Haushalt ihrer Schwiegermutter gewöhnt, in den sie schliesslich ganz überzugehen hat. Damit übernimmt die letztere einen immer grösseren

Antheil an der Erziehung des Mädchens. Dieses hält sich zuerst abwechselnd in den beiden Familien auf. Dabei sind anfangs die Perioden dieses Wechsels sehr kurz, auf ein paar Tage beschränkt; der Aufenthalt im Hause der Schwiegereltern dehnt sich aber zeitlich immer mehr ans, bis die Tochter ihrer eigenen Mutter nnr noch gelegentliche Besuche macht, gerade wie bei uns.

Da der *Sohn* ausschliesslich unter dem Einflnsse seiner Eltern bleibt nnd mit seiner Schwiegermutter überhaupt kaum in Berührung kommt, so fallen bei diesem Hindn-System alle Klagen weg, die in Europa so oft über »Schwiegermütter« lant werden. Dagegen hört man aber in Indien gelegentlich die Klage, dass die Schwiegertöchter in dem Hanse ihres Mannes, insbesondere von dessen Mutter, hart und unfreundlich behandelt würden. Es wäre ja allerdings begreiflich, dass bei den Müttern unter den Hindus ebenso wie bei unseren Frauen, eine Parteilichkeit für ihre eigenen Kinder gegenüber fremden sich geltend machte, nnd dass sie lieber ihre eigenen Töchter schonten nnd möglichst die härtere Arbeit der kleinen *Schwiegertochter* aufbürdeten. Indessen ist es doch kaum wahrscheinlich, dass dieses allgemein der Fall sein sollte, denn jede Mutter ist doch einmal selbst eine solche Schwiegertochter in ihrem eigenen Hause gewesen, hätte also an ihrer eigenen Person die Unbill erfahren, die sie nun der eigenen Schwiegertochter wieder zufügen sollte. Dazu kommt noch, dass sie diese ja bereits in einem so frühen Kindesalter in ihr Haus nimmt, dass sie sich dieselbe heranziehen kann, ganz wie sie will. Und eine Einmischung der rechten Mutter des Kindes ist überhanpt ganz ausgeschlossen. Was überdies solche Klagen anbetrifft, so habe ich dieselben nie von Hindus, sondern immer nnr durch Europäer berichten hören; nnd diese tragen vielleicht nur ihre eigenen Ideen in den Hindu-Haushalt hinein. Von den Hindus hörte ich die Berechtigung solcher Klagen sehr entschieden in Abrede stellen; dies geschieht unter andern anch durch den bereits erwähnten Guru Prosad Sen. Er erklärt dies durchaus für Verleumdungen und behauptet, dass die Eltern eines Mädchens, ehe sie das Kind verloben, sich ganz vor allen darnach umsehen, dass die weibliche Hand, in deren Pflege ihr Kind übergehen soll, sympathisch und möglichst tüchtig ist.

Diese Sitte der Kinder-Verlobungen ist jedenfalls *nicht altarisch*. Zur Zeit der Weden und der alten Heldengeschichte gab es dergleichen nicht.[1]) Damals kamen sogar Fälle vor, in denen sich

[1]) Auch nach dem (wohl späteren) Gesetzbuch des *Manu* giebt es acht verschiedene Formen der Ehe, aber keine Kinder-Verlobungen.

das Mädchen ihren Gatten wählte *(Swayamwara)*. Ermöglicht wurde auch die Erziehung der Schwiegertochter durch die Mutter ihres Bräutigams erst dann, als sich das Familienwesen bis zum Typus der patiarchalischen Gesammtfamilie fortentwickelt hatte. Und nothwendig wurde die Verlobung der Kinder durch die Eltern erst mit der Einführung des Pardá-Systems, welches den Verkehr zwischen den heranreifenden Knaben und Mädchen ganz ausschloss.

Jetzt kommen Liebesheirathen aus freier Wahl der sich Verlobendenden bei den Hindus kaum noch vor, in Bengalen nie. Nach dem aber, was ich allgemein in Indien gehört habe, sind die Ehen bei den Hindus viel öfter glücklich zu nennen als bei uns.

Wann die Ehe zwischen den verlobten Kindern vollzogen wird, ist ausschliesslich eine interne Angelegenheit des Gesammthaushaltes und unterliegt ebenfalls allein den Bestimmungen der Eltern. In den grossen Familienwesen werden dann dem jungen Paare ein oder mehrere Zimmer zur ausschliesslichen Verfügung gestellt.

Die oft von Europäern gehörte Behauptung, dass diese Kinderverlobungen zu frühzeitige eheliche Beziehungen der in demselben Hause heranwachsenden Verlobten zur Folge habe, halte ich ebenfalls nicht für zutreffend. Dass vorzeitige Verehelichungen zugelassen werden, mag wohl ausnahmsweise sein. Das würde dann aber nicht durch die Kinder-Verlobungen verursacht sein, sondern durch irrthümliche Begriffe der heutigen Hindus über das heirathsfähige Alter; und dass in dieser Beziehung durch Gesetz der britischen Regierung Direktiven gegeben worden sind, wird sicherlich jedermann billigen.

Erwähnen muss ich aber doch bei dieser Gelegenheit, dass in den Häusern, die ich besucht habe, solche zu frühen Heirathen meines Wissens nicht stattgefunden haben. In dem Haushalte eines meiner Hindu-Freunde in Bombay sah ich den einen Sohn von einigen zwanzig Jahren und seine Braut von etwa 17 oder 18 Jahren noch unverheirathet; und doch sind Beide hübsch von Gesicht und Gestalt. Eine Ausnahme mag dieser Fall eines nach indischen Begriffen so sehr weit hinausgeschobenen Ehevollzuges allerdings in so fern bilden, als der junge Mann auf mich einen ungewöhnlich vergeistigten Eindruck machte und so sehr zum religiösen, asketischen Leben geneigt schien, dass er sich vielleicht aller ehelichen Verbindung gänzlich zu entziehen beabsichtigte.

Von Europäern sind diese Kinder-Verlobungen viel geschmäht worden — wohl meistens aber ohne wirkliche Kenntniss der Sachlage. Man hat sie besonders dadurch diskreditiren wollen, dass man sie als

›Kinder-Verheirathnngen‹ bezeichnet hat. Diese Verwechslnng ist verzeihlich, weil bei uns in Europa nicht, wie dort, die Verlobungen mit Ceremoniell gefeiert werden, sondern nur die Hochzeiten; und für die Engländer ist dies noch mehr als bei uns Dentschen der Fall, weil ihnen die Sitte öffentlicher Verlobnngen, wie in Dentschland, (*betrothal*) völlig fremd geworden ist. Die Einleitung einer Verbindung zwischen einem jungen Manne und Mädchen ist in England ganz Privatsache, und wenn dort freilich ein Eheversprechen die Unterlage zu einer gerichtlichen Klage bilden kann, so ist dasselbe trotzdem doch eine rein persönliche Angelegenheit zwischen den Betheiligten; dagegen wird von einer Ehe stets ein möglichst grosses Aufheben gemacht. In Indien wird aber eben nnr die Verlobnng öffentlich mit möglichst grossem Pomp gefeiert, und die spätere Eheschliessnng kommt garnicht vor die Oeffentlichkeit.

Also so schlimm, wie die Sachlage von den Engländern gerne dargestellt wird, ist sie nicht. Was gegen die Kinder-Verlobungen hanptsächlich einzuwenden wäre, das ist nur die Ansschliessung jeder freien Wahl der zu Verlobenden nnd deren einseitige Bestimmung durch die Eltern. Aber dieses ist in erster Linie die Prinzipienfrage: durch welches Verfahren werden am besten glückliche Ehen erzielt?

Der Erfolg der Hindns scheint in dieser Hinsicht für ihr gegenwärtiges System zu sprechen. Aber das allein entscheidet diese Frage noch nicht ganz. Unter den jetzigen Verhältnissen der Frauenwelt und bei der gänzlich abgeschlossenen Stellung der Fraueu im Pardá-System sind die Kinder-Verlobungen nicht nur nothwendig, sondern mögen sich anch bewähren, wenn sie mit Vernunft gehandhabt werden. Wie ich aber das Pardá-System für einen Fluch des Hinduismus halte, so möchte ich auch das System der Kinder-Verlobungen verurtheilen.

Auch dieses ist ebenso wenig arisch wie das Pardá-System; und dass es nicht mehr ausgeartet ist nnter den Hindus, spricht entschieden für deren gediegenen arischen Charakter. Wie für die Fran im allgemeinen, so ist für die Individualität überhaupt in Indien mehr Freiheit nöthig. Diese wird anfangs missbraucht werdeu, sobald man sie gewähren wird; aber doch kann nur auf diesem Wege der Erfahrung erst die Selbständigkeit wachsen und die Individualität zur Reife gedeihen.

Das Gegenstück zu den Kinder-Verlobungeu bildet die Behandluug der Wittwen bei den Hindus. Dabei handelt es sich insbesondere um drei Gesichtspunkte, um die deu Wittwen zwangsweise auferlegte Trauer und die Härte der Durchführung dieser Maassregel, ferner

nm das Verbot der Wiederverheirathung der Wittwen und endlich nm die frühere Selbstverbrennnng von Wittwen. Ueber all diese drei Punkte sind von den Enropäern ebenso viel übertriebene und irrthümliche wie gehässige Behauptungen aufgestellt worden. Ebenso freilich, wie bei den Kinder-Verlobungen, wird man gerne verständigen Reformen zustimmen. Zunächst aber gilt es die thatsächliche Sachlage richtig darzustellen.

Zunächst die vorgeschriebene Trauer der Wittwen. Schön und angenehm ist allerdings das Loos der Wittwe nicht. Freilich werden ihr, wie jedermann in Indien, die nöthigsten Lebensbedürfnisse befriedigt. Wohnung und Nahrung erhält sie, wenn auch nur ein einfaches Mahl für den Tag. Aber ihre Kleidung soll stets farblos sein, ein einfaches Gewand; und Schmucksachen darf sie nicht tragen. Auch ihres Haarschmuckes hat sie sich zn entäussern. An keinen Festlichkeiten der Familie darf sie Antheil nehmen. Sie hat eben zn zeigen, dass sie trauert — für den Rest ihres Lebens.

Diese Sitte ist durchaus nicht in Indien allein zu finden; beispielsweise herrscht dieselbe noch anf Korsika wie auch bei anderen Völkern. Gewiss ist aber diese Sitte hart, wenn sie auf äusserem Zwange beruht und nicht dem seelischen Bedürfnisse der Wittwe selbst entspringt. Indessen hat bei uns schon manche Arbeiterfrau ein härteres Loos zn tragen, wenn sie ihren Mann mit einer Schaar kleiner Kinder überlebt und nun der Noth des Lebens gegenüber sich allein sieht, falls nicht etwa gar ihr Mann ein Säufer oder ein Verschwender war; dann wird sie seinen Tod nnr als Erlösnng empfinden. Aber mit den Verhältnissen unserer niederen Stände sind die Indiens nicht zn vergleichen, weil dort gegen äussere Noth für alle Fälle Vorsorge getroffen ist nnd dort nur allgemeine Noth dnrch grössere Natnrereignisse, wie Hungersnoth und Seuchen, eintreten kann. Auch das Band zwischen den Ehegatten bei den Hindus ähnelt ja viel mehr dem in unsern oberen Ständen; es ist mehr ein geistiges. Sehr verschieden von diesem Verhältnisse ist aber das der Frau in Indien, weil diese viel weniger als bei uns Vergnügungen und Putz lieben gelernt hat und mehr als bei nns in ihren häuslichen Pflichten aufgeht. Diese werden der Wittwe nicht genommen und jene kann sie viel leichter entbehren. Man darf deshalb in die Beurtheilung ihrer Lage nicht die Begriffe unserer europäischen Damen hineintragen.

Das Loos der Wittwe bei den Hindus mag allerdings traurig genug sein; aber hart wird es nnr da, wo sie von unverständigen Menschen nun auch, als eine vom Unglück Verfolgte, selbstsüchtig gemieden wird. Und dies wird dort besonders dadurch begünstigt,

dass ein jedes Unglück, das den Menschen trifft, als eine Wirkung seiner eigenen fehlerhaften Thaten und Gedanken in früheren Lebenszeiten angesehen wird. Dass man freilich deshalb eine solche Unglückliche ihr Loos möglichst hart empfinden lassen sollte, das ist selbstverständlich nur eine Thorheit von noch unentwickelten Menschen.

Besonders hart ist solches Wittwen-Loos auch eigentlich nur für die jungen und noch lebensfrischen Frauen. Ja, der Begriff einer Wittwe in diesem Sinne wird sogar auf die Verlobten ausgedehnt, deren zukünftiger Gatte gestorben ist. Deshalb giebt es unter den höheren Ständen bei den Hindus immer eine grössere Anzahl jungfräulicher Wittwen. Und deren Loos wird wieder in so fern erschwert, weil eben bei den höheren Ständen eine Wiederverheirathung selbst solcher früheren Bräute unzulässig ist.

Vorzugsweise um dieser jungfräulichen Wittwen willen, aber auch für alle andern, wird man gerne der Reform-Bewegung zustimmen, die besonders in Bengalen und Süd-Indien sich auf die Ueberwindung der noch anerkannten Hindernisse für eine Wiederverheirathung der Wittwen richtet. Immerhin aber sind dabei doch die Gegengründe der Brahmanen erst zu hören, obwohl diese metaphysischer Natur sind und sich auf die geistige und unlösbare Verbindung zwischen den Gatten berufen, die schon durch die Verlobung begründet oder sogar nur zum Ausdrucke gebracht wird; denn wie man ja auch bei uns sagt, »rechte Ehen wurden schon vorher im Himmel geschlossen«. Wie weit solche Annahme den Bedürfnissen einer bestimmten Kulturepoche entspricht und ob ihr deshalb Rechnung getragen werden müsse, das können Aussenstehende garnicht beurtheilen. Das haben die betheiligten Gesellschaftsklassen bei den Hindus unter sich allein abzumachen.

Was übrigens Europäer in dieser Hinsicht thun können, ist von Seiten der britisch-indischen Regierung längst geschehen. Schon durch ein Gesetz vom Jahre 1856 ward die Wiederverheirathung von Wittwen für gültig vor den britischen Behörden erklärt; und durch ein weiteres Gesetz vom 22. März 1872 ist in ganz Indien die Zivil-Ehe fakultativ eingeführt worden. Zugleich wurde durch dieses Gesetz das heirathsfähige Alter für die Männer auf 18 und für die Mädchen auf 14 Jahre und aufwärts festgesetzt, und bis zum 21sten Jahre die schriftliche Zustimmung der Eltern oder Vormünder gefordert.

Diese Massregeln haben bisher auf die Sitten und Gebräuche der Hindu-Gesellschaft durchaus keinen Einfluss; und das erklärt, warum gegenwärtig noch so viele weiteren Anstrengungen zu einer Reform dieser Verhältnisse gemacht werden. Dazu muss aber doch

bemerkt werden, dass das Bedürfniss für dieselben weder so dringend, noch auch so allgemein ist, wie gewöhnlich — besonders von den Europäern — angenommen wird.

Es ist schon nicht einznsehen, dass es selbst für die jungfräulichen Wittwen in Indien schlimmer sein sollte, sich nicht wieder zu verheirathen als für die zahllosen Mädchen in Europa, denen die ihnen passende Gelegenheit zu heirathen sich garnicht bietet. Aber weiter sind es auch nur beschränkte Gebiete Indiens, in denen jede Wiederverheirathung einer Wittwe für unmöglich gilt, also dann, wenn sie geschieht, mit einem Austritt aus dem Hindnismns gleichbedentend ist, wie dies z. B. jede Zivil-Ehe selbstverständlich wäre. Eigentlich ist dieses nur in Bengalen und in einigen Theilen Süd-Indiens der Fall.

Nehmen wir schon z. B. das Bengalen benachbarte Behar mit einer Bevölkerung von 18 Millionen Hindus. Nur unter den Familien der Brahmanen, Radjputen, Kshatriyas, Babhuns nnd Kayasthas kommen dort solche Wiederverheirathungen **nicht** vor. Wohl aber bei allen Volksklassen unter den Kayasthas. Jene oberen Klassen umfassen jedoch nur 3 Millionen der Einwohner. Bei den übrigen $^5/_6$ der Bevölkerung ist daher eine Reformbewegung überflüssig (ebenso wie bei den $2^1/_2$ Millionen Mohammedanern dort); und wie in Behar, so ist es auch im übrigen Indien.

Diese Wittwenheirathen (*Shanghai*) unterscheiden sich von den Mädchenheirathen nur dadurch, dass bei ihnen kein Brahmane mitwirkt. Nicht selten ist es, dass der jüngste Bruder des Verstorbenen dessen Wittwe heirathet, falls er noch nicht verheirathet oder seine Braut etwa als Kind gestorben ist. Nur **das** widerspricht der guten Sitte allgemein, in Indien wie bei uns, dass eine Wittwe, die schon nicht mehr jung ist oder gar erwachsene Kinder hat, noch einmal eine Ehe eingeht.

Nach der Statistik Britisch-Indiens verhielten sich dort die Geschlechter im Jahre 1891 folgendermassen:

Bevölkerung Indiens
in Millionen.

Civilstand	Männer	Frauen
Ledig	65.1	43.6
Verheirathet	62.1	62.4
Verwittwet	6.4	22.7
Unbekannt........	13.1	11.8
Summen	146.7	140.5

Aus der ersten Zeile dieser Tabelle wäre zu schliessen, dass die Knaben durchschnittlich um die Hälfte älter sind als die Mädchen, wenn sie verheirathet oder vielmehr verlobt werden (das letztere ist hier offenbar immer schon als Verehelichnng gerechuet). In Wirklichkeit muss aber das Alter der Knaben durchschnittlich noch höher sein, denn dass die Zahl der Wittwen blos deshalb fast viermal so gross ist wie die der Wittwer (3 Reihe), kann nicht ausschliesslich daranf zurückzuführen sein, dass um so viel öfter Frauen ihre Männer überleben. Jedenfalls heirathen viele Wittwer zum zweiten Mal; und aus dieser Tabelle ist wohl zu entnehmen, dass sie dann öfter Mädchen heirathen als Wittwen, obwohl diese durchschnittlich doch ihrem Alter mehr entsprächen.

Zum Schlusse dieser Erörterung der indischen Eheverhältnisse möchte ich noch besonders hervorheben, dass hierin der eigentliche Schwerpunkt des Hinduismus liegt. Die Ehe betrachtet der Hindu als seine älteste, heiligste nnd unverletztlichste Institution. Sie ist für ihn, der Mittelpunkt, nm den sich seine praktische Lebensreligion und seine Gesellschaftsordnung, seine Eigenthumsbegriffe und sein Erbrecht, seine Familiengebräuche und seine Verwandschaftsbegriffe drehen und vor allem auch die Stellung und die Erziehung, welche er der Frau gewährt. Eine Reform der Eheverhältnisse in Indien würde daher eine Reorganisation des jetzigen Hinduismus bedeuten; und es wäre fraglich, ob derselbe nach solcher wünschenswerthen Umgestaltung noch äusserlich wiederzuerkennen wäre. Würde dies nicht dahin wirken, dass dadurch der idealistische Geist des Hinduismus zu neuer Kraft und Lebensbethätigung erwachte, dann sollte man es lieber lassen, an ihm herum zu doktorn. Dadurch, dass man aus den Hindus branne »Europäer« macht, wird man sie nicht verbessern. Was für die Hebung des Hinduismus geschehen kann, sollte allein aus dem Geiste des ursprünglichen Brahmanenthums der alten Arier heraus begonnen werden.

Dieser Geist wirkt übrigens durchweg konform mit dem gesunden Menschenverstande, wie die britische Regierung ihn in allen Hauptfragen bisher bethätigt. So auch in der Verhinderung der früheren Wittwen-Verbrennungen. Da auch diese bisher durchweg irrthümlicher Beurtheilung ausgesetzt sind, so müssen wir hier auf sie wohl etwas näher eingehen.

Genauere Angaben darüber, wie vielfach solche Selbstverbrennungen von Wittwen *(Sati)* früher vorgekommen sind, liegen nicht vor. Schon im Jahre 1815 schrieb die britische Regierung in der Absicht diesem Uebelstande abzuhelfen, vor, dass jeder solcher

Fall, zu dem sich eine Wittwe freiwillig bereit erkläre, der britischen Polizei angezeigt werden müsse und nur unter deren Aufsicht stattfinden dürfe. Diese Absicht, Einhalt zu thun, schlug leider in das Gegentheil um; der religiöse Eifer liess die Zahl der Fälle, wie man sagt, sich sehr vermehren. Nach Schätzung eines damaligen britischen Beamten,[1]) sollten zwischen 1815 und 1828 an 300 Fälle jährlich in ganz Indien vorgekommen sein, in einem Jahre sogar bis 800. Im Jahre 1829 aber verbot Lord William Bentinck die Wittwen-Verbrennung gänzlich, mit völligem Erfolge und ohne Schwierigkeiten, die man vorher bei solchem Eingreifen in die Sitten und Gewohnheiten des Hinduismus gefürchtet hatte.

Wenn nun auch die Zahl der vorgekommenen Fälle während der Zeit ihrer Kontrolierung durch die britischen Behörden nicht zu hoch geschätzt sein sollte, was ich glauben möchte, so wird doch gleichzeitig anerkannt, dass hier ein idealistischer Trotz der Hindus mitwirkte; man wollte den verachteten europäischen Erobern zeigen, dass die Hindus, selbst die Frauen, ihr Leben und Schmerzen geringer achten, als die Europäer.

Jedenfalls waren solche Selbst-Verbrennungen vorher lange nicht so häufig. Jeder solche Fall galt als eine verehrungswürdige Ausnahme. Man setzte solchen sich opfernden Wittwen Denkmäler, die man zugleich als Altäre für sie benutzte. Deren Gestalt war die ihrer Fusssohlen; man heiligte gewissermassen ihre letzten muthigen, todverachtenden Schritte. So mögen im Laufe von 2½ Jahrtausenden wohl manche Tausende von solchen Fällen unter der Bevölkerung von Hunderten Millionen vorgekommen sein.

Das steht ausser Zweifel. Völlig unwahr aber scheint mir die sensationelle Behauptung, dass solche Selbstopfer durch priesterlichen Fanatismus erzwungen worden seien. Dass die Brahmanen zur Rechtfertigung eines vom Volke allgemein als heilig erachteten, ausnahmsweise erwiesenen Heldenmuthes Belegstellen in ihren heiligen Schriften suchten und gefunden zu haben glaubten, ist erklärlich. Aber welches erdenkliche Interesse hätten sie wohl daran haben können, ob solche Fälle selten oder oft vorkamen, es sei denn wo es galt, den fremden Eindringlingen die Kraft ihrer idealistischen Denkungsart zu beweisen! Darum mag es sich allen Eroberern gegenüber gehandelt haben, schon zu Alexanders Zeit, aus der wir durch Magasthenes zuerst davon berichten hören, dann auch

[1]) Seton-Karr; vergl. Monier-Williams: »*Indian Wisdom*«, London 1875 pg. 259.

wieder unter dem Grossmogul **Akbar**, der ein Verbot solcher Wittwen-Verbrennung erliess, und endlich nnter dem Zwange der Engländer. Aber zu gewöhnlichen Zeiten, und wo die Hindns undemonstrativ unter sich lebten, kann hiervon doch keine Rede sein. Es leidet für mich gar keinen Zweifel, dass diese Selbstverbrennungen der Wittwen in der Regel freiwillig geschahen.

Die gegentheiligen Behauptungen entspringen lediglich wohl der Sensationslust von Reiseberichtern und dem Agitationsbedürfniss von Missionaren. Dass man aber dabei zur Erklärung auf den angeblichen Fanatismus der Brahmanen verfiel, erklärt sich nur darans, dass man den Gegner hinter dem Busche suchte, hinter dem man selbst gesessen hat. Und doch sind die Brahmanen nns, den Europäern, in keinem Punkte nnähnlicher, als in Hinsicht solches Fanatismus.

In Europa haben freilich Millionen von Scheiterhanfen »zur Ehre Gottes« geraucht — Hunderte gegen je **ein** solches Selbstopfer in Indien. Mit einander gemein haben diese Scheiterhaufen hier nnd dort aber nur das Feuer und das Holz; denn während die vereinzelten Selbstverbrennnngen in Indien aus dem begeisterten Entschlusse der sich Opfernden hervorgingen, entsprangen nnsere **Ketzerverfolgungen** einer thierischen nnd feigen Gransamkeit, für die wüthender Fanatismus nnr den Deckmantel bildete. Wenn etwa Brahmanen jene Selbstopfer von Wittwen in eigner Begeisternng für solchen Heroismus begünstigten, aber sicher nicht erzwangen, so ist das doch wahrlich himmelweit verschieden von den teuflischen Unmenschlichkeiten eines Torquemada oder Arbues.

Doch schon früher haben Mohammedaner die Legende erfunden, dass die Wittwen-Verbrennungen durch ein Gesetz der oberen Hindu-Kasten eingeführt worden seien, zu dem Zwecke, um sich dadurch vor ihrer Ermordung, Vergiftung oder dergl. durch ihre eigenen Frauen zu schützen. Abgesehen davon aber, dass solches Gesetz niemals bestanden hat, nie nachgewiesen worden ist, und dass dazu auch jedenfalls die Fälle solcher Selbstopfer viel zu selten waren, so schliesst wieder diese gehässige Behanptnng nur von dem Verlänmder selbst auf seinen Gegner. — Mögen etwa die Mohammedaner ihre Franen, die sie ja verachten und nur als zur Wollust oder Sklaverei geschaffen ansehen, zu fürchten haben. Der Hindu, der Arier, fürchtet seine Fran nicht nnd hat keinen Grund dazu.

Dass die Wittwen-Verbrennungen freiwillige Selbstopfer waren, ist auch um so weniger zu bezweifeln, als der Feuer-Tod der Indo-Arier seit alter Zeit durch viele **Vorbilder**, man könnte sogar

sagen Gewohnheit, als etwas besonderes Edles, dem »Arier« (d. h. dem Edlen) Würdiges geheiligt galt. Wenn die alten Krieger in den Kampf zogen, so nahmen sie stets ihre Frauen mit; und wandte sich das Schlachtglück gegen sie, so stürzten sie sich auf den Feind und opferten sich bis auf den letzten Mann; die Frauen aber zündeten das Lager an nnd verbrannten sich darin mit einander. Ja, wenn noch später Fürsten ihre Hauptstadt fremden Eroberern überlassen mussten, so gaben sie nicht sich und ihre Frauen preis, sondern verbrannten sich mit ihnen, so ähnlich noch z. B. bei der Einnahme von Tschitor durch Ala-ed-din um 1300. Anch die Gattin des Gottes Shiwa soll sich freiwillig im Feuertod geopfert haben. Sollte nun nicht der Gedanke der Nachahmung leicht haben auftanchen können? Sollte der Mnth dazu, den die früheren Generationen bewiesen hatten, den spätern ganz gefehlt haben?

In den Berichten von Augenzeugen solcher Selbstopfer ist es sogar überliefert, dass den Wittwen wiederholt und bis zum letzten Schritte davon abgeredet wurde, ja, dass sie als Vorschmack dessen, was sie erdulden wollten, einen Finger über einer Lampe bis zum Verkohlen abbrennen lassen mnssten, dass sie auch znletzt, ehe sie sich endgültig entschlossen, den Scheiterhaufen zu besteigen, diesen sieben Mal zu umschreiten hatten.[1] Zugleich ist aber ans solchen Berichten zu erkennen, dass man solchen Mnth unter ruhigen geordneten Verhältnissen als etwas Ansserordentliches bewnnderte.

Schon die *Garuda-purana* preist in Begeisterung die *Sati*, d. i. die sich selbst verbrennende Wittwe. Uebrigens werden auch Beispiele berichtet, dass die Mutter sich mit dem Leichnam ihres einzigen Sohnes verbrannt hat.

Um so unbegreiflicher ist die Behauptung der erzwungenen Wittwen-Verbrennung, wenn man sie von denen kommen sieht, die doch unter den Hindus leben oder lebten, und die damit nur bezeugen, dass sie deren Wesen durchaus nicht verstanden haben. Wer nur überhaupt etwas von den höheren Gesellschaftsklassen unter den Hindus kennt, der muss jedenfalls wissen, dass sie mindestens so feinfühlend, wenn nicht noch sensitiver sind, als wir, und dass sie insbesondere mit der innigsten, fast religiösen Verehrnng an ihrer Mutter, selbst noch mehr als an den Vater, hängen. Und nun behauptet man,

[1]) Vgl. Shib Chunder Bose »*The Hindoos as they are*«. Calcutta und London 1881. Die Stelle ist in Uebersetzung wiedergegeben bei Reuleaux »Quer durch Indien«. Berlin 1884, pag. 115—120.

dass diese selben Hindus es für ihre Pflicht gehalten haben sollten, wenn ihr Vater gestorben war, dann anch mit dessen Leichnam gleich dazu noch ihre Mntter bei lebendigem Leibe zu rösten. Vielleicht lassen sich nicht viel krassere Beispiele dafür anführen, mit wie viel Unverstand sich Europäer einer fremden Geisteskultur, wie derjenigen der Hindus, gegenübergestellt haben.

Aber ist es überhaupt so schwer verständlich, dass eine Wittwe sich zu solchem Selbstopfer freiwillig entschliessen sollte? Glauben nicht auch in der Christenheit die Frauen, dass sie nach ihrem Tode mit dem ihnen vorangegangenen Ehegatten wieder vereinigt werden? Empfindet nicht bei uns wohl auch ein Weib namenlosen Schmerz, wenn sie den Gatten, der ihr alles war, die Freude ihres ganzen Lebens, im Tode verliert? Und wenn sie nun den Rest ihres Lebens leer und freudlos vor sich liegen sieht, würde nicht auch manches Weib bei uns dann wünschen, gleich mit ihrem Gatten sterben zu können?

Bei uns freilich giebt es noch Klöster, in denen dann ein solches auf die Welt verzichtendes Weib Frieden suchen kann. Ob sie ihn findet, ist freilich sehr fraglich; sagt man doch, dass in den Frauenklöstern mehr Zank, Eifersucht und Friedlosigkeit zu Hanse sein soll als im Weltleben. Aber jedenfalls hat der Hinduismus Franenklöster nie gekannt. Und sollte nicht die Wittwe auch bei ruhiger Ueberlegung schon den schnellen Selbstmord dem langsamen vorziehen können? Wie viel mehr in dem heroischen Entschlusse, der aus grossem Seelenschmerz entspringt!

Bei uns giebt es Klöster, nnd kommt es nicht trotzdem sogar bei uns in Deutschland ab und an vor, dass ein Weib sich in Verzweiflung über den Tod ihres Gatten selbst das Leben nimmt. Vor kurzem erst, im Jahre 1897, las man in den öffentlichen Blättern von einem derartigen Falle, wo sogar ein Gatte aus Schmerz über den Verlust seiner Frau Selbstmord beging. Und solche Fälle kommen auch bei uns nur in den besseren, gebildeten Gesellschaftsklassen vor, wo nicht die äussere Noth und Sorge zu solchem Verzweiflungsschritte drängen, sondern wo die Gatten ideell stark an einander gehangen haben. Auch in Indien ist es nicht die wirthschaftliche Noth, die eine Wittwe auf den Scheiterhaufen treibt. Und mir scheint — von aller sonstigen Beurtheilung abgesehen — der Entschluss zu einem solchen freiwilligen Tode zugleich mit dem geliebten und verehrten Lebensgenossen oder -genossin meistens ein Beweis von einiger Feinsinnigkeit des Gefühlslebens zu sein. Das würde wohl schon bei einer materialistisch denkenden Europäerin der Fall sein: sollte das nicht um so mehr von einer vorzugsweise idealistisch denkenden Indierin zu erwarten sein?!

Dazu kommt bei der Hindu-Wittwe noch der Einfluss ihrer Religiosität. Sie ist ihr Leben lang an den Gedanken gewöhnt, dass sie nur mit ihrem Manne vereint, religiös fortschreiten kann, dass er ihre naturgemässe Stütze ist in allen geistigen wie weltlichen Dingen. Je geringer nun dabei die intellektuelle Bildung und Entwickelnng der Frau ist, desto unfreier muss sie sich fühlen und um so mehr ist sie auch abergläubisch dem Herkommen unterworfen.

Nun sieht sie noch dazu an den Beispielen der Ueberlieferung seit Jahrtausenden, dass vor ihr schon sehr viele Frauen ganz denselben Schritt gethan und dass sie durch solche Hingabe eines elenden Lebensrestes sich eine begeisterte Verehrung in dem dauernden Andenken der Bevölkerung weit umher errungen haben. Ist es da so schwer begreiflich, dass sich solche Frauen sollten freiwillig dem schnellen Flammentode hingegeben haben?

Aus dem spöttischen oder entrüsteten Unverstande solcher Europäer, die ein Interesse oder ein Vergnügen daran haben, alle Sitten der Hindus möglichst ungünstig darzustellen, höre ich die Selbstgefälligkeit des Faust'schen Famulus heraus, »wie herrlich weit wir Europäer es mit unserer materiellen Zivilisation gebracht« haben Ja, haben wir das wirklich? Sind wir um ein Haarbreit weiser oder besser als die Hindus, die Brahmanen?

Etwas anderes freilich ist die objektive Abschätzung fremder Kulturverhältnisse und ihre selbständige und naturgemässe Fortbildung. Von diesem Standpunkte wird man freilich die Beseitigung jeder Möglichkeit zu solchen Selbstmorden nur billigen können, nicht aus religiöser Bigotterie oder schwächlicher Sentimentalität.

Die Wittwen-Verbrennungen waren ebenso wenig arisch, waren dem ursprünglichen Hinduismus ebenso fremd wie das *Pardá*-System, die Kinderverlobungen und Aehnliches. Es findet sich davon weder etwas im Rig-Weda, noch in Manus Gesetzbuch, noch in den alten Heldengedichten. Die einzige Stelle im Rig-Weda, auf die man sich stützte (X, 18, 7), ist nur durch eine Entstellung so ausgelegt worden [1]; aber aus dem Texte, besonders auch der folgenden Verse, geht der Irrthum ganz unzweifelhaft hervor. Man nimmt an, dass diese Un-

[1]) Die Stelle lautet: »Ohne Thränen, ohne Kummer, geschmückt mit Edelsteinen, lasst die Frauen zuerst (*agre*) an den Altar (den Scheiterhaufen) hinantreten«. Statt des *agre* aber hat man *agneh* gelesen, d. h. von Feuer, und dies eben so ausgelegt, dass die Wittwe den Scheiterhaufen besteigen solle. Trotzdem besagt aber der folgende Vers ganz deutlich: »Erhebe Dich, o Weib! Kehre zurück zur Welt des Lebens! Du liegst ja bei einem todten Mann! Komm zurück! Du hast genug der Pflicht als Gattin und als Mutter dem Manne erfüllt, der um Dich warb und Deine Hand nahm!«

sitte sich vom Nordwesten Indiens, von Pandjab her, ausgebildet habe. jedenfalls schon einige Zeit vor dem dritten Jahrhundert v. Chr. — Dass unsere Zeit diesem Unverstande ein Ende gemacht hat, ist jedoch nicht nur aus ethischen Gründen erfreulich, sondern auch aus anderen inneren und geistigen, auf die hier nicht näher einzugehen ist.

Zum Schlusse mag hier noch ein kurzes Wort über die Bestattungsart der Hindus überhaupt gesagt sein. Dass bei ihnen die Verbrennung gegenwärtig üblich ist, darf wohl als allgemein bekannt gelten. Bei den ältesten Ariern fand jedoch bisweilen auch wohl ein Begraben der Leichen statt. Heutzutage werden vorschriftsmässig nur die Leichen von Kindern unter zwei Jahren »mit Blumen bedeckt« begraben (*Manu* V, 68). Im Uebrigen sieht man auch gelegentlich wohl einmal heute eine Leiche, sorgfältig in Leintücher gewickelt, den Ganges hinabfluthen und dem Meere zutreiben. Dabei ist zweifelhaft, ob sie dorthin gelangt. In der Regel sieht man auf diesen Menschenresten Geier sitzen, die ja auf der langen Flussreise Zeit genug haben, ihre Mahlzeit zu beenden.

Auch in Europa fangen wir allmählich an, uns an die Feuerbestattung zu gewöhnen. Dass sie hygieinische Vorzüge, vor der Beerdigung hat, ist unbestritten. Da aber in Indien des heissen Klimas wegen die Bestattung sehr bald nach dem Tode stattzufinden hat, so kommt dort noch der weitere Gesichtspunkt hinzu, dass durch die Verbrennung der Leichen das lebendige Begraben von Scheintodten ausgeschlossen wird.

Für die Hindus sind aber diese Gründe nicht die wichtigsten. Sie sind sich ebenso, wie die Christen und andere religiöse Menschen, voll bewusst, dass die Persönlichkeit des Verstorbenen nach dem Tode fortlebt. Da sie aber nicht die grob-materielle christliche Vorstellung von einer späteren »Auferstehung des Fleisches« haben, sondern ihre Widerverkörperungslehre (die fälschlich sogenannte »Seelenwanderung«) völlig abstrakt metaphysisch auffassen, so hat für sie ein Begraben des Leibes durchaus nicht den Werth wie für die Christen und Mohammedaner. Nicht die Seele, d. h. die verstorbene Persönlichkeit, kehrt ihrer Ansicht nach je in das Erdenleben zurück, sondern lediglich ein geistiger Wesenskern derselben. Dieser vermittelt die Causalität zwischen den Gedanken und den Werken *(Karma)* der verstorbenen Persönlichkeit und deren Nach-Wirkungen im Charakter und in den Schicksalen einer andern später lebenden Persönlichkeit. Ehe dies aber geschehen kann, lebt die verstorbene Persönlichkeit die in ihrem Wesen erzeugten Kräfte auf inneren Bewusstseins-Ebenen aus; und diesen Prozess des Auslebens

der Persönlichkeit nach dem Tode glauben die Hindus durch eine möglichst schnelle Verbrennung des Körpers zu begünstigen. Sie führen hierfür eine Reihe von Gründen und Thatsachen an, die anzugeben hier zu weit führen würde.

Wenn man in Europa vom ästhetischen Standpunkte das Begräbniss auf dem Kirchhofe besonders bei dem schlechten Wetter unseres unwirthlichen Klimas mit unseren Feuerbestattungen in geschlossenen Räumen, wie z. B. in Gotha, vergleicht, so fällt das Urtheil sicherlich zu Gunsten der letzteren Feierlichkeit aus. Noch tieferen Eindruck aber machte auf mich eine nächtliche Feuerbestattung unter dem warmen tropischen Himmel Indiens an einem der oberen Zuflüsse des Ganges. Obwohl dabei die in Leinwand gehüllte Leiche nur auf einen einfachen Holzstoss ohne allen Prunk lag, lose bedeckt mit einigen schweren Scheiten Holz, und obwohl weder hochtönenende Reden, noch glänzendes Ceremoniell dabei stattfanden und obwohl nur meine Freunde, die nächsten trauernden Verwandten, die Söhne und Neffen, ihrer Stammmutter hier die letzte Ehre erwiesen in der bei ihnen üblichen, ernsten, feierlichen Form, so hat mich doch niemals bei einem Begräbnisse ein Gefühl tieferer Innigkeit umweht, als in jenem Augenblicke in der nächtlichen Einsamkeit. Nie habe ich so sehr die tröstliche Aussöhnung mit dem unvermeidlichen Scheiden vom Liebsten durch den Tod empfunden, wie unter jenem wunderbaren tropischen Sternenhimmel.

V. Die Gesellschafts-Ordnung der Hindus.

Im Hinduismus finden wir noch heute die alte, wenn nicht gar die älteste Kultur der Arier verkörpert. Sehr vieles, was auch der Kultur Europas eigen ist, sehr vieles, was wir heutzutage hochschätzen, auch einiges, was sich gegenwärtig erst bei uns ausbildet, waren seit Jahrtausenden die Grundzüge der indischen Kultur, des Hinduismus. Zu den schon im Vorhergehenden angeführten Ursachen dafür, dass sich das Kultursystem der Hindus durch Jahrtausende so unerschüttert und fast unverändert hat erhalten können, trotzdem die politische Beherrschung Indiens so viel gewechselt und mit ihr sich die Verwaltung und Gerichtsbarkeit des Landes gänzlich umgestaltet hat, kommt noch ein anderer Grund hinzu.

Das Kultursystem der Hindus ist weder staatlich, noch politisch, noch national, sondern lediglich gesellschaftlich und wirthschaftlich und religiös. Die Einheiten, aus denen dies System sich aufbaut, sind die Familie, die Genossenschaft und die Gemeinde;

Familie von gleicher Art, Abstammung und Gewerbe bilden eine Genossenschaft (*Djáti*); und eine Anzahl von Angehörigen vieler solcher (*Djátis*), welche örtlich bei einander wohnen, bilden eine Stadt- oder Dorfgemeinde (*Gráma*). Ueber dieser stand einst und steht noch in den Staaten, die noch von Hindu-Fürsten regiert werden, der Rath des Königs. Trotzdem aber diese Spitze dem Kultursystem vielfach schon seit Jahrhunderten genommen wurde, besteht doch heute noch die arische Organisation der Gemeinden meistens ganz in alter Weise fort

Seitdem die geistige Trägerschaft dieses arischen Kultursystems mit dem Verfall der einheimischen Fürstenschaften nur auf dem Brahmanenthum beruht, ist jene Unverwüstlichkeit dieses Systems um so begreiflicher, weil ja die ganze Denkungsart der Brahmanen viel mehr ideell als materiell ist. Der Hindu ist sehr patriotisch; aber seine Vaterlandsliebe hat gar keine politische und nationale Färbung. Chauvinismus ist ihm völlig fremd, ganz unverständlich. Dem eigentlichen Hindu, der noch nicht modernisirt und europäisirt ist, fehlt der Sinn für Staatswirthschaft und Nationalpolitik. Er liebt sein Heimathland, das Land seiner Kultur, das Aryawarta; aber der Repräsentant dieser abstrakten Heimath ist ihm nur die kleine ganz konkrete Heimath der Stadt- oder Dorfgemeinde, der er angehört. Was weit ausserhalb dieser Gemeinde in Indien sonst noch vor sich gehen mag, davon erfährt er in den meisten Fällen wenig oder garnichts. — Die Heimathsliebe dieser noch nicht anglisirten Hindus hat sehr viel gemein mit jenem deutschen Patriotismus unsrer Partikularisten zur Zeit des alten »Deutschen Bundes« und vielleicht auch mancher heutzutage. Beide hängen sehr an der Idee des Vaterlandes; und diese Idee ist für sie weit und gross; die ihr entsprechende Wirklichkeit aber sehr eng und klein. Je weniger extensiv daher ihre Kirchthurmspolitik ist, um so mehr konservativ ist sie.

Ueberdies ist auch die Organisation der Hindus so natürlich, so einfach, so praktisch, dass sie auch schon deshalb in ihren Grundzügen unverändert fortbestehen musste, wenn nicht etwa ganz Indien zugleich unter dem Ocean verschwand. Hungersnoth und Pest haben allezeit grosse Theile des Landes heimgesucht; Erdbeben und Wasserfluthen haben weite Landstrecken entvölkert; innere Kriege haben die verschiedenen Völkerschaften Indiens zu Verwüstungskämpfen gegen einander aufgehetzt; ein Eroberer nach dem andern hat das Land nach seinen Anschauungen zu regieren versucht, schon frühe Darius mit seinen Persern, dann Alexander mit den Griechen, 327 Jahre vor Chr., dann die Turanier oder Skythen bis ins dritte

Jahrhundert nach Chr., endlich die Mohammedaner; und jetzt ist es gar in die Hände der modernen europäischen Knltur gerathen, die den Stempel ihrer Fremdherrschaft in weitem Maasse allen Einrichtnngen des Landes anfprägt: und doch ist die Dorfgemeinde bei den Hindus hente fast genau dieselbe, wie wir es in ihrem ältesten Gesetzbuch finden, das den Namen Manus trägt, des mythischen Stammvaters des jetzigen Menschengeschlechts.

Diese indischen Gemeinden sind nun nicht bloss Dörfer im europäischen Sinne, sondern meist grössere Areale, manchmal bis 10 Quadratkilometer und mehr umfassend nnd mit mehreren Tausend Angehörigen; andere Gemeinden freilich sind kleiner und haben kaum 200 Einwohner. Zu solcher Gemeinde gehört ausser den Aeckern der Bauern immer anch Gemeindeland.

Jede solche Gemeinde ist eine kleine Repnblik für sich, und verwaltet ihre eigenen Angelegenheiten. Sie ist im Pandjab anch kollektiv der britischen Regiernng zur Zahlung der Landrente verbunden. Einige der Banern (*Rajots*) sind Eigenthümer ihres Landes und Kollektiv-Eigenthümer des Gemeindelandes; andere, die erst später zugezogen sind, haben Land in Pacht genommen. Nach einem anderen Landrenten-System, welches besonders in Bengalen herrscht, gehört das Land Grossgrundbesitzern (*Semindaren*), welche Pacht von ihren Bauern erheben und einen (geringen) Theil davon als Landrente an die Regierung abgeben. Ausser dieser Abgabe werden nur gelegentliche zwangsweise Lieferungen von Korn, Fnhrwerk, Zugvieh und Arbeitsleistungen, Gepäcktragen etc. von den Gemeinden gefordert.

Jeder solchen Gemeinde-Republik steht ein Vogt oder Amtmann vor, dessen Stelle, wie alles bei den Hindus, erblich ist; nur wenn der Sohn sich ganz nnfähig zur Leitnng der Gemeinde erweisen sollte, wird er abgesetzt und ein anderer gewählt, auf dessen Familie dann die Erblichkeit des Amtes übergeht. Zu den Befugnissen desselben gehört auch eine primitive Gerichtsbarkeit über Verletzungen von Personen und Eigenthumsrechten, Genossenschafts-Ordnungen und religiösen Gebräuchen.

Dem Amtmann zur Seite steht ein Rath von fünf Vertrauensmännern (*Pantscháyat*). Die Sitznngen dieses Rathes finden vielfach unter irgend einem alten Baume statt, am liebsten unter einem Pípalbanme (unserer Weisspappel ähnlich[1]), der den Hindus als besonders heilig gilt. Ausserdem gehört zur Verwaltung solcher Gemeinde ein Schreiber, eine Art von Notar, der die Geschäfte leitet uud die

[1]) Sanskrit: *pippala*, botanisch: *ficus religiosa*.

Rechnungen führt. Aber fast noch wichtiger ist der amtliche Priester, der geistige Berather und Seelsorger der Gemeinde. Er ist selbstverständlich immer ein Brahmane; seine Macht und sein Einfluss sind oft sehr gross; er hat alle Ceremonien bei Geburten, Heirathen und Todesfällen zu leiten.

Weitaus die meisten Gemeindeglieder sind Ackerbauer; es gehören aber zu solcher Gemeinde auch alle übrigen Handtierungen, gerade so wie bei uns: Schulmeister, Barbier, Grobschmied, Kupferschmied, Zimmermann, Zuckerbäcker, Töpfer, Krämer, Banquier, Fleischer, Dorfbote, Ausrufer, Kuhhirte, Wäscher, Weber, Schuhmacher, Nachtwächter, Strassenkehrer und noch manche andere Gewerbe-Betriebe, unter denen auch ein Astronom oder Astrolog selten fehlt.

Alle diese Gewerbe-Betriebe sind nun durch Genossenschaften (*Djâtis*) vertreten und geschützt. Dieses sind die nächst kleineren Einheiten in der indischen Gesellschaftsorganisation. Man kann aber nicht sagen, dass die Gemeinden sich aus solchen Genossenschaften zusammensetzen, obwohl diese jenen untergeordnet sind. Die verschiedenen *Djâtis* umfassen wohl fast immer die gleichen Familien und Gewerbebetriebe in mehreren oder gar vielen Gemeinden. Diese *Djâtis* sind nun das, was man so oft in Europa als die indischen »Kasten« perhorreszirt hat. Allerdings haben diese *Djâtis* in ihrer gegenwärtigen Spezialisirung und in ihrer starren Abschliessung gegen einander grosse Nachtheile, die übrigens auch von fast allen denjenigen Hindus anerkannt werden, welche im Vergleich dazu unsere europäische Wirthschafts- und Gesellschafts-Ordnung kennen gelernt haben.

Uebrigens sind diese *Djâtis* ihrem Wesen nach den entsprechenden Gestaltungen unserer eigenen früheren Kulturpochen nah verwandt. Sie sind eine Verbindung von unseren alten Sippschaften und Zünften oder Innungen. Man könnte diese Körperschaften auch als »Kliken« oder »Kamaraderien« bezeichnen. Ich habe dafür hier den allgemeinen, modernen Ausdruck »Genossenschaften« gewählt, um in die Wortbezeichnung möglichst nicht eine Färbung hineinzulegen, die ein unberechtigtes Vorurtheil gegen die Einrichtung erwecken könnte.

Ehe ich aber Weiteres über deren Wesen mittheile, ist vorerst eine Begriffsverwirrung aufzuklären, welche in Europa allgemein verbreitet ist, das ist die Vermischung und Verwechslung dieser *Djâtis* mit den vier verschiedenen Ständen oder Gesellschaftsklassen (*Warnas*) der Hindus, die man auch, und zwar vorzugsweise, »Kasten« genannt hat: Die Brahmanen, die Kshatriyas, die Waishyas und die Shúdras. Sehen wir uns zunächst diese vier Stände an.

Was diese Stände in Indien ursprünglich waren oder sein sollten, das unterscheidet sich sehr wenig von den vier grossen Gesellschaftsklassen, deren Gegensätze sich erst jetzt bei uns vollständig herausbilden. Die Brahmanen sind unsere Geistlichen und Gelehrten. Die Kshatriyas sind unser Adel, unser Militär und unsere Beamten, die Waishyas sind unsere Ackerbauer und Gewerbetreibenden, und endlich die Shúdras sind unsere Arbeiterschaft. Thatsächlich sind auch bei uns immer die Geistlichkeit, die Ritterschaft, das Bürgerthum und die Dienstboten unterschieden worden. Auch der Begriffsinhalt dieser Standesunterschiede hat bei uns nur wenig mehr gewechselt als bei den Hindus. Indessen ist das Bürgerthum bei uns als Stand erst seit den letzten hundert Jahren anerkannt worden, und unsere Arbeiterschaft beginnt erst jetzt sich aus den Anhängseln des Bürgerthums als eigener vierter Stand heranzubilden.

Bei den ältesten Indo-Ariern waren von diesen Ständen selbst zur Zeit des Rig-Weda mindestens die drei oberen scharf unterschieden, wenn auch noch nicht fest organisirt; aber alle vier Gesellschaftsklassen waren bei den Hindus wohl schon vor 5000 Jahren so zu einem festen Ganzen ausgestaltet. Die scharfe Unterscheidung dieser vier Stände findet sich nicht nur in dem ältesten indischen Gesetzbuche des *Manu*, sondern auch schon in dem *Mahábhárata*, jenem ältesten Heldengedichte der Hindus, das Ereignisse schildert, die vor jetzt 5000 Jahre geschehen sein sollen. Ob die Einfügung der vier Standes-Unterschiede in dieses Volksepos, insbesondere in dessen Episode der *Bhagavad-Gita*, etwas späteren Datums ist, kommt hier wenig in Betracht; jedenfalls sind unter den Hindus unsere vier Gesellschaftsklassen schon einige Jahrtausende früher anerkannt gewesen als bei uns.[1])

Diese Unterschiede rechtfertigen sich nicht allein durch ihre geschichtliche Entstehung in Indien so gut wie bei uns, sondern auch durch die wünschenswerthe Arbeitstheilung in jedem menschlichen Gemeinwesen. Stellen wir uns theoretisch selbst den äussersten Fall

[1]) Die ältere und älteste Zeit der indischen Geschichte chronologisch einzuordnen, ist für unsere Wissenschaft sehr schwer. Ein fester Punkt, wenigstens annähernd fest, ist die Zeit des Buddha Gotamo; sie fällt in das sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Damals waren schon nicht nur das Brahmanenthum, sondern alle vier Hauptkasten degenerirt. Die Blüthe dieser Kasten muss daher unter einer so langsam lebenden Bevölkerung, wie der Indiens, schon Jahrtausende früher anzusetzen sein. Warum denn nicht, wie es die Ueberlieferung der Hindus wahrscheinlich macht, am Anfange des jetzigen Kaliyuga, vor 5000 Jahren, — Anno 3100 vor Chr.?

vor; sogar in einer sozialdemokratischen Organisation würden sich stets Gelehrte, Beamte, Techniker und Handarbeiter unterscheiden.

Wahrscheinlich aber waren diese Klassen-Unterschiede in Indien ursprünglich aus Volks- nnd Rassen-Unterschieden hervorgegangen, wie dieses das indische Wort für diese Klassen oder Kasten andeutet. Das Wort »Kaste« ist nicht indischen, sondern portugiesischen Ursprungs. »*Casta*« bedeutet so viel wie Familiengeschlecht, oder auch Art, Gattung, Rasse. Das Sanskrit-Wort für diese »Kasten« aber ist *Warna* und bezeichnet die Farbe, insbesonders die Hantfarbe. Dies ist wohl auch der Hauptgrund, weshalb die indischen »Kasten« sich von unseren Klassen dadurch unterscheiden, dass für sie Abstammung und Vererbung weit stärker maassgebend sind, als bei unseren Gesellschafts- und Erwerbsklassen. Indessen ist bei uns doch das Heraufarbeiten aus einem Stande in einen höheren nur immer eine Ausnahme; ebenso weist aber auch die indische Geschichte Beispiele dafür auf, dass die Standes-Unterschiede durchbrochen worden sind, dass Shúdras sich zu Fürsten (Kshatriyas) und dass sogar kastenlose Parias und Tshandalas sich durch religiöse Errungenschaften zu Heiligen (Rischis) emporgearbeitet haben, als welche sie mehr denn die Brahmanen galten.

Von diesen Ständen (*Warnas*) waren wahrscheinlich nur die drei obersten arischer Herkunft; sie alle werden als Zweimal-Geboren (*Dwidjas*) bezeichnet. Die besseren halbkultivirten Einwohner Indiens, vor dessen Einnahme durch die Arier, wnrden von diesen zu Shúdras, zur dienenden und schwer arbeitenden Volksklasse gestempelt. Die fast noch ganz wilden Urvölker aber blieben »kastenlos«, und deren heutige Nachkommen sind es noch. Gehören sie nun freilich keiner der vier Stände (*Warna*) an, so bilden sie zum Theil doch unter sich *Djátis* oder derartige Genossenschaften.

In *Djátis* sind heutzntage alle vier Stände gespalten. Unter den Brahmanen allein wird deren Zahl anf 1800 bis 2000 geschätzt; es mögen aber sehr viel mehr sein. Während nun bei den Brahmanen mehr die Sippschaft, die Familienangehörigkeit zur Unterscheidung von *Djátis* Veranlassung gegeben hat, ist dieses bei den Waishyas mehr die Spezialisirung des Gewerbe-Betriebes.

Die *Djátis* haben fast allein heute noch organisatorische Bedeutung in der indischen Gesellschafts-Ordnung. Die *Warnas* bestehen nur rein ideell fort, ebenso wie bei uns die Stände als Gesellschaftsklassen.

Nach Angabe des alten indischen Gesetzbuches, das den Namen des ältesten Stammvaters Manu,[1]) des indischen Noah, trägt, sind

[1]) Buch X, Verse 11, 18, 26—41, 47—49.

die *Djátis* durch Mischehen der verschiedenen *Warnas* entstanden, insbesondere durch Verbindung von Männern mit Frauen eines höheren *Warna;* so sollen beispielsweise die in Europa oft genannten und besonders als verachtet bezeichneten Tshandalen[1]) Nachkommen von Shúdras und Brahmaninnen sein. Solchen Mischlingen wurden anfangs insbesondere die unbeliebten oder verabscheuten Beschäftigungen aufgebürdet. Das heutige System der *Djátis* ist aber offenbar durch Arbeitstheilung ausgebildet.

In Europa macht man sich schwer eine Vorstellung davon, bis zu welchen Einzelheiten die indischen Spezialisten auf diese Weise in ihren erblichen Vorrechten gesichert sind oder sein sollten. So giebt es ausser den Gärtnern auch solche, die sich besonders auf die Kenntniss verlegen, die Krankheiten der Bäume und Pflanzen richtig zu erkennen und zu behandeln, und wieder andere, die sich damit beschäftigen, das Alter der Bäume und Pflanzen zu bestimmen und sie dem entsprechend richtig zu pflegen.

Uebrigens haben sich die Privilegien der einzelnen *Djátis* für diese Spezialitäten heutzutage sehr abgeschliffen, ja fast ganz verloren, wenigstens in den grossen Städten; die theoretischen Vorrechte sind wohl einfach durch die Bedürfnisse der Praxis überwunden worden. Ueberdies betreiben heute die Brahmanen und sogar die Shudras fast jedwegliches Gewerbe, das ihnen gefällt. Auch sieht man vielfach, dass Waishyas ganz andere Geschäfte und Handtierungen betreiben als der *Djáti*-Name, den sie führen, deutlich besagt, — ebenso wie bei uns, wo Einer, der den Namen »Schuster« hat, ein Schneider sein kann; »Bäcker« ein Schlachter u. s. w.

Der Stand der Kshatriyas aber ist heute fast ganz verschwunden; fast nur Radjputen und die einheimischen Fürstengeschlechter gelten noch als solche. Thatsächlich sind heute im indischen Staatsleben an Stelle des alten Kriegerstandes die Europäer getreten, aber ohne bisher als solcher Stand von den Hindus anerkannt zu werden. Auch sind die Anglo-Indier sehr weit entfernt davon, solche Anerkennung zu suchen, denn dazu müssten sie schon unser äusserliches europäisches Kulturideal aufgeben und das innerliche der Brahmanen anerkennen. Thäten einmal Europäer das, wer weiss, ob sie nicht die heutigen Brahmanen auch in innerer Entwicklung ebenso übertreffen würden wie in ihrer materiellen!

---

[1]) In Süd-Indien sagt man dafür *Parias*. Dies Wort ist vielleicht aus *Prae-Arias* gebildet, indisch ist es nicht.

Einen Begriff davon, wieweit die Abschliessung der einzelnen *Djâtis* gegen einander geht, mögen die hauptsächlichsten vier Anforderungen geben, welche an jeden Hindu gestellt werden:

1. Es darf Niemand Wasser oder gekochte Nahrung von einem Angehörigen einer anderen *Djâti* als der seinigen annehmen, es sei denn einer aus den drei niederen Ständen von einem Brahmanen. Obst und trockene Nahrung können unter Beschränkungen eine Ausnahme machen.

2. Ebenso dürfen Angehörige verschiedener *Djâtis* nicht zusammen essen.

3. Angehörige verschiedener *Djâtis* dürfen nicht einander heirathen.

4. Jeder muss die richtige Stellung seiner *Djâti* unter höheren, gleichstehenden und niederen nach altem Herkommen anerkennen. Alle niederen Warnas müssen insbesondere die Brahmanen als die höchste Klasse gelten lassen. Dieses Vorrechts kann kein einziger Brahmane äusserlich beraubt werden, mag er sich dessen innerlich auch noch so unwürdig beweisen; trotz Unbildung oder Verarmung, trotz niedrigem Geschäftsbetriebe oder moralischer Verkommenheit würde er doch Brahmane bleiben.[1]) Um so mehr dient er alsdann als warnendes Beispiel dafür, dass Niemanden Geburtsvorrechte vor dem gänzlichen Scheitern im Leben schützen. Aber die Hochachtung, die einem Brahmanen überhaupt gezollt wird, gilt ja doch niemals seiner Person, denn jeder weiss, das nie ein Mensch unfehlbar ist, auch selbstverständlich kein Brahmane; die Verehrung soll allein dem Strebensideal gelten, dem sich ganz zu widmen jeder Brahmane berufen ist. Erfüllt er diese Berufung nicht, so ist das seine Sache, nicht die irgend eines andern Menschen.

Erwägt man eingehender die zuerst genannten Mittel, durch welche die Abschliessung der *Djâtis* von einander bewirkt wird, so erscheint das Verbot des Zusammen-Essens von Angehörigen verschiedener *Djâtis* als unwesentlich; und doch ist gerade dieses in einem Lande, wo die Lebensbedürfnisse aller Menschen sehr gering sind und daher die äusseren Unterschiede der verschiedenen Menschenklassen fast verschwinden, so ziemlich das einzige Mittel, um den zu einander gehörigen Menschen das Bewusstsein ihrer Zusammen-

[1]) Auch in Europa giebt es verkommene Fürstensöhne; und doch erweisen auch diesen ihre Untergebenen die ihnen ihrem Range nach zukommenden Ehrenbezeugungen in der Anrede und im ganzen Benehmen ihnen gegenüber. Ja, wenn so ein Fürstensohn nicht als geisteskrank, als intellektuell unzurechnungsfähig nachgewiesen werden kann, so wird man ihm sogar die Erbfolge nicht streitig machen können — gerade so wie bei den Hindus.

gehörigkeit alle Tage gegenwärtig zu erhalten. Aber der innerliche, eigentliche Grund dieses Verbotes des Znsammenessens von Personen, die verschieden sind durch die Gedanken und Vorstellungen, mit denen sie sich beschäftigen und die ihr Wesen unterschiedlich ausprägen, ist der schon oben bei Gelegenheit der Reinlichkeitsbegriffe erwähnte. Beim Essen ist man mehr als sonst empfänglich für den individnellen *Akâsha*-Aether der Personen, die nnmittelbar neben Einem sitzen, mit ihren Gedanken auf eben dasselbe Essen gerichtet. Will man daher von der Beeinflussung durch das Wesen fremder nnsympathischer Menschen sich frei halten, so muss man vor allem nicht mit ihnen zusammen essen.

Ein nebensächlicher Rechtfertigungsgrund jener Maassregel ist auch hier wieder der, dass Krankheitskeime am meisten durch Wasser und durch Nahrung übertragen werden. Im tropischen Indien, das ein natürlicher Herd für so viele Infektionskeime ist, mnss es daher als wünschenswerth erscheinen, Seuchen auf möglichst beschränkte Gesellschaftskreise einzudämmern. Freilich ward diese intuitiv gewonnene Erkenntniss der Hindus wohl vielfach dnrch den Unverstand der Massen vereitelt; sicherlich aber haben immer die Brahmanen wohl gewnsst, warum sie aus der Hand niedrerer Stände weder Wasser noch Speise annahmen, warum sie allen Nichtbrahmanen verboten, ihre Brunnen zu benutzen und warum sie sich gegen die Berührung niedrerer Volksklassen möglichst abschlossen, ja sogar die Nähe der aller niedersten und nnreinlichsten Bevölkernng möglichst vermieden, man könnte sagen, die Distanzweite, in der sie sich dieselbe vom Leibe hielten, nach deren Niedrigkeit nnd Unreinlichkeit bestimmten.

Was ferner das Verbot von Heirathen zwischen verschiedenen *Djâtis* anbetrifft, so hat man dagegen geltend gemacht, dass dies eine Art von Inzucht sei, eine Endogamie, durch welche die Nachkommenschaft degenerire. Dies ist Uebertreibnng; denn Heirathen zwischen Blutsverwandten werden in Indien möglichst vermieden, mindestens ebenso sehr wie bei uns. Es ist dazu aber, mit Ausnahme von vielleicht einigen wenigen *Djâtis*, auch keine Veranlassung, weil die meisten dieser Genossenschaften immer doch eine recht grosse Zahl von Familien umfassen.

Ausser jenen Regeln, die von allen *Djâtis* ausnahmslos befolgt werden sollen, giebt es noch eine ganze Reihe von Vorschriften, zu denen die verschiedenen *Djâtis* sich verschieden stellen. Aber den Ansichten und Gebränchen seiner *Djâti* muss sich jeder Hindu unbedingt fügen, wenn es ihm nicht etwa gelingt, sie zu seinen

Gunsten umzugestalten, was in nicht zu weitem Maasse einmal möglich ist, wenn auch nicht leicht.[1]) Zu solchen Vorschriften gehören u. a. folgende:

das Verbot gewisser Nahrung und Getränke, so z. B. das von Fleisch und Wein oder sonstigen alkoholhaltigen Narkoticis;

das bestimmte Alter, bis zu welchem jedes Mädchen verlobt sein muss;

das Verbot der Wiederverheirathung von Wittwen;

das Verbot, übersee in irgend ein anderes Land zu reisen als ein indisches oder nach Ceylon; u. s. w.

Erzwungen werden diese Vorschriften von allen Mitgliedern der *Djâti* durch ein vollständiges Boycottirungs-System. Von fremden *Djâtis* ist ja jeder Hindu ohnedies abgeschlossen. Hat er nun gegen seine eigene gesündigt, so wird er exkommunizirt, bis er sich allen vorgeschriebenen Büssungen und Strafen unterwirft. Bis dahin spricht keiner seiner Genossen mit ihm; keiner giebt ihm Nahrung, nicht um irgend einen Preis; niemand schliesst irgend ein Geschäft mit ihm ab; er darf als Ausgestossener keinen Tempel betreten; wer ihn beherbergt, wird selbst mit ihm exkommunizirt. Will er sich nicht fügen, so bleibt ihm nichts übrig, als bei den Christen oder den Mohammedanern seine Zuflucht zu suchen. An sein Bekehrungsbedürfniss werden aber diese, wenn sie seinen Fall betrachten, auch nicht glauben.

Man wird vielleicht sagen, das sei hart. Nun ganz so systematisch führt man ja bei uns das Boycottiren noch nicht durch. Aber das System ist uns nicht fremd. Und ostrazirt und boycottirt nicht auch unsere »beste Gesellschaft« alle, die gegen ihre Vorurtheile und konventionellen Begriffe sündigen? Sondern sich unsere vornehmen Gesellschaftskreise nicht ebenso stolz gegen alle niederen ab? Und ist bei uns nicht ohnedies noch Geldbesitz oft viel gewichtiger entscheidend für die Lebensstellung als die Bildung, als die geistige oder Charaktertüchtigkeit des Menschen? Bei den Hindus ist dies

[1]) Die Regeln und Vorschriften der verschiedenen sogen. »Kasten« *(Djâtis)* sind viel wandelbarer, als man in Europa glaubt. Sie weichen nicht nur in verschiedenen Landestheilen von einander ab, sondern wechseln auch mit der Zeit. Will jemand die Begriffe oder Vorurtheile seiner *Djâti* ändern, verbessern, so muss er, ganz wie bei uns, sich innerhalb der umwohnenden Gesellschaft *(Somadj)* seines Ortes eine Parthei (*Dal* oder *Dali-dali*) bilden und mit dieser die *Somadj* majorisiren. Dies kann ihm unter Umständen gelingen, dann setzt er seine Sache durch und kann seinen Standpunkt behaupten. Unter *Somadj* in diesem Sinne versteht man die 300 oder 400 Familien von zwei oder drei nächstliegenden Ortschaften; und mancherwärts sind schon fortschrittlich gesinnte, auch modern gebildete Hindus die geschickten Leiter solcher *Somadjes*.

wenigstens nicht im Prinzip der Fall, und mit Geld können in Indien niemals Standesunterschiede und geistige Mängel ausgeglichen werden. Und sind wir — auch nicht etwa allein unsere Frauen und Mädchen — nicht der Sitte, den Gebräuchen, dem zeitweilig »guten Ton«, der Mode, mindestens ebenso so sklavisch unterworfen wie die Hindus?

Betrachten wir jetzt jene arische Gesellschafts-Ordnung der Hindus, das sogenannte »Kastenwesen« der *Djátis* ihrem Kulturwerthe nach, so kommen dabei drei Gesichtspunkte in Betracht: ihre Wirkung für das Volksleben, für den Einzelmenschen und für den Gewerbebetrieb.

Was den ersteren Gesichtspunkt anbetrifft, so ist nicht zu verkennen, dass eine Kontrollirung jedes Einzelnen in seinem ganzen Denken und Leben einen wohlthätigen Einfluss auf die Gestaltung des Volkslebens üben musste, insbesondere unter einer weit ausgedehnten Bevölkerung, der alle materiellen und geistigen Verkehrsmittel im grösserem Umfange, wie unsere europäische Kultur sie hat noch fehlten. Bei uns üben die Ansichten und Gewohnheiten unseres gesammten Volksbewusstseins eine so kräftige Wirkung auf das Verhalten des Einzelnen aus, dass er einer Beeinflussung durch eigens dazu organisirte Gemeinschaften wohl entbehren kann. In einem Lande aber, dessen Kultur sich über viele Millionen Menschen ausdehnt und doch zu keiner äusserlichen Gesammt-Organisation ausgestaltet ist, bedarf es kleinerer Organisationen, die als Träger dieser Kultur dienen. Daher genügte auch in Indien zu diesem Zweck nicht die Institution der vier grossen Stände (*Warnas*); und andererseits sind die einzelnen Familien zu kleine Gemeinschaften, um für die Aufrechthaltung von Sitte und Ordnung die hinreichende Gewähr zu bieten. Also konnten nur die zwischen beiden stehenden Genossenschaften (*Djátis*) diesen Dienst zweckmässig leisten, und sie haben thatsächlich bis heute diese Aufgabe erfüllt.

Diese haben sich als Zuchtmittel bewährt, um eine hoch geistig veranlagte Bevölkerung von vielen Millionen in geordnetem und glücklichem Zustande zu erhalten, vor allem auch die Neigung zu Vergehen und Verbrechen fast ganz auszurotten, denn in keiner Bevölkerung ist die Kriminalität so gering, so fast vollständig unbekannt, wie unter den von europäischer und mohammedanischer Kultur unbeeinflussten Hindus; sehr viel grösser dagegen ist die Zahl der gerichtlichen Verurtheilungen unter den Mohammedanern, und am grössten unter den Christen in Indien.[1])

[1]) Sogar innerhalb des Bereiches der vor die europäischen Gerichte gelangenden Fälle verhalten sich die Zahlen der verurtheilten Gefangenen zu den betreffenden

Aber durch diese Einordnung der Hindus in *Djâtis* wird auch ein enges Zusammenschliessen aller so zusammen Gehörigen bewirkt; dieselben leben so vertraut mit einander, dass jeder des Anderen Denken, Thun nnd Leben fast vollständig durchschauen kann. Dabei wirkt der wohlgesinnte Gemeingeist solcher Genossenschaft nicht nur dahin, die Entwickelung von Lastern nnd Thorheiten zn verhindern, vor allem wird mit solchem Gemeingeist in dem Einzelnen die Gewöhnnng an eine opferbereite Hingabe und an eine freiwillige Unterordnung ihrer persönlichen Interessen unter die des grossen Ganzen anerzogen.

Ferner wirkt das dadurch gewonnene Gefühl der Solidarität auch wiederum zurück von der Gesammtheit auf den Einzelnen. Die Gemeinschaft der *Djâti* bewährt sich in ihrer Hülfsbereitschaft und in ihrer Sorge für das Wohlergehen jedes Angehörigen derselben. Man mag wohl die grosse Masse der Hindus arm nennen, weil sie wenig besitzen nnd spärlich leben; aber sie sind eben sehr bedürfnislos und befinden sich bei der einfachsten Lebensweise in ihrem warmen Klima am wohlsten. Armuth im Sinne unseres europäischen Panperismus giebt es nicht in Indien. Jeder hat seine Pflicht zu thun, aber es wird auch für jedermann gesorgt. Hunger uud Elend ohne die mögliche Pflege können den Einzelnen nnr treffen, wenn die ganze *Djâti*, Gemeinde oder Landschaft davon befallen wird, wie bei Ernteausfall durch Regenmangel oder beim Grassiren einer Seuche.

Die Gesellschafts-Ordnung der Hindus ist und war niemals ein Polizeistaat. Jede *Djâti* übt gewissermaassen nur eine private Polizei-Aufsicht über alle ihre Angehörigen aus; die ganze Zusammenfügung dieser Ordnung ist aber ein grossartiges Vorbild einer Volks-Organisation. Diese so viel geschmähte »Kasten«-Ordnung ist so auch der Hauptgrund, weshalb es der Handvoll von Engländern möglich ist, das indische Reich von 300 Millionen Einwohnern zu regieren, trotzdem sich darunter 60 Millionen leicht zum Widerstand geneigte, fanatisirte Mohammedaner befinden. Die Lösung dieses Räthsels liegt eben darin, dass die Hindns durch ihre Jahrtausende lange Gewöhnung stets zur Ruhe und Ordnung geneigt sind; sie sind anch nicht an irgend welche Aktion in grossen Volksmassen gewöhnt, sondern erledigen alle ihre Angelegenheiten unter sich in ihren *Djâtis*. Auf diese Weise leisten sie naturgemäss nur allen die bestehende

Bevölkerungsmassen für die Hindus wie 5 zu 10000, für die Mohammedaner wie 8 zu 10000, und für die Christen wie 10 zu 10000 (*Bluebook: Moral and Material Progress of India for* 1892—93, *pg.* 30).

Ordnung störenden Bewegungen Widerstand, nicht aber der herrschenden Ordnung. Würden sie das thun oder gethan haben, so würde sich ihr Widerstand noch viel mehr gegen ihre Unterdrückung durch die ihnen feindseligen Mohammedaner gerichtet haben, als gegen die ihnen wohlwollende Beherrschung durch die Europäer. Aber die Hindus thun weder das eine, noch das andere. Sie sind eben durch ihre angestammte Selbst-Organisation zu sehr an Ordnung gewöhnt, und sie richten auch ihr Sinnen und ihr Denken so viel mehr auf das Uebersinnliche als auf das Sinnliche, dass sie sich freiwillig jeder über sie gesetzten Regierung fügen nach dem idealen Grundsatz: »Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!«

Nun der zweite Gesichtspunkt, die Wirkung der *Djâti*-Ordnung in Hinsicht der Entwickelung des Wesens der Einzelmenschen. Für diese Entwickelung kommen zwei verschiedene Arten von Triebkräften in Betracht, durch deren Anregung vielleicht äusserlich ein gleiches oder ähnliches Ergebniss erzielt werden kann, innerlich aber jedenfalls ein sehr verschiedenes erzielt wird; dies sind einerseits die auf das Aeussere, Materielle, Praktische und andererseits die auf das Innere, Geistige und Ethische gerichteten Triebkräfte. Als jene äusserlichen kann man wohl den Ehrgeiz und den Erwerbstrieb bezeichnen, als innerliche dagegen die Befriedigung durch das Bewusstsein, nach besten Kräften seine Pflicht gethan zu haben, und dazu die Freude an dem Ergebniss dieser Pflichterfüllung, an dem geschaffenen Werke.

Der Hinduismus giebt in allen Stücken den inneren Gesichtspunkten und Trieben den Vorzug vor den äusseren. Es liegt einem Gesellschafts-System, dessen Zweck und Ziel die geistige Vollendung des Menschen ist, verhältnissmässig wenig an der äusseren Ausgestaltung der Kultur. Es liegt ihr mehr an der Begünstigung der Fortentwickelung des Einzelnen, als an derjenigen der Gesammtheit. Sie will daher den Einzelnen auch möglichst darauf hinweisen, dass sein Heil nicht in dem äusseren Emporkommen, sondern in dem inneren Reifen liegt. Deshalb bezweckt solche Kulturordnung vor allem, jeden Einzelnen daran zu gewöhnen, in möglichst vollkommener Weise seine Pflicht zu thun und dabei nicht auf den Erfolg zu sehen. Denn nicht die objektiv vollbrachte Leistung ist das Bleibende, sie vergeht wie alles Materielle, das »die Motten und der Rost fressen«; das Bleibende durch unendliche Zeitalter hindurch ist nur die Individualität des Menschen selbst, und für diese, für ihre Fortentwickelung, hat auch nicht das Werk Werth, das sie schafft, sondern allein die Art, wie sie es schaffte, die Kraft, die sie

dabei entwickelte, und die Uebung, durch die sie dabei sich fortgebildet hat.

Dies alles wird in weitem Maasse durch die feste Arbeitvertheilung in den *Djâtis* erreicht.

In diesem Systeme ist fast jede Konkurrenz ausgeschlossen und mithin dem Ehrgeize sein hauptsächlichster Nährboden entzogen, wenigstens soweit der Ehrgeiz sich auf äussere Erfolge richtet. Jeder bleibt auf die ihm durch seine Abstammung angewiesene Lebenssphäre beschränkt. Er hat nur die mit dieser verbundenen Pflichten zu erfüllen, nicht die Aufgaben irgend einer andern *Djâti*, nicht die Pflichten eines höheren Standes, den ja zu erstreben ihm verschlossen ist. Es ist für seine innere Entwickelung auch fast gleichgültig, welcher *Djâti* er angehört und welche Pflichten er im äussern Leben zu erfüllen hat, wenn er nur seine Pflichten stets nach bestem Wissen und Können erfüllt, und wenn sie ihn nicht überanstrengen und ihm den besten Theil seiner Zeit und Kraft für sich selber übrig lassen. Das aber leistet eben diese *Djâti*-Ordnung.

Ebensowenig wie der Ehrgeiz kommt bei der *Djâti*-Ordnung der Erwerbstrieb zur Geltung. Dieser hat ja überdies in einem tropischen Lande und bei einer Bevölkerung mit so wenigen Bedürfnissen keine grosse Bedeutung. Man wird aber wohl annehmen dürfen, dass diese Anspruchslosigkeit den Hindus auch wohl durch die *Djâti*-Ordnung noch mehr anerzogen worden ist. Für die innere, geistige und ethische Entwickelung des Menschen ist es einerlei, wieviel äusseren Besitz er hat; dieser ist ihm dabei eher eine Last.

Ueber die sittlich-geistige Schädigung des Menschenwesens durch die Anwendung des Grundsatzes der Konkurrenz auf die Erziehung liesse sich sehr Vieles sagen, zu dessen Ausführung hier nicht Ort und Gelegenheit sind. Nur das eine mag zum Schlusse hier erwähnt werden: Indem wir schon in unseren Schulen den Ehrgeiz der Kinder aufstacheln, sodass jedes dem anderen voranzukommen sucht, bilden wir nur ihre engste Selbstsucht aus und unterdrücken alle Keime ihres Solidaritätsgefühles, die Neigungen zur Hülfsbereitschaft, das Bewusstsein, dass in Wirklichkeit ihr eignes Wohlbefinden mit dem ihrer Mitschüler und Genossen eng verknüpft ist. Schon durch diese ganze Konkurrenzmethode ziehen wir in unseren Kindern das gerade Gegentheil von den Lehren der Bergpredigt gross. Man könnte sagen, dass es mehr als irgend etwas anderes das System der Konkurrenz ist, was die heutige europäische Kultur so irreligiös gemacht hat. Unser westliches Kulturideal ist eben vorwiegend materiell und äusserlich, das der Brahmanen aber ist das innerliche, geistige.

Wichtiger mag manchem der dritte Gesichtspunkt erscheinen, die Wirkung des sogen. »Kastenwesens« auf die Regelung und Fortentwickelung des Gewerbebetriebes. Es kommen auch hier wieder zwei verschiedene Gesichtspunkte in Betracht, der subjektive und der objektive.

Subjektiv ist für den Einzelnen sicherlich seine Arbeitsleistung eines der besten Erziehungsmittel. Dadurch, dass der Hindu von Kind auf an gewöhnt wird an die Lebensaufgabe, die ihm als Angehörigen seiner *Djáti* gesetzt ist, lernt er sich auch schon früh in deren Handgriffen vervollkommnen, und seine ganze Kraft und seine ganze Aufmerksamkeit wenden sich nur dieser Lebensarbeit zu. Weiter aber wird dem Hindu von Kind auf gelehrt, dass jede Arbeitsleistung, jede Pflichterfüllung gleichsam ein Dienst Gottes ist, ein Opfer seiner Selbst, das er dem Gegenstande seiner höchsten Verehrung und seines ernstesten und letzten Strebens darbringt. Es ist ihm eine religiöse Aufgabe, die Pflicht so gut zu leisten, wie er kann, die ihm gestellte Anforderung bestmöglichst zu erfüllen. Das Alles lenkt seinen Sinn zugleich auf sein Werk selbst. Zwar eilt es für ihn niemals, denn Gott hat ja immer Zeit; also müssen es die Menschen auch haben. Aber aus dem Pflichtbewusstsein erwächst ihm die Liebe zu der Arbeit; und man wird wohl zugeben müssen, dass an Feinheit der Arbeit die Hindus den entsprechenden Stufen von Handwerkern und Arbeitern unter den Europäern gleichkommen. Was bei uns jetzt durch die Konkurrenz entwickelt wird, das wurde seit Jahrtausenden in Indien, ohne die harte Zucht unserer früheren Zünfte, durch religiöses Pflichtgefühl, gepaart mit Fleiss und Kunstsinn, auf Grundlage der *Djáti*-Ordnung grossgezogen. Soweit deren subjektive Wirkung.

Was nun andererseits die objektive Betrachtungsweise dieser Ordnung des Gewerbebetriebes anbetrifft, so fehlt derselben allerdings mit dem Geiste unseres modernen freiheitlichen Wirthschafts-Systems auch deren glänzender Erfolg, wie ihn die heutige europäische Kultur aufweist; und von diesem unseren europäischen Standpunkte betrachtet wäre allerdings die Wirthschafts-Ordnung der Hindus ganz zu verurtheilen. Man hat auch nicht mit Unrecht eine Parallele zwischen diesem indischen Industriebetriebe und dem unseres Mittelalters bis in unsere neuere Zeit hinein gezogen; und in der That ist das einheimische Wirthschaftsleben der Hindus auf dieser von uns überwundenen Entwickelungsstufe der äusseren Kultur fixiert geblieben. Immerhin wird man aber zugestehen müssen, dass die Verbindung der *Djáti*-Ordnung mit dem Gewerbebetriebe für die Ausbildung der

Arbeitstheilung in mindestens so hohem Maasse förderlich war wie unsere frühere Wirthschafts-Entwickelung; und in gleicher Weise ist dies auch für die *lokale Gruppirung* der Gewerbebetriebe der Fall. So findet man in den indischen Städten alle, die ein gleiches Gewerbe betreiben, in einer Strasse unmittelbar neben einander wohnen, gerade so wie man dies heute wieder in England und Amerika sich heransbilden sieht. Was in unserer individualistischen Gesellschafts-Ordnung der schärferen Ausbildung der Konkurrenz dient, das hat in Indien sich aus dem Gefühl der Solidarität heraus gestaltet.

Was die Betrachtung dieser indischen Wirthschafts-Ordnung für uns in Europa noch besonders interessant macht, das ist der ihr eigene *sozialistische* Grundzug der *Solidarität*. Freilich tritt diese dort nur erst in primitiver, patriarchalischer Gestalt auf; aber sie bewährt sich. Ueber die Wahl des Produktionsbetriebes entscheidet dort nicht wie bei uns die willkürliche Selbstbestimmung jedes Einzelnen. Aber die Genossenschaft, in die er hinein geboren wird, sorgt für ihn, solange er sich in sie hineinfügt; und sie zwingt ihn dazu, zwingt ihn seine Pflicht zu thun. Theorethisch kann der Einzelne sich widersetzen, ebenso wie bei uns theorethisch kein Arbeiter zur Arbeit gezwungen werden kann. Nur werden beide ausgestossen und müssen verhungern, wenn sie sich nicht fügen.

Damit ist bei den Hindus etwas von dem verwirklicht, was bei uns die Sozialisten anstreben. Erwerbs-Konkurrenz ist so gut wie ganz ausgeschlossen und eine weit reichende Solidarität bildet die Grundlage dieses Wirthschaftsbetriebes. Bei solcher Vergleichung drängt sich Einem der Gedanke auf, ob wohl dies indische System einen Anhalt für die etwaige Durchführbarkeit einer *solidarischen Selbst-Organisation* unseres Arbeiterstandes bietet. Würden in Europa ähnliche Erfolge wie in Indien zu erzielen sein, wenn man wie dort beim Produktionsbetriebe alle Kräfte der Selbstsucht, den Ehrgeiz und den eigennützigen Erwerbstrieb ausschlösse oder doch möglichst lahmlegte?

Abgesehen davon, dass man nicht von kleinen, primitiven Verhältnissen ohne Weiteres auf grosse, hoch-entwickelte schliessen darf, so scheint mir auch ein Vergleich unserer Bevölkerung mit den Hindus eher *gegen* die oben gedachte Möglichkeit zu sprechen. Es fragt sich, welche *Beweggründe* sollen die Menschen dazu treiben, dass sie möglichst *gute* Arbeit liefern, wenn man Selbstsucht ausschliesst?

Dass dies nicht die blosse Menschenliebe und die Brüderlichkeit thun werden, ist wohl sicher; aber freilich wirkt in dieser Richtung

das Gefühl der **Solidarität**. Es werden gegenwärtig manche Theilarbeiten schon an Gruppen von Arbeitern in Akkord gegeben, so z. B. bei den Maurern. Hier treibt dann das solidarische Interesse aller Betheiligten an dem Erwerbe, ihren Antheil an der Arbeitsleistung möglichst schnell nnd anch nicht gar zu schlecht zu erledigen. Dieses Motiv hält ja alle **Genossenschaften** zusammen; solche Gruppe von Akkord-Arbeitern ist gleichsam eine kleine zeitweilige Genossenschaft, auch könnte man sie einer sich vorübergehend bildenden *Djáti* vergleichen. Wenn man nun aber das Erwerbsinteresse gänzlich ausschlösse, was dann?

Dies ist wohl für uns ein noch ungelöstes Räthsel. Wenn wir aber sehen, wie die Hindus dieses Räthsel seit Jahrtausenden gelöst haben, dann wird man an der Möglichkeit der Durchführung der sozialistischen Lösungsvorschläge erst recht zweifeln. Die Solidarität der *Djáti*-Ordnung und deren Arbeitsmotive durch das Interesse, das der Angehörige der *Djáti* an derselben hat, gleicht eher unserem **Genossenschaftswesen** als einer sozialistischen Ordnung. Aber während man dort stark auf ideelle Triebkräfte rechnen kann, so sind doch diese wohl bei unserer Bevölkerung noch zweifelhaft. Bei uns richtet sich das Kulturstreben fast nur auf das Materielle, Aeusserliche; bei den Hindus aber vielmehr auf das Religiöse, Geistige.

Freilich hat unsere Arbeiterschaft in weitgehendem Maasse opferfreudiges Solidaritätsgefühl bewiesen. Das wirkt, so lange es einen gemeinsamen Zweck zu erreichen gilt, an dem der Einzelne ein lebhaftes unmittelbares Interesse hat. Aber später bei geordneten Verhältnissen verschwindet dieses greifbare ideale Ziel. Dem **Hindu** ist die Identität des Wesens aller Menschen der erste Grundsatz seiner Religionsanschanung. Darauf baut sich bei ihm das Bewusstsein und auch das Gefühl der Brüderlichkeit auf, zumal wenn es in der **Genossenschaft**, der jeder angehört, der *Djáti*, einen ganz konkreten Gegenstand des Interesses findet. Und mehr noch; dem Hindu wird durch seine Religion die Ueberzeugnng eingepflanzt, dass er auch für sich selbst am besten thut, die **Plage** dieses Lebens, alle **Pflichterfüllung** anch der widerwärtigsten Art, willig auf sich zu nehmen, weil er dadurch das **Endziel** seiner höchsten **Entwickelung** im künftigen Leben um so schneller und sicherer erreicht.

Von dem Allen wissen unsere Arbeiter nichts und wollen auch nichts wissen. Aber eben deshalb, scheint mir, lehrt uns die indische Wirthschafts-Ordnung, dass eine solidarische Organisation ohne das Prinzip der Konkurrenz der neben einander Arbeitenden bei nns nicht durchzuführen wäre; und das Ziel, der Gegenstand solcher Konkurrenz

müsste auch noch ein selbstsüchtiger sein, Geld oder ein sonstiges Werthobjekt, Besitzerwerb oder irgend ein anderer Vortheil. Der Ertrag der Arbeit müsste anch nach Maassgabe der Arbeitsleistung des Einzelnen vertheilt werden. Also sehe man von sozialistischer Organisation ganz ab. Doch selbst zu einer eher im Bereich der Möglichkeit liegenden Ausbildung des Genossenschaftswesens wäre eine weitere Entwickelung des sich selbst vergessenden Solidaritätsgefühls nothwendig. In materieller Hinsicht wird solche Entwickelung schon durch das Zusammenzwängen von verschiedenen Arbeitern in das gemeinsame Interesse grosser Betriebe erreicht. Weiter aber wird sich die Entwickelung der Einzelnen auch ideeller ausgestalten müssen als bisher bei uns. In mancher Hinsicht könnten dazu unsere arischen Brüder im Osten wohl ein Vorbild liefern.

Ebensowenig aber, wie man die Grundzüge des indischen Wirthschaftsbetriebes bei nns anwenden könnte, so wenig könnte man in Indien ein sozialistisches Wirthschaftssystem nach europäischer Theorie durchführen. Eher schon in späterer Zeit unser Genossenschaftswesen; nur fehlt auch hierzu den Hindus noch die dazu nöthige demokratische Selbstständigkeit, und zu deren Ausbildung mangelt es ihnen an dem vorwiegend materiellen Sinne unserer Volksmassen. Nirgends in der Welt mehr, als in Indien, würde sich Lasalle über die »Bedürfnisslosigkeit« der Menschen haben ärgern können.

Aber das kann anders werden, und es wird schon stellenweise anders. Die wirthschaftliche Entwickelung in Indien geht, wenigstens theilweise, schon langsam jenem Ziel der Demokratisirnng entgegen. Dahin wirkt jetzt das moderne Fabrikwesen, das sich in allen europäischen Kulturcentren in Indien immer mächtiger ausbildet. Dahin wirken auch der Eisenbahnverkehr und alle andern europäischen Kultur-Einrichtnngen dort.

Es ist selbstverständlich, dass nur dnrch die Schule des freihändlerischen Wirthschaftsbetriebes des modernen Industrie-Systems grössere Volksmassen in Indien zu der nöthigen Selbstständigkeit und Welttüchtigkeit erzogen werden können, wie sie für feinere, höher entwickelte Formen der Selbst-Organisation die ersten Vorbedingungen und Erfordernisse sind. Dadurch wird nicht nur der nothwendige materielle Sinn geweckt, sondern auch praktische Organisationsfähigkeit ausgebildet. Theoretisch steht garnichts im Wege, dass eine Fabrik, auch in genossenschaftlicher Form, von einer oder mehreren *Djátis* zusammen

betrieben würde. Thatsächlich wird dies aber nicht geschehen, weil gerade die Vielseitigkeit ein wesentlicher Vorzug des Fabrikbetriebes ist, und das der *Djâti* ist Einseitigkeit, Spezialisirung. In der Wirklichkeit gestaltet sich der Fortschritt so, dass der Freihandel den Hindus billigere und praktischere, englische und deutsche, zum Theil auch schon indische Fabrikwaaren in Läden anbietet. Damit kann der Handwerker dort ebenso wenig konkurriren, wie bei uns. So zerbröckeln in den grösseren, ja selbst schon in den kleineren Kulturcentren die *Djâtis* mehr und mehr, oder es wird ihnen wenigstens die gewerbliche Unterlage entzogen. Und die frische Luft des freieren Wirthschaftsbetriebes fördert sicherlich den Fortschritt in materieller Tüchtigkeit und Branchbarkeit.

Ob aber andrerseits dadurch auch der Charakter und die sittlich-geistige Entwicklung dieser Hindu-Bevölkerung unmittelbar gefördert wird, ob diese zunächst dabei ebenso viel geistig verliert, wie sie etwa materiell gewinnt, das scheint mir mehr als zweifelhaft. Es wäre aber freilich denkbar, dass sich für die verschiedenen Stände und Kulturschichten der Hindns die beiden Kulturideale, das mehr materielle der Europäer und das geistige, religiöse der Brahmanen, kombinirten. An und für sich widerspricht das nicht dem Grundgedanken des brahmanischen Systems, das stets die grossen Unterschiede der menschlichen Entwickelungsstufen anerkennt und auch verschiedenartige Kulturmittel für die Erziehung der verschiedenen Entwicklungsschichten zulässt. Möglich wäre es vielleicht, dass schon eine grössere Anzahl von handarbeitenden und gewerbtreibenden Hindus für die Demokratisirung als Erziehungsmittel reif wäre, dass sie sich auch die Vortheile der freien Konkurrenz zu Nutze machen könnten, ohne dabei gar zu viel von ihren innern Idealen zu verlieren. Möglich wäre das, wenn gleichzeitig sich das Brahmanenthum den Geist des europäischen Idealismus zur Belebung und zur innern Kräftigung, zu neuem Aufschwung und zu nener Ausgestaltung dienen liesse. Denn in Indien wäre ausschliesslich das Brahmanenthum imstande das geistige Ideal hoch zu halten. Warum dies unsere christlichen Priester und Missionare dort nicht können und nie können werden, darüber Näheres weiter unten.

Wenn sich die hier angedeutete Entwickelung ausgestaltet — und es liegen Anzeichen genug schon dafür vor —, dann würden wir von den vier alten Ständen Indiens (*Warnas*) zwei sich reorganisiren sehen, den ersten, obersten der Brahmanen und den vierten, untersten der Shûdras.

Die Brahmanen werden nach wie vor Gelehrte und Beamte sein. Die Presse und die ganze litterarische, überhaupt die öffentliche Thätigkeit liegt heute schon zumeist in ihren Händen. Die meisten Regierungsämter fallen ihnen zu. Vor allem aber sollten sie mehr denn je den Geist ihrer arischen Religionsphilosophie in Indien vertreten und wach halten.

Der neue Shûdra-Stand dagegen wird sich sehr gemischt zusammensetzen. Die Klasse der heutigen Gewerbetreibenden in den grösseren Städten rekrutiren sich schon jetzt aus allen Ständen. Die Fabrikarbeiter sind fast noch verschiedenartiger zusammengewürfelt, obwohl durchweg niedreren Gesellschaftsklassen angehörig. Viele darunter sind kastenlos, d. h. zu keiner *Warna* gerechnet, wenn sie auch mit ihres Gleichen eine *Djâti* bilden mögen. Auch sind sie oft aus weit entfernten Gegenden herbeigeholt und durcheinander gemischt. Sollte sich je aus all diesen am Produktionsbetrieb Betheiligten, etwa in genossenschaftlichen Formen, ein neuer Stand (*Warna*) organisiren, so würden dies, als Arbeiterstand, die neuen Shûdras sein.

Es wird nun aber weiter an den beiden andern Ständen auch in Zukunft dort nicht fehlen.

Die neuen Krieger und Staatsmänner, die Kshatriyas, werden von selbst die Europäer sein. Ohne uns, ohne unsere Thatkraft und Regierungsfähigkeit wird Indien nie gedeihen, nie als ein selbstständiges Kulturland im Kreise der Zivilisation bestehen können. Aber andrerseits wird sich das Europäerthum in Indien auch nicht halten können, wenn es mit der Zeit sich nicht in das Kultursystem des Landes, in den Hinduismus, einfügt. Darüber wird weiter unten noch ausführlicher gesprochen.

Das wäre der zweite Stand, nun aber der Dritte, die neuen Waischyas. Diese bleiben im Wesentlichen das, was sie jetzt sind; und wie sie heute schon die Hauptmasse der Hindu-Bevölkerung bilden, so werden sie es immer thun. Von den Bewohnern Indiens sind 61 Prozent Ackerbauer und sogar $90\frac{1}{2}$ Prozent wohnen im offnen Lande; nur $9\frac{1}{2}$ Prozent gehören zu irgend welchen Stadtgemeinden, einschliesslich derer von kleinster Volkszahl. Diese Landbewohner lassen sich weder demokratisiren noch anders organisiren; sie sind aussichtslos konservativ. Sie leben heute unverändert wie schon vor 5000 Jahren, und sie wissen heutzutage noch nicht mehr als damals, unter welcher Regierung sie leben. Sie haben nur mit ihrem Amtmann und mit dessen *Panchâyat* zu thun, und anerkennen nur die Ueberlegenheit der Brahmanen, jetzt genau so wie »zu olims Zeiten«; und die sind ihre Regierung, heut wie damals, und sie werden es

auch immer sein. Jedem fremden, gewaltsamen Eingreifen setzen sie nnr passiven Widerstand entgegen; aber geistig fügen sie sich nur dem Geiste ihrer eignen Denkungsart.

Unter dieser Landbevölkerung wird es auch immer *Djâtis* geben, und die alte Ordnung wird auch nur wenig gelockert nnd verändert werden. Unverwüstlich wie der Hinduismus sich dnrch die Jahrtausende in der Vergangenheit erwiesen hat, so wird er es anch bis in die fernste Zukunft sein. Auch seine *Warnas* sind so selbstverständlich, so naturgemäss so menschlich, dass es sie in dieser oder jener Form in Indien immer geben wird. Mag es sonst in der Welt hergehen, wie es will: die Hindns werden immer Hindus bleiben.

VI. Die Kulturleistungen der Hindus.

Wenn es sich darum handelt zn erwägen, was ein Volk für die Kultur der Menschheit leistet, so wird man zunächst daran denken, was das Volk gegenwärtig an Leistnngen für die Zivilisation liefert, nnd man wird sich nicht damit begnügen wollen zu erwägen, was die Vorfahren des jetzigen Volkes einst geschaffen nnd gedacht haben. Viel eher wird man sich noch darüber klar werden wollen, was das Volk an demnächstigen oder zukünftigen Leistungen zu liefern verspricht.

In dieser Hinsicht nun scheint es mir völlig zweiffellos, dass die Hnnderte von Millionen Hindus wohl imstande sein werden, bei einer modernen Ausgestaltung des indischen Wirthschaftslebens in weitgehendem Maasse anf dem Weltmarkte zu konkurriren. Die ungeheure Arbeitskraft ihrer so grossen Volkszahl hat bereits der europäische Wirthschaftsbetrieb dort vielfach zu verwerthen angefangen, nnd mit gutem Erfolge. Wenn man von dem Vergleiche nnserer früheren Wirthschaftsepoche mit der jetzigen der Hindus Schlüsse anf die Znknnft ziehen kann, so wird man wohl vermuthen dürfen, dass man mit der Arbeitsleistung auch schon einer kleineren Elite ans dieser übergrossen Knltnrbevölkerung alles sollte produziren können, was nur jemals irgend welche Kulturbedürfnisse wünschen mögen, nnd das überdies mit nur geringen Kosten.

Wollen wir nun über die wirthschaftliche Tüchtigkeit der Hindus allgemein nrtheilen, so werden wir sagen müssen, dass es ihnen zwar nicht an der Kraft nnd Ausdauer zum Arbeiten mangelt, wenn sie diese in der ihnen altgewohnten Art bethätigen können; aber die Anstrengung nnseres enropäischen Fabrik-Reglements sagt

wenig ihrem bisherigen Wesen zu. Sie würden sich daran wohl mit der Zeit gewöhnen können; aber hoffentlich wird die Anstrengung unserer Fabrikarbeiter baldigst so erleichtert werden, dass, wenn einmal das moderne Arbeitssystem in grösserem Umfange in Indien durchgeführt wird, die Anforderungen desselben besser den natürlichen Lebens- und Arbeitsbegriffen der Hindus entsprechen werden, als es heutzutage der Fall ist.

Die Landwirthschaft der Hindus wird als ganz vortrefflich von allen kompetenten Beobachtern anerkannt. Dass jene dabei konservativ sind, entspricht nicht allein ihrem Wesen als Hindus, sondern ist der übereinstimmende Charakter aller Landbevölkerungen. Anch unsere Bauern wirthschaften sehr vielfach gerade so wie ihre Vorfahren vor Jahrhunderten; aber die Geräthe und die landwirthschaftlichen Instrumente, welche die Hindus gebrauchen, sind mindestens für die ihnen gegebenen Naturverhältnisse ebenso zweckentsprechend, wie die unserer Bauern für die ihrigen. Dabei sind die Hindus für Verbesserungen und für rationelle Neuerungen zugänglich, wenn sich diese nur wirklich den gegebenen Verhältnissen und Möglichkeiten, den Gewohnheiten und Lebensanschauungen ihrer Gemeinden anpassen. Dass übrigens im Landwirthschafts-Betrieb der Hindus dies und jenes zu verbessern ist, wird anerkannt. Es sind schon viele dahin gehende Vorschläge gemacht worden. Es ist dies das hauptsächlichste Augenmerk des betreffenden Departements der indischen Regierung. Aber ebenso wird anerkannt, dass dies sehr schwierige Fragen sind und dass man darin nicht schnell vorgehen kann. Hier darauf weiter einzugehen, würde dem Zwecke dieser Mittheilungen nicht entsprechen. Will man diese Fragen mit Nutzen erörtern, so wird man schon ein Buch darüber schreiben müssen.

Was nun ferner die einheimische Industrie betrifft, so ist ja allgemein bekannt, dass die Hindus an Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit wohl keinem Volk der Welt nachstehen. Das Geheimniss der Feinheit des indischen Kunst-Gewerbes liegt aber nicht in dem ästhetischen Sinn der Hindus, viel eher schon in ihrer fleissigen Ausarbeitung und ihrer Zeit verachtenden Sorgfalt, vor allem aber in der unglaublichen Zartheit, Biegsamkeit und Geschicklichkeit ihrer Hände. Demgemäss hat auch das Kunsthandwerk und die Ornamentik der Hindus ihre bekannte Höhe erreicht.

Die Kunst der Hindus aber, insbesondere ihre figürlichen Darstellungen, darf man nicht zu hoch anschlagen, wenn man die Anforderungen moderner Realistik an sie stellen will. Zwar finden sich einzelne Meister, die kleine menschliche Figuren (kaum über 20 cm

gross) dem alltäglichen Leben mit der grössten Naturwahrheit nachbilden. Doch soviel ich diese Naturalistik beurtheilen kann, ist sie nicht original-indischen Ursprungs, sondern unter fremdem Einflusse entstanden. So weit ich es irgend habe beobachten können, habe ich vor allem gerade die getreue Nachbildung der Natur in der indischen Kunst vermisst.

Mehr noch als dieses aber fiel mir der Mangel jeder schönen Ausgestaltung des sonst unverkennbaren Idealismus der Indier auf. Dies ist so sehr der Fall und drängt sich jedem Europäer dort so überwältigend auf, dass allgemein die Ansicht ausgesprochen wird, es gehe den Hindus all und jeder ästhetische Sinn ganz ab. Wäre das wirklich der Fall, so würde dies um so unbegreiflicher sein, als man wohl nirgends in der Welt so viele schöne Menschen findet, wie in Indien. Also an Vorbildern für ihre Kunstwerke fehlt es ihnen nicht; und überdies ist es ja doch dieselbe Menschenseele die den eignen schönen Menschenkörper bildet und als Künstler auch das Kunstwerk schafft.

Thatsächlich aber fehlt es doch den Feingebildeten unter den Hindus nicht an ästhetischem Sinne. Dieser ist nur erstens noch kaum so weit entwickelt, als der unsrige im Mittelalter war, und zweitens ist er auch noch nicht in der Darstellungskunst geschult. Als drittes Moment aber kommt hier der gewichtige Umstand in Betracht, dass fast alle Gegenstände der indischen Kunst religiöser Art sind und dass es dem Pietätsgefühl der Hindus widerspricht, an den einmal feststehenden Formen solcher religiösen Ueberlieferungen zu rütteln. Zu leugnen ist es jedenfalls nicht, dass man in ganz Indien kein einziges schönes Götterbild auftreiben kann. Die meisten zeichnen sich sogar durch abschreckende Hässlichkeit aus und malen die den Gegenständen zu Grunde liegenden Sagen in den für uns widerwärtigsten Verzerrungen aus. Noch ein viertes Moment wirkt hier dem Fortschritte der Kunst entgegen; das ist die stark ausgeprägte Vorliebe der Hindus, zu stilisiren. Sie haben nur ein geringes Bedürfniss der Natur-Nachahmung; und auch dieses ist bei ihnen hauptsächlich ein Ausfluss ihres Idealismus. Ihre phantastischen Ideen sind oft nicht nur so übertrieben, sondern mehr noch so abstrakt, dass sie doch jeder künstlerischen Darstellungskunst spotten würden. Deshalb begnügen sie sich lieber mit der sinnbildlichen Andeutung solcher Ideen, die ihrer eigenen Phantasie den freiesten Spielraum lässt.

Das hier Gesagte bezieht sich besonders auf die Bildnerei. Kann man auch im Allgemeinen von den dort vorhandenen Oel-

gemälden nicht viel Besseres sagen, so sei doch erwähnt, dass ich hierin ausnahmsweise einmal Schönes gesehen habe; nur die Knnst-Technik hei diesen Bildern liess zn wünschen übrig. Was aher im Volke an Bildern verhreitet ist, sind ausnahmslos für uns abschreckende Missgestalten.

Schon Günstigeres ist dagegen von der indischen Architektur zn berichten.

Dahei mag es fraglich sein, ob man den Banstil der Dravidas in Süd-Indien hier anführen darf, wenn es sich nm die arische Knltur der Hindus handelt. Die Dravidas sind wohl Hindus, aber keine Arier. Da indessen die Dravidas doeh wohl jedenfalls erst durch die Arier zur Knltur erzogen worden sind, indem sie zn Hindus gemacht wurden, so mag man wohl anch ihren Baustil als Erzeugniss arischer Kultnr hezeichnen, nur gefärbt ehen dnrch die Eigenart der fremden Menschenrasse.

Es ist merkwürdig, wie sich diese Knnst Süd-Indiens von der des nördlichen Aryawarta ähnlich nnterscheidet, wie die Süd-Enropas von der unserigen. So sieht z. B. die Gesammt-Anlage der verschiedenen grossen nnd kleinen Tempelbauten auf dem freistehenden Felsen bei Trichinopolis aus einiger Entfernnng der Akropolis hei Athen sehr ähnlich; es fehlt dabei sogar nicht das Ebenhild des graziösen Tempels der Athene Nike. Auch hahen die Dravidas es verstanden, grosse überdeckte Hallen und lange Gallerien auf hohen Säulen nnd Pfeilern herzustellen; und sie hahen diese auch mit reichem Schmnck von Statuen nnd Kariatiden ausgestattet. Wenn man von der primitiven, oft gar fratzenhaften Bildnerei absieht, so kann man sich in solchem Tempel, wie dem grossen in Madnra, fast einhilden, in Italien zu sein. Manches dort erinnert an die spätere Renaissance. Die Bildnerei dabei übertrifft aher an Barockheit noch sehr weit unsere schlimmste Rokkokozeit.

In jenem massiven Dravida-Stil sind fast alle Tempel in Süd-Indien gebaut; ein solcher aher findet sich auch in Bindraban (richtiger Vrindâvana), der Geburtsstätte des Gottmenschen Krishna. Eben dort sieht man jedoch auch einen anderen Tempel, der vielleicht gleichfalls dravidischen Ursprunges sein könnte, der aber vollkommen den Eindruck macht, wie wenn man eine grosse Halle im Renaissancestil vor sich hätte. Diese Vergleiche beziehen sich selbstverständlich nicht anf Einzelheiten, sondern nur auf den ganz allgemeinen Gesammteindruck. Die bildnerische Ansstattung ist nicht nur stets grotesk und sehr steif stilisirt, sondern stösst anch ah durch ihre ahstnmpfende Wiederholnng.

Im Gegensatz zu diesen Kunstleistungen wird man als den eigentlichen arischen Baustil der Hindus jene Art des Tempelbaus betrachten können, wie man sie im ganzen Hindostàn gleichmässig widerkehren sieht. Von den etwa 1500 Tempeln in Benares prägen bei weitem die meisten diesen Stil aus. Erinnert die Baukunst in Süd-Indien an die griechische und die romanische Kunst, so ist in diesem eigentlichen Hindustil die Geistes-Verwandschaft mit dem germanischen Charakter unverkennbar. Dieser Stil ist einfach unsere Gothik in das Indische übersetzt. Er prägt dasselbe unersättliche idealistische Hochstreben aus. In beiden Stilen wollen die unendlich vielen kleineren Spitzen und Thürmchen alle zum Himmel hinauf; und sie gruppiren sich dabei alle zu der grossen Hauptspitze, zu dem Thurme, durch den, gleichsam wie ein Gebet in Stein, das Sehnen der Menschenseele nach dem Göttlichen zum Himmel steigt. In beiden Baustilen drückt sich eine überschwängliche Romantik aus.

Mit diesem allem soll natürlich nicht gesagt sein, dass, vom Standpunkt unserer Aesthetik beurtheilt, die indische Architektur sich mit der europäischen messen könne. Aber man müsste schon über einseitige Gelehrsamkeit den Blick für alles Allgemeine verloren haben, wollte man nicht solche verhältnissmässigen Aehnlichkeiten zwischen den beiden Architekturen anerkennen.

Im Gegensatze zu dem eben Gesagten dürfen hier einige Bemerkungen über die Musik der Indier nicht fehlen. Man hat mehrfach engere Beziehungen der Architektur zur Musik nachweisen wollen. Während aber die Baustile der Hindus doch einige Aehnlichkeit mit den unsrigen haben, ist dies keineswegs bei ihrer Musik der Fall.

Keine der Kunstleistungen der Hindus sind jemals so stark und so fast einstimmig von den Europäern verurtheilt worden, wie ihre musikalischen; und doch schätzen die Hindus selbst ihre Musik am höchsten. Es ist auch wohl von allen Künsten die Musik die geistigste, und eben deshalb ist sie auch den Hindus wohl besonders lieb. Ich bestreite durchaus das gewöhnliche Urtheil, dass der Hindu unmusikalisch sei. Im Gegentheil, wie der Hindu ganz Religion ist, so ist er auch ganz Musik. Wie aber wenig Europäer der indischen Musik irgend welchen Geschmak abgewinnen können, so ist auch dem Hindu all unsere vielstimmige Musik ein unangenehmer Lärm.

Worin liegt diese sonderbare Erscheinung begründet?

Unsere »diatonische« Musik ist wohl nicht allgemein menschlich, sondern nur der Ausdruck unseres eigenen Rassencharakters. Wir haben nur zwölf halbe Töne in der Oktave, der Araber unterscheidet

17 Dritteltöne nnd der Hindn 22 Vierteltöne in einer Oktave. Wenn nnn diese fremden Mnsiken Harmonien bilden wollten, so würden diese nnrein werden, wenn sie nicht die reinen Intervalle der Quinte, Qnarte, Terz n. s. w. brächten. Dass sie reine Akkorde bilden, ist nicht ansgeschlossen. Sie legen es aber anf Mehrstimmigkeit nicht an, weil ihnen dabei die Feinheit ihrer einen Melodie verloren gehen würde; und diese eben bilden sie durch ihre feinen Mitteltöne ans. Dabei beschränken sich jedoch ihre Gesänge nur auf kurze Strophen oder »Motive«, die sie in ganz unermüdlicher Wiederholung singen oder spielen können. Dazn genügt ihnen als Begleitnng die leise Angabe des Grundtones mit der Qninte oder Qnarte.

Auch diese Knnst ist primitiv, von unserem Standpunkte betrachtet. Sie hat jedoch anf mich den Eindruck gemacht, als ob das musikalische Ohr der Hindns, eben so wie ihre Gefühlsempfindung, feiner besaitet sei, als nnsres. Sie vermögen die übergrosse Anzahl ihrer volksthümlichen Melodien oder Motive mit der grössten Sicherheit zn nnterscheiden; nnd mit jedem solchen Motiv verbindet jeder Hindn eine ganz vollständig feststehende Idee, eine ganz bestimmt ausgeprägte Stimmung, ja sogar eine ganz genaue Tagesstnnde. Jeden, der diese Einzelheiten nicht genau zn unterscheiden vermag, der die Ideen oder Stimmnngen, die ein derartiges Motiv ansdrückt, verwechseln oder ein Motiv zn einer unrichtigen Tageszeit anstimmen würde, den halten die Hindus für vollständig unmnsikalisch, für gefühlsroh nnd barbarisch — deshalb insbesondere all nns nnglücklichen Europäer.

Dass unsere Mnsik nun ihnen grob nnd wirr vorkommen muss, wird danach schon begreiflich sein. Sicher ist, dass sie eine gleiche Intensität des musikalischen Entzückens mit sehr viel geringeren Kraft- und Ton-Aufwande erzielen, als wir Europäer. Und auch uns klingen all ihre Motive überans fein und zart, wenn anch recht melancholisch.

Als Korrollarium zur Musik sei hier anch noch mit einem knrzen Worte der Tanzkunst gedacht. Wer hätte nicht schon in Europa von den »Bajaderen« gehört? Und wer wäre wohl nach Indien gereist nnd nicht enttäuscht gewesen, wenn er sie gesehen?!

Das Wort ist wieder portngiesischen Ursprunges ebenso wie »Kaste«. Die Hindns nennen diese Franen »*Naotsch*«.[1]) Es giebt deren zwei *Djátis*, oder vielleicht Klassen von *Djátis;* die eine Art dient den Tempeln, die andere übt ihr Gewerbe für sich selber aus. Der meistens sehr einträgliche Erwerb dieser Frauen besteht darin,

[1]) Das Wort ist auszusprechen wie Nortsch mit nur schwach gesprochenem r.

dass sie öffentlich bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten singen und tanzen. Ihr Tanz ist aher nnr ein sehr langweiliges Hin- nnd Hertrippeln oder -Wackeln von einem Beine anf das andere. Dahei sind sie mit einer solchen Fülle von Kleidungstücken heschwert, dass sie sich schon deshalh nnter dieser Last nur schlecht hewegen könnten, üherdies hei tropischer Hitze.

Eine solche »Unterhaltung« ist ganz nnheschreiblich ermüdend. Wohl ausnahmsweise findet sich einmal unter diesen *Naotsch*-Mädchen eine, die noch jung und hühsch ist; die meisten, die ich sah, waren weder das eine noch das andere. Anffallend ist hei solcher Vorstellung in Indien nnr, dass man in vornehmen Privathanse unter der grossen Gesellschaft vieler Männer ein erwachsenes Frauenzimmer sieht, die überdies auch schmnck gekleidet ist. Dies Auftreten in solcher Oeffentlichkeit ist allein schon nach Begriffen der Hindus so gut wie Prostitution.

Wenn nnn einmal von der Kunst der Hindus hier die Rede ist, so muss die Dichtknnst wenigstens erwähnt werden. Darüber viel zu sagen, ist wohl nnnöthig. In Deutschland hat ja hente jeder Gebildete einigen Begriff, nicht nur von dem philosophischen Gehalte der ganz unerschöpflichen Sanskrit-Litteratur, sondern auch von dem künstlerischen Werthe ihrer Dichtungswerke. Die grandiosen Epen des »*Mahàbhàrata*« und des »*Ràmàyana*« sind wohl Jedem wenigstens dem Haupt-Inhalte nach bekannt; nnd Dramen wie »Shakùntalà« und wie »Urwashì hahen Viele schon auf unseren Bühnen gesehen. Wer aher sich selbst kein Urtheil üher den Kunstwerth dieser und ähnlicher indischer Dichtungen zntraut, der lese nach, was Goethe dazu sagt:

»Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
Nenn' ich, Shakúntalá, dich, und dann ist Alles gesagt.«

Einzelne Prohen der dichterischen Leistungen der Hindus seit den frühesten Anfängen ihrer Litteratnr vor Jahrtausenden hier mitzntheilen, müssen wir nns leider versagen. Es ist nnmöglich, eine knappe Auswahl aus diesem reichen Schatze zu treffen, nnd selhst die könnte kein richtiges Bild gehen. Es ist ja aher auch genug von dieser Sanskrit-Litteratnr ins Deutsche übersetzt, von dem nralten *Rig-Weda* angefangen bis hinab zn Werken, die nicht so viele Jahrhnnderte alt sind, wie jener älteste Theil der heiligen Weden Jahrtausende bestanden hat, nnd die auch nicht gerade immer so viele nngezählte Menschenseelen hegeistert haben wie dieser. Nur das

sollte hier noch gesagt werden, dass der Hintergrund aller Dichtungen der Sanskrit-Litteratur religiös oder patriotisch ist.

In dieser Hinsicht scheint jetzt eine neue vierte Epoche der Verwerthnng der Sanskrit-Litteratur für nns anznbrechen oder sich mehr nnd mehr anszugestalten. Als Merkmal der ersten Epoche kann man wohl die künstlerische Freude über die Auffindung von Dichtnngen, wie die des Kálidása oder die beiden grossen Sanskrit-Epen, bezeichnen; als das der zweiten das grammatikalische Interesse am Sanskrit, welches durch Bopp's vergleichende Sprachwissenschaft eingeleitet wurde; als das der dritten die Knlturforschung, welche Max Müller mit seiner Ausgabe des Rig-Weda eröffnete. Das Merkmal der vierten Periode unseres Studinms der Sanskrit-Litteratur konzentrirt sich aber auf deren religionsphilosophischen Gehalt, auf die Upanischaden, die *Brahma-Sútras* nnd sonstige Vers-Zusammenstellungen, in denen das *Wedánta*-System enthalten ist. Der gegenwärtige Vorkämpfer nnd Haupt-Vertreter dieser Forschungsrichtung ist Paul Denssen, Professor in Kiel. Man könnte diese Geistesarbeit eine Renaissance der klassischen Philosophie aller grossen Kultnrvölker aller Zeitalter nennen. Auch Max Müller's nenere Arbeiten, wie seine »*Gifford Lectures*« und seine »Vorlesungen« über den Vedānta«, bewegen sich in eben dieser Richtung.

Im Lichte dieser Geistesarbeit und in ihrer folgerichtigen Durchführung gewinnen dann auch wieder andere köstliche Perlen der Sanskrit-Dichtung frischen Glanz und erhöhten Werth; so besonders jene wunderbar tiefgedachte Episode aus dem *Mahábhárata*, die schon unsere grossen Romantiker wie Wilhelm Schlegel so begeisterte, die *Bhagavad Gítá*. Mag wohl Manches darin auf den ersten Blick nns heut noch wunderlich erscheinen, mehr nnd mehr erkennt man doch, wie dieses dichterische Zwiegespräch mit der Gottheit gleichsam die letzte Errungenschaft auch nnserer eigenen Philosophie und Religiosität darstellt.

Beiläufig muss hier auch noch erwähnt werden, dass alle bedeutenden Volkssprachen der Hindus gleichfalls eine mehr oder weniger grosse Litteratur aufzuweisen haben. Auch diese ist ihrem Inhalte nach zum Theil sehr bedentend. So sind einige der besten nnd ausführlichsten Werke der Wedānta-Philosophie in Tamil geschrieben. In derselben Sprache dichtete auch Tiruvalluvar seinen »*Kural*« nnd andere Vers-Sammlungen im Stil von Rückert's »Weisheit des Brahmen.« Einige derselben liegen schon seit Jahrzehnten in guter deutscher Uebersetzung vor.

Was von der Litteratnr der indischen Volkssprachen niedergeschrieben ist, bezieht sich wohl meistens auf Philosophie nnd Wissenschaften. Aber Volksdichtungen giebt es überall in Indien; und während alle Sanskrit-Dichtung einen ernsten oder würdigen, hochfliegenden Charakter trägt, bewegen manche dieser neuern Volkslieder sich offenbar auf niedrer Ebene in leichterem Schwunge.

Etwas näher, als auf die Dichtkunst der Hindus, müssen wir auf ihre Wissenschaften eingehen und versuchen, davon wenigstens ein Beispiel in einer uns Europäern mundgerechten Weise zu veranschaulichen.

In dem weiten Gebiete dessen, was wir »Wissenschaft und Knnst« nennen, einschliesslich der verschiedenen Zweige unserer Technik, unterscheiden die Hindus 14 Wissenschaften und 64 Künste und Kunstfertigkeiten. Zu den letzteren (*Shilpas*) gehören vorzugsweise Gesang, Instrnmental-Musik, Malerei, Dichtkunst, Architektnr, Tanzkunst und Gymnastik, aber auch einiges, was unsern Wissenschaften entsprechen würde, wie Chemie, Mineralogie und anderes. Unter den Wissenschaften sind vor allen die 6 *Vedángas* zu nennen; das sind 1. *Kalpa* oder Ritual-Lehre; 2. *Shikscha* oder Sprachbildung; 3. *Tschandas* oder Metronomie; 4. *Nirukta* oder Etymologie (schwieriger wedischer Worte); 5. *Vyákarana* oder Grammatik; und 6. *Iyotischa* oder Astronomie, einschliesslich der ganzen Arithmetik und Mathematik. — Sodann gehört zu den Wissenschaften die Kenntniss der Wedischen Lehren, ferner der Gesetzbücher, der zwei grossen National-Epen, der 18 grossen und 18 kleinen Puranen und vieler anderer Legenden-Traditionen und moralischer Lehrschriften.

Die Hindus sind nicht wenig stolz auf diese alten Kulturleistungen ihres Volkes; und sie haben auch guten Grund sich vieler derselben zu rühmen, wenn auch nur in der Seele ihrer Vorfahren. Denn die jüngeren und letzten Generationen haben wohl auf diesem Gebiete nicht viel Einheimisches mehr geleistet, was nennenswerth wäre; sie haben sich mehr den Arbeitswegen und -Methoden der europäischen Wissenschaften in Indien angeschlossen. Wohl aber soll man ihnen die Verdienste und Errungenschaften der alten Indo-Arier nicht schmälern. Und dabei handelt es sich auch nicht etwa allein um deren tiefe philosophische Erkenntniss oder um deren praktische Organisation ihrer Dorfgemeinden und dergl., sondern thatsächlich um wissenschaftliche Leistungen.

Schon das Sanskrit-Alphabet ist unbestritten die vollendetste, unübertreffliche Leistung seiner Art; nnd das Gleiche kann man auch von der fein durchgearbeiteten Ausgestaltung ihrer ganzen Sprache sagen, die sich daraus aufbaut. Man wird ihnen gerne die poetische

Licenz zu gute halten, dass sie die Sprache als ihnen von den Göttern gegeben ansehen. So bezeichnen sie anch die sehr schöne Sanskrit-Schrift als Götterschrift (*Dewanágarí*); nnd mit fast religiösem Eifer betrachten die Brahmanen sich als die bevorzugten Träger, Hüter und Erklärer dieser geheiligten Sprache und Schrift.

Ebenso ist ihre Logik, wenn der unseren auch ihrem Systeme nach fremd, doch immerhin ein Muster von Scharfsinnigkeit. Nicht weniger erfolgreich waren sie zngleich im praktischen Beobachten und auch im Rechnen.

Die alten Indo-Arier sind es, die das Dezimal-System erfanden (im Gegensatze zu dem Duodezimal-System der Babylonier nnd Chaldäer); und sie haben es auf dieser Grundlage schon frühzeitig sehr weit gebracht, als von nnseren Vorfahren noch garnicht in der Welt die Rede sein konnte. Besonders in der Algebra, Mathematik nnd Astronomie machten sie grosse Fortschritte.

Schon im *Aitareya-Bráhmana* des Rig-Weda[1]) finden sich die folgenden Verse, welche mindestens darauf schliessen lassen, dass die alten Indo-Arier eine Umdrehung der Erdkugel vermutheten, wenn nicht gar, wie man behauptet hat, den heliozentrischen Standpunkt einnahmen, also die Sonne, nicht die Erde, als den Mittelpunkt unseres Systems betrachteten. Diese jedenfalls sehr merkwürdige Stelle, die mindestens 3000 Jahre alt ist, lantet:

»Die Sonne geht weder unter, noch geht sie auf. Wenn die Leute sich vorstellen, dass die Sonne untergeht, so wechselt doch nur ihre Stellung (*wiparyasyate*), nachdem das Ende des Tages erreicht ist; und es wird für uns unten Nacht und Tag für das, was auf der anderen Seite ist. Ebenso wenn die Leute sich vorstellen, dass sie morgens aufgeht, so wechselt nur ihre Stellung, nachdem das Ende der Nacht erreicht ist; und es wird Tag hier unten und Nacht für das, was auf der anderen Seite ist. In Wirklichkeit geht sie niemals unter. Wer da weiss, dass die Sonne niemals untergeht, geniesst eine geistige Verbindung mit ihr und eine Wesens-Verwandtschaft und lebt in ihrer Sphäre.«

Der Hindn-Astronom Árya-bhatta, der nach Colebrooke etwa im 5ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung lebte, soll bereits die täglichen Umdrehungen der Erde um ihre Axe behanptet, die wahren Ursachen der Mond- und Sonnen-Finsternisse gekannt und das Vorrücken der Solsticial- und Aequinoktial-Punkte behauptet haben. — Der Astronom und Mathematiker Bháskara, der ungefähr im 12ten Jahrhundert lebte, soll schon eine Vorstellnng vom Gesetz der

[1]) In Haug's Ausgabe **III**, V. 44 pg. 242. Vergl. dazu auch **V**, IV. 23 pg. 359, welche Stelle auf eine Kugelgestalt der Erde schliessen lässt. Der heliozentrische Standpunkt der alten Arier scheint mir aber fraglich zu sein.

Gravitation gehabt haben; und schon viel früher vermutheten die Hindu-Gelehrten den Einfluss des Mondes auf Fluth und Ebbe [1]).

Vom Standpunkte unserer modernen Kultur aus sehen freilich die meisten Europäer, wie auf Alles bei den Hindus, so auch auf ihre Wissenschaften in mitleidigem Hochmuthe hinab, weil mit denselben soviel »Aberglauben« verknüpft sei. Ich will mich auf den alten Streit nicht einlassen, ob nicht fast alle unsere Wissenschaften nur aus solchem sogenannten »Aberglauben« erwachsen sind, und ob sich nicht mit der Zeit noch gerade von dem »Aberglauben« der Hindus Vieles, in moderne europäische Anschauungsweise übertragen, als werthvoll und stichhaltig erweisen könnte. Warnt doch auch schon Kant: »Man soll nicht Alles glauben, was die Leute sagen; aber man soll auch nicht glauben, dass sie es ohne Grund sagen.«

Jedenfalls haben die Hindus in ihrer Geistesentwickelung mancherlei Vorzüge vor uns gehabt. So sind sie unter anderen stets von einem Nachtheil wenigstens frei geblieben, der unsere eigene Wissenschaft noch bis vor Kurzem in erdrückenden Banden gehalten hat; das ist der zeitliche Gesichtskreis unserer Weltgeschichte.

Unseren orthodoxen Bibelgläubigen hat Gott die Welt vor noch nicht ganz 6000 Jahren erschaffen; und ausserhalb Deutschlands und Frankreichs muss man noch sehr vorsichtig damit sein, in öffentlichen Aussprüchen an dieser Anschauung zu zweifeln und zu rütteln; man wird sonst von der sogenannten »guten Gesellschaft« gerade so exkommunicirt, wie von irgend einer indischen »Kaste«, wenn man sich deren Lebensanschauungen und Gewohnheiten widersetzt. Die Hindus aber rechneten stets mit Zeitbegriffen, die ins Grosse wie ins Kleine gehend, selbst den Anforderungen unserer neuesten europäischen Naturwissenschaften vollständig genügen würden.

Die Zeitrechnung der Hindus ist wissenschaftlich in den Werken ihrer Astronomie ausgeführt [2]). Dies sind die *Siddhántas* von denen es fünf [3]) giebt, das *Súrya, Paulisha, Romaka, Wáshischtha* und *Bráhma Siddhánta.* Von diesen ist bisher nur das *Súrya Siddhánta* übersetzt. *Súrya* heisst die Sonne; und dieses *Siddhânta* betrifft auch

[1]) Vergl. hierzu Prof. Monier-Williams: Indian Wisdom, London 1875, pg. 190.

[2]) Auch in ihrem Gesetzbuche des Manu, Kap. I, §§ 64—73. Diese Berechnungen sind früher vielfach missverstanden worden; eine richtige Auffassung findet sich jedoch schon u. a. in J. J. Wagners »Ideen zu einer allgem. Mythologie der alten Welt« Frankfurt a/M. 1808. S. 133 ff.

[3]) Andere Autoritäten führen 9 Siddhántas auf, unter denen 7 andere ausser dem Súrya und Bráhma Siddhánta.

insbesondere die Astronomie unseres Sonnensystems. Es zerfällt in 14 Kapitel: 1. Berechnnng der mittleren Stellungen; 2. Berechnung der scheinbaren Stellnngen; 3. Richtung, Zeit nnd Ort; 4. Mondfinsternisse; 5. Sonnenfinsternisse; 6. Theorie der Finsternisse; 7. Stellung der Planeten zn einander; 8. Stellung der Sterne nnd Planeten zu einander; 9. Auf- und Untergang von Sonne nnd Planeten; 10. Mond-Theorie; 11. Theorie der Knoten; 12. Das Sonnensystem; 13. Astro-Theologie; nnd 14. Die Philosophie der Zeit.

Dass alles Dasein periodisch ist, scheinen die Hindus immer gewusst zu haben. Dass das absolute, abstrakte Sein, das Wesen alles Daseins, an sich zeitlos ist, dass mithin der Begriff der Zeit nnr der Erscheinungswelt angehört, diese Erkenntniss Kants hat den Hindus nie gefehlt. Jedes Weltsystem hat, da es in der Entwickelung begriffen ist, einen Anfang und ein Ende, aber damit nicht das Dasein überhanpt. Endlos wie der Ranm, ist auch die Zahl der Weltsysteme, und endlos wie die Zeit (alles Daseins überhanpt) ist auch die aufeinander folgende Reihe der Weltsysteme. Unser Weltall hatte einen Anfang und wird ein Ende haben, aber wo es ist, war vor ihm eine endlose Reihe anderer und wird nach ihm eine endlose Reihe anderer solcher Welten sein. Diese Erkenntniss liegt, wenn auch nicht so knapp ansgesprochen, aller indischen Zeitrechnung zu Grnnde.

Die Indier kennen daher selbstverständlich keinen absoluten Anfang ihrer Zeitrechnung, sondern rechnen nur nach Perioden, nach Kreisläufen oder Cyklen, und für dieselben dienen ihnen in erster Linie die Umdrehungen und Umläufe der Himmelskörper, in zweiter Linie die Entwickelungs-Perioden des Lebens auf der Erde, insbesondere die der Menschheit, oder vielmehr der verschiedenen Menschengeschlechter; denn nach Ueberlieferung der Hindus hat es auf der Erde schon vor nnserem jetzigen Geschlechte andere gegeben, zu deren Zeiten auch die Erdtheile und Meere anders gestaltet waren.

Beginnen wir für die Veranschaulichnng dieser Zeitrechnung in Cyklen damit, dass wir aus der Mitte eine solche Periode herausgreifen, also die unseres gegenwärtigen Menschengeschlechtes. Diese umfasst 4 320 000 Jahre. Die Hindus theilen diese Periode in 4 Zeitalter ein, deren Dauer sich wie 4 : 3 : 2 : 1 verhalten.

Satya yuga	=	1 728 000	Jahre
Tretâ yuga	=	1 296 000	»
Dwâpara yuga	=	864 000	»
Kali yuga	=	432 000	»
Mahâ yuga	=	4 320 000	Jahre.

Wir befinden uns gegenwärtig im Anfange des *Kali Yuga.* Die Hindus schreiben vom April 1898 bis zum April 1899 gerade das Jahr 5000 des *Kali Yuga.*

Diesen 4 Zeitaltern (*Yugas*) entsprechen übrigens Begriffe auch bei uns. *Satya* heisst das wahre, es wird auch *Krita,* das vollkommene genannt, wir würden »goldenes Zeitalter« nach Maassgabe des Propheten Daniel (II, 27—43) oder nach Ovid's »Metamorphosen« (I, 89 ff »die Weltalter«) sagen. *Tretá,* welches das Dritte vor dem jetzigen und dreimal so lang war, ist das »silberne Zeitalter«. *Dwápera* heisst das »dämmerige« und *Kali* das »dunkle« oder »schwarze«. *Mahá yuga* ist das »grosse Zeitalter«; statt dessen wird auch *Tschaturyugi* gesagt, die »vier Zeitalter«.

Während übrigens die kirchliche Weltanschauung bei uns nur ungefähr mit dem *Kali Yuga* der Indier beginnt, treffen einige Berechnungen unserer Geologen schon mit den früheren Abschnitten der Hindus zusammen. So haben einige die Eiszeit auf etwa 850 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung angesetzt. Der Anfang des *Dwápara Yuga* ist jetzt 869 000 Jahre her.

Nachdem wir so einen festen Punkt in der Zeitrechnung der Hindus gewonnen haben, sei hier das ganze System ihrer Zeitmessung angegeben von den kleinsten Einheiten bis zur grössten Periode, die das Dasein eines Weltalles umfasst. Dabei ist es unvermeidlich, zunächst die indischen Namen und Bezeichnungen beizubehalten.

		1 *Truti*	=	$\frac{1}{33750}$ Sekunde,
100 *Trutis*	=	1 *Tatpara*	=	$\frac{2}{675}$ «
30 *Tatpara*	=	1 *Nimesha*	=	$\frac{4}{45}$ «
18 *Nimeshas*	=	1 *Káschthá*	=	$1\frac{3}{5}$ «
30 *Káschthá*	=	1 *Kalá*	=	48 Sekunden,
30 *Kalás*	=	1 *Dánda* oder *Ghatiká*	=	24 Minuten,
2 *Dándas*	=	1 *Muhúrta* oder *Kscháná*	=	48 «
30 *Muhúrtas*	=	1 *Wara* oder *Diwasha*	=	24 Stunden,
30 *Diwasha*	=	1 Monat	=	Tag u. Nacht der *Pitris* (Geister d. Väter),
12 Monate	=	1 *Watsara,* Jahr[1])	=	Nacht der *Dewas* (Götter),

[1]) Unser Jahr umfasst 365 *Diwashas,* 15 *Dándas,* 11 *Kalás* und 14 *Káschthás.* Die Hindus unterscheiden drei verschiedene Monate, den bürgerlichen, *sáwana,* den Mondmonat von 30 Mondtagen, *tithi,* und den Sonnenmonat, *saura,* der bestimmt wird durch die Dauer des scheinbaren Sonnenlaufes durch je eines der 12 Sternbilder des Thierkreises. Die alte oder gar älteste Eintheilung des Sonnen-Jahres bei den Hindus ist die in 12 Mondmonate und folglich in 360 *Tithis;* alle 5 Jahre schieben sie einen Schaltmonat ein. Wie bei ihnen jeder Monat 30 Mond-Umläufe (Tage) zählt, so auch

360 Jahre = 1 Dewajahr = Tag eines Menschengeschlechts,
12 Dewajahre = 1 Cyklns = 4320 Kalenderjahre,
1000 Cyklen = 1 *Mahâyuga* = Leben eines Menschengeschlechtes,
1000 *Mahâyugas* = 1 *Kalpa* = Leben eines Planetensystems
360 Tage und oder 1 Tag Gottes (*Brahmâ*),
360 Nächte Brahmâs dem eine gleich lange Nacht folgt.
720 *Kalpas* = 1 *Daiwayuga* = 1 Jahr Gottes (*Brahmâ*)
100 *Daiwayugas* = *Mahâkalpa* = Dasein eines Weltalles oder der Manifestation eines persönlichen Gottes (*Brahmâ*), zugleich ein Augenblick (*Nimesha*) für das absolnte Sein (*Brahman*[1]), dem im Dasein die unendliche Zeit entspricht.

Allen diesen Perioden sollen, wie in Indien behauptet wird, astronomische Thatsachen entsprechen, so sollen am Anfang jedes neuen Mahâgnya die sämmtlichen Planeten wieder an dem gleichen Orte stehen, wie bei jedem anderen, und das Ende eines Kalpa soll dessen Anfange gleichen. Anch wird ja behauptet, dass die alten Sanskrit-Astronomen schon den heliozentrischen Standpunkt eingenommen, die Sonne, nicht die Erde, als Mittelpunkt nnseres Systems betrachtet hätten, wofür schon oben einige Stellen aus dem Rig-Weda angeführt wurden.

Auf den ersten Anblick macht diese Zeiteintheilnng der Hindus den Eindruck, als ob sie eine rein willkürliche Schematisirnng sei und als ob ihr garkeine Beobachtungen zu Grunde liegen würden. Bei näherer Betrachtung wird man aber doch wohl finden, dass diese Vermuthbung nicht zntrifft.

Es wäre schon nicht schwer, Perioden von 360 Jahren im Leben der Menscheit nachznweisen; und der Ablanf des ersten Cyklus von 4320 Jahren des *Kali-Yuga* um das Jahr 1220 war nicht allein für Indien die schwere Zeit des Hereinbrechens der Mohammedaner über ihr arisches Land, anch für Europa war es die Mitte einer besonders schweren Zeitepoche. Dabei dürfen diese Cyklen keineswegs als auf ein einziges Jahr zugespitzt betrachtet werden; zwischen je zwei solchen Kreisläufen liegt stets eine Uebergangs-Periode. So erklärt es sich auch, dass eigentlich die Zahl 360, und nicht 432, dieser indischen Zeiteintheilung zu Grunde liegt, obwohl ein vollständiger Cyklus 4320 Jahre, ein Kali-Ynga 432 000 Jahre und ein

---

der Tag 30 Stunden, u. s. w. — Uebrigens theilen die Hindus auch den Kreis in 360 Grade, und zwar der ganze Kreis (*bhagana*) in 12 Zeichen (*râshi*) jedes derselben in 30 Grade (*bhâga*) zu je 30 Minuten (*kalâ*) zu je 30 Sekunden (*wikalâ*).

[1]) *Brahman* (Neutrum) ist das absolute Wesen, *Brahmâ* (Maskulinum) dagegen nur dessen persönliche Manifestation als Gottheit eines Weltalls.

Mahà-Yuga 4 320 000 Jahre umfasst. Den Anfang und das Ende dieser Periode bilden nämlich Uebergangs- oder »Dämmerungs«-Zeiten, die je ein Zehntel der Hauptperiode betragen. Solche Zeit der Morgen- oder »Anfangs-Dämmerung« heisst das *Adi-Sandhyá*, die der Abend- oder »End-Dämmerung« das *Anta-Sandhyá*, Diese kleineren und grösseren Zeitperioden setzen sich also folgendermaassen zusammen:

	Cyklus	Kali-Yuga
Adi-Sandhya:	360 Jahre	36 000 Jahre
Haupt-Periode:	3600 «	360 000 «
Anta-Sandhya:	360 «	36 000 «
	4320 Jahre	432 000 Jahre.

Gerade da, wo diese indische Zeitrechnung am meisten wie eine blos oberflächliche Multiplikation aussieht, ist sie es am wenigsten. Wir haben schon gesehen, wie aus den 4320 Jahren die 432 000 und aus diesen wieder die 4 320 000 werden. Noch sehr viel komplizirter ist die Entstehung des *Kalpa* aus 1000 solchen *Mahàyugas*. Diese Berechnung baut sich folgendermaassen auf:

Jedes *Kalpa* von 4320 Millionen Jahren wird aus 14 *Manwantaras* gebildet, von denen jede etwa 308½ Millionen Jahre dauert.[1]) Jeder dieser Zeitabschnitte umfasst eine ganze Lebensperiode unseres Planeten. Eine davon nahm die Entwickelung der Erdkugel bis zur Tauglichkeit für Lebenskeime in Anspruch, die zweite entwickelte Pflanzen und Thiere und von der dritten an hat sich die Menschheit auf unserem Planeten ausgebildet. — Jedes *Manwantara* umfasst wieder 71 *Mahàyugas* oder annähernd ebenso viele verschiedene Menschengeschlechter, die aber doch zusammen wieder ein Ganzes bilden, die Evolution einer vollendeten gottmenschlichen Wesensform[2]). Nach jedem *Maháyuga*, in dem eine Evolution stattgefunden hat, brechen grosse Kataklysmen über die Menschheit herein, die mit gründlichen Umwälzungen der Erdoberfläche jedesmal sehr grosse Theile der dann lebenden Menschheit, niemals aber die ganze vernichten. Diese Erdrevolutionen sollen nur theilweise, wenn auch meistens, vulkanischer Art sein, nach der Hindu-Ueberlieferung aber 7 Mal durch Wasser geschehen, einerlei, wodurch das Wasser zum Ueberfluthen des Landes gebracht wird. Nur am Ende des

[1]) Das Sanskrit-Wort *Manwantara* ist gebildet aus *Manu* (Mann, Mensch) und *antara* (der zweite, andere) und bezeichnet also das jedesmalige Werden einer neuen, ganz anderen menschlichen Lebensform.

[2]) Die Zahl der Menschengeschlechter ist nicht so gross wie die der Maháyugas, weil während einiger der letzteren eine Ruhepause eintritt und die Evolution zeitweilig ganz aussetzt.

71sten *Maháyuga*, heisst es, soll die Menschheit durch Wind oder Luft vergehen. Das bedentet offenbar nur, dass sie vollständig verschwindet; und zwar bleibt für solches Absterben die Extra-Zeit von 864 000 Jahren übrig, welche das *Anta-Sandhyâ* jedes *Manwantara* ausmacht. Ebenso wie jeder Cyklus und jedes *Yuga*, so haben auch jedes *Manwantara* nnd jedes *Kalpa* ihre Anfangs- und End-Dämmerung; und zwar beläuft sich jede derselben auf das Doppelte der *Kaliyuga*-Periode: 432 000 × 2 = 864 000 Jahre. Da nun aber stets das *Anta-Sandhyâ* der letzten Periode mit dem *Adi-Sandhyâ* der nächsten zusammenstösst, so beträgt die ganze Uebergangszeit zwischen je zwei solchen Abschnitten den Zeitraum eines *Satya-Yuga* = 1 728 000 Jahre.

Es setzt sich also je e i n *Manwantara* zusammen aus:

1 *Adi-Sandhyâ*	=	864,000
71 *Mahâyugas*	=	306.720,000
1 *Anta-Sandhyâ*	=	864,000
Manwantara	=	308.448,000; und ferner bilden
1 *Adi-Sandhyâ*	=	864.000
14 *Manwantaras*	=	4,318.272.000
1 *Anta-Sandhyâ*	=	864,000
ein *Kalpa*	=	4,320.000,000

Die Hindns sind sich nun aber nicht allein darüber klar, in welchem Jahre wir nns gegenwärtig, 1898—99, innerhalb des lanfenden *Maháyuga* befinden, im Jahre 5000 des Kaliyuga, sondern sie wissen auch das wievielste *Maháyuga* dieses in dem laufenden *Kalpa* ist. Es ist nämlich das 28ste des 7ten *Manwantara*. Man schreibt daher in der Rechnung des gegenwärtigen *Kalpas* in Indien das Jahr 1,972.949,000[1]); und diese Berechnung setzt sich so zusammen:

1 *Adi Sandhyâ* (des Kalpa)	=	864,000	Jahre
6 *Manwantaras*	=	1,850.688,000	»
1 *Adi Sandhyâ* (des 7. Manw.)	=	864,000	»
27 *Mahâyugas*	=	116.640,000	»
1 *Satya yuga*	=	1.728,000	»
1 *Tretâ yuga*	=	1.296,000	»
1 *Dwâpara yuga*	=	864,000	»
Vom *Kaliyuga*	=	5,000	»
	Anno	1,972.949,000	

[1]) In dem in Süd-Indien weit verbreiteten Tamil-Kalender »*Tirukkanda Panchanga*« ist richtig angegeben, dass vor 1,955.885,000 Jahren die Entwickelung des Lebens auf der Erde und vor 1,664.501,000 Jahren die Entwickelung von Menschenwesen hier begonnen habe. Dabei sind nach dem *Súrya Siddhánta* I, 24 ganz richtig 17.064,000 Jahre für

Dass hierbei als Jahre die Einheit eines Zeitraums von der Dauer des gegenwärtigen Erdumlaufes um die Sonne angenommen ist, wird wohl vermuthet werden müssen. Andernfalls müssten Astronomen sich auf ihre Weise durch diese Berechnnng hindurch zu finden haben.

Bis zur Mitte unseres *Kalpa* haben wir also noch

187.051,000 Jahre,

und bis zu dessen Ende

2,347.051,000 Jahre,

die sich folgendermassen zusammensetzen:

Vom *Kali yuga* noch		427,000
43 *Mahá yugas*	=	185.760,000
1 *Anta Sandhyā*	=	864,000
7 *Manwantaras*	=	2,159.136,000
1 *Anta Sandhyā*	=	864,000
		2,347.051,000

Dann hört aber selbstverständlich höchstens unser Planetensystem auf, nicht einmal unser »Weltall«, unser Milchstrassen-System; und wenn das sich auflöst, um seiner Zeit wieder einer neuen derartigen Entwickelung dort Raum zu gönnen, dann hört damit in den übrigen Theilen des unendlichen Raumes und in der unendlichen Zeit auch nicht das Dasein anderer Weltsysteme auf. Wem es aber Freude macht, der kann sich ja nach indischer Chronologie leicht ausrechnen, wie lange der Gesammt-Bestand so eines »Weltalls« dauert:

1 *Kalpa* = 1 Tag *Brahmās*	=	4,320.000,000
1 Tag und 1 Nacht *Brahmās*	=	8,640.000,000
360 solcher Tage und Nächte oder		
720 *Kalpas* = 1 *Daiwa yuga*	=	3·110,400.000,000
100 *Daiwa yugas* = 1 *Mahā Kalpa*	=	311·040,000.000,000

VII. Religion und Philosophie der Hindus.

Alles Lebendige verändert sich, mag es im kleinen menschlichen Gesichtskreise auch noch so sehr unwandelbar erscheinen, mag auch noch so allgemein geglaubte Ueberlieferung behaupten, »dass es immer so gewesen sei und dass das gegenwärtig Geltende vom

die anorganische Vorentwickelung und ein ganzes *Manwantara,* also 308.448,000 Jahre, für die gesammte anorganische und organische Vorentwickelung seit Anfang unseres *Kalpa* gerechnet. — Ganz unrichtig ist die modern ausgerechnete »*Aryan era*« der »*Arya Samadj*« von Lahore in ihrem *Arya-Magazine;* dort wird jetzt 1,960.853,000 datiert.

Uranfange her gegolten habe.« Alles Geistige entsteht, wie das Natürliche, nur durch Entwickelung.

Solche Entwickelung der Religion und der Philosophie in Indien durch gar manche Stufen hindurch ist in der Sanskrit-Litteratur unzweifelhaft zu erkennen, mag auch immerhin das orthodoxe Brahmanenthum behaupten, dass ihre gegenwärtige Erkenntniss so von Uranfang an offenbart worden sei. Hier aber können wir uns nicht mit der Darstellung früherer Entwickelungsstufen befassen, so interessant dieses auch immerhin sein könnte. Es würde das zu weit führen; es kann sich hier nur um die heutigen Zustände und Anschauungen der Hindus handeln.

Bemerkenswerth ist in der Kultur-Entwickelung dieser Indo-Arier aber, dass bei ihnen Religion und Philosophie immer im Mittelpunkte ihres Interessenkreises standen. Religiöses Denken war von jeher der Grundzug ihres Wesens; und er ist es heute noch.

Man kann diesen religiösen Grundzug im Wesen des Hindu nicht besser als mit dem Worte »übersinnlich« kennzeichnen. Dies hat Max Müller meisterhaft in seinen Vorträgen über »Indien, was es uns lehren kann« (III, 85 ff.) veranschaulicht, so dass man diese religionsphilosophische Denkungsart des Hindu wohl nicht treffender schildern kann:

»Sprich zu ihm von endlichen Dingen, und er wird dir sagen, dass das Endliche unmöglich und bedeutungslos ist ohne das Unendliche. Sprich zu ihm vom Tode, und er wird ihn Geburt nennen. Sprich zu ihm von der Zeit, und er wird sie den blossen Schatten der Ewigkeit nennen. Uns scheinen die Sinne die Organe, die wirksamsten Werkzeuge der Erkenntniss zu sein; ihm erscheinen sie als Betrüger oder jedenfalls als lästige Fesseln, die den Flug des Geistes hemmen. Uns ist diese Erde, dieses Leben, alles, was wir sehen, hören und berühren, sicher; hier fühlen wir, ist unsere Heimath, hier liegen unsere Pflichten, hier unsere Freuden. Ihm aber ist diese Erde etwas, das einst nicht war und das einst aufhören wird zu sein, dies Leben nur ein kurzer Traum, aus dem wir bald erwachen werden; und was unsere Heimath anbetrifft, so weiss er, dass sie sicherlich nicht hier ist, wo und wie sie sonst auch immer sein möge. . . . .

»Für ihn ist Religon nicht ein Interesse unter vielen. Sie ist das alles absorbirende Interesse; sie umfasst nicht nur den Kultus und das Gebet, sondern auch das, was wir Philosophie, Moral, Recht und Politik nennen, — alles ist durchdrungen von Religion. Sein ganzes Dasein ist Religion; und alles andere ist gewissermassen nur ein Zugeständniss an die ephemeren Bedürfnisse dieses Lebens«.

Solche Religiösität ist thatsächlich der Grundzug alles Hinduwesens. Je nach seinem Bildungsgrade ist dies auch dem Einzelnen mehr oder weniger philosophisch klar. Gelehrt wird es jedem Hindu, selbst dem Shûdra, und die ganze Lebensgewöhnung hilft ihm auch es zu begreifen; der Spielraum, der seinem eigenen Wesen hier übrig gelassen wird, liegt nur in der mehr äusserlichen oder innerlichen, oberflächlicheren oder tieferen Auffassung dieser Weltanschauung.

Man hat es den Brahmanen vorgeworfen, dass in der religiösen Organisation des Hinduismus die niedersten »Kasten« (es sind eigentlich nur die Shûdras) von dem eigenen Studium ihrer »heiligen Schriften« (Weden) ausgeschlossen seien. Nun sind aber doch auch in den europäischen Ländern die niederen Volksschichten zu ungebildet, um auf eigene Hand theologische Studien zu betreiben. Eine ganz besondere Parallele zu diesem Verbote, das die »heiligen Schriften« vor Entheiligung behüten sollte, findet sich bei uns jedoch auch darin, dass es sogar unserm ganzen katholischen Volke untersagt ist, selbst die Bibel zu lesen; alle Laien sind hinsichtlich ihres religiösen Unterrichtes gänzlich auf die Priester und auf volksthümliche Ausarbeitungen, Katechismen und Erbauungsbücher, angewiesen. Aber dafür, dass die Wirkung dieser Anordnung in Indien mindestens nicht ungünstiger ist als in Europa, dafür möchte ich hier wenigstens ein stichhaltiges Zeugniss anführen. *Sir* Monier Williams, der Sanskrit-Professor in Oxford, welcher Indien wiederholt bereist und darüber in werthvollen wissenschaftlichen Werken berichtet hat, beurtheilt dabei doch das indische Religionswesen ganz vom christlichen Standpunkt. Dass alle anderen Religionen falsch sind und dass nur das Christenthum die höchste und die einzig wahre Offenbarung ist, das steht ihm ausser allem Zweifel Dennoch schreibt auch er in seinem »*Modern India*« (S. 88):

»Ich habe kein Volk in Europa mehr religiös gefunden als die Indier — keins geduldiger und ausdauernder in den Pflichten des täglichen Lebens, keines gelehriger und fügsamer gegenüber maassgebenden Autoritäten, keines höflicher und keines mehr erfüllt an Achtung vor dem Alter und vor höherem Wissen, keines anhänglicher an die Eltern, keines treuer in allen Diensten. Aberglaube, Immoralität, Unaufrichtigkeit, Stolz, Selbstsucht, Geiz und alle anderen Fehler und Laster, finden sich natürlich auch in Indien, aber nicht mehr als in anderen Ländern, die den wahren Geist des Christenthums entbehren, nicht mehr als bei all den nominellen Christen, die doch nun einmal die eigentliche Masse der Bevölkerung in Europa bilden.«

Die überwiegend, ja fast ausschliesslich religiöse Färbung des gesammten Lebens bei den Hindus bildet den hervorstechendsten Gegensatz zum Volksleben der Europäer. Bei uns wird nur ein Tag von den sieben der Woche der Ruhe und der Sammlung auf das höchste Streben und die besten Kräfte, die wir in uns haben, gewidmet; und selbst diesen Tag verwenden auch die meisten nur auf äussere Zerstreuung, höchstens auf einen gedankenlosen Kirchgang, dem irreligiöse Vernügungen folgen. Bei den Hindus ist das anders. Auch sie widmen mindestens jeden vierzehnten Tag einer Feier, aber weder mit lästigen Konventionalitäten, noch mit sichtlichen Vergnügungen, sondern meistens nur mit Fasten. Dieses ist den Hindus nicht, wie es uns sein würde, eine unangenehme Uebung, eine Askese, sondern scheinbar ein Bedürfniss. Solche Fasttage halten sie also zweimal monatlich, und zwar die Wischnu-Verehrer jeden elften, die Verehrer Shiwas jeden dreizehnten Tag nach Neumond und nach Vollmond (*púrnimá*). Religiöse Feste aber haben die Hindus viel mehr als die Christen, und dies ist für sie auch mehr der Mühe werth, denn sie feiern solche Feste stets mit Leib und Seele; das gesammte Volk nimmt daran lebendigen Antheil in mehr oder weniger grossen öffentlichen Veranstaltungen, Aufzügen, Illuminationen und dergl. Ausserdem sind sie ja freilich auch in Hinsicht aller derjenigen Verhältnisse und Anstalten, die von den Europäern eingerichtet sind, wie Schulen, Läden, Postamt usw. stets genöthigt, unsere Sonntage mitzumachen. Aber solche Tage widmen die Hindus nicht vorzugsweise einem Gottesdienste aus dem sehr einfachen Grunde, weil für sie jeder Tag und auch alle verschiedenen Tageszeiten dem Gottesdienst (*púdjá*) gewidmet sind. Alles, was sie thun, geschieht in religiösen Formen und mit vorgeschriebenen Gebeten, die sie zwingen sollen, die Gedanken von dem Sinnlichen auf Uebersinnliches zu richten.

Eine Darstellung der Religion der Hindus müsste eigentlich ihre ganze Kultur, all' ihr Thun und Treiben, all' ihr Leben und ihr Denken umfassen. Hier aber haben wir nur auf diejenigen Züge dieses Gesammtbildes einzugehen, die uns Europäern als die eigentlich religiösen erscheinen.

Es wurde oben schon erwähnt, dass man hier nothwendig die esoterische oder innerliche Auffassungsweise von der exoterischen, der äusserlichen unterscheiden muss. Die erstere findet sich vornehmlich bei den Brahmanen und man kann sie schlechthin als den Brahmanismus oder das Brahmanenthum bezeichnen. Die exoterischen Anschauungen aber sind die unter allen Hindus verbreiteten; es sind dies

auch die Kultusformen, für welche die Brahmanen als die Priester dienen, die Versinnbildlichungen der esoterischen Erkenntniss.

Es ist überhaupt unmöglich die so vielseitig gestalteten und verwickelten Verhältnisse der exoterischen Religions-Vorstellungen der Hindus in irgend welcher Vollständigkeit zu schildern. Sie sind wie ein ewig lebendiges Meer von Anschauungen, Phantasien und Symbolen, in buntester Mannigfaltigkeit durch einander wogend. Selbst der Hindu sagt, in Indien gäbe es 300 Millionen Götter; das heisst in unserer Redeweise: jeder Hindu kann die Gottheit unter irgend einer Form, die ihm beliebt, verehren. [1]) Darum kann er auch Christ oder Jude, Parse oder Mohammedaner sein. Sein Kultus schliesst ihn nicht vom Hinduismus aus; denn in der That giebt es keine Kultusform unter der Menschheit, die nicht als exoterische Ausgestaltung, als mehr oder weniger unvollkommenes Verständniss des allumfassenden esoterischen Brahmanenthums bezeichnet werden könnte.

Will man aber überhaupt irgend etwas über die exoterischen Religionsformen der Hindus sagen, so ist zu allererst auf das Entschiedenste Protest zu erheben gegen den Vorwurf des »Götzendienstes«.

Der Hinduismus ist nicht um ein Haarbreit mehr oder weniger Götzendienst, als es der Katholizismus mit seinem Bilderdienst und seiner Heiligen-Verehrung wäre. Ebenso wenig wie ein Katholik glaubt, dass ihm das Kruzifix, das Muttergottesbild oder die Heiligenstatue als solche Hülfe, Heil und Segen bringen könne, so wenig glaubt dies auch der Hindu von seinen Bildern und Symbolen. Selbst der tiefst stehende Hindu ist ja mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr, transcendental veranlagt, als der Europäer auf gleicher Bildungs- oder Unbildungsstufe. Wird doch jedem, der nur irgendwie im Geringsten unter einem geistigen Einfluss des Brahmanenthums oder des Hinduismus kommt, zu allererst die Anschauung beigebracht, dass das Wesentliche an den Dingen nicht das sinnlich Wahrnehmbare, sondern etwas Uebersinnliches ist; und die beliebteste Weltanschauung der Hindus erkennt sogar der materiellen Welt garkeine »Wirklichkeit« zu und nennt nur das abstrakte, absolute Wesen aller Dinge »wirklich«. Aber ich glaube nicht einmal, dass man unter den tiefststehenden, kastenlosen Hindus oder selbst bei den

[1]) In anderem Sinne sind damit auch *Dewas* (Geister) oder gar Elementarwesen gemeint. Dies sind aber nicht diejenigen Begriffe der Hindus, die der Gottesvorstellung bei uns entsprechen.

unter ihnen noch lebenden Naturvölkern eigentlichen Götzendienst oder Fetieschismus findet.

Wenn man bei dem wegwerfenden Worte »Götzendienst« sich etwas anderes vorstellen will als das, was wir in unseren eigenen christlichen Kirchen finden, so kann man doch darunter nur die Anschauung verstehen, dass der Bildanbeter solches Bild selbst für das Gotteswesen hält und weder seinen Geist, noch sein Gemüth zu etwas Ideelleren zu erheben vermag. Ich möchte aber doch sehr bezweifeln, dass es solche Religionsform überhaupt bei irgend einem Volke der Erde giebt; ich glaube, dies ist meistens nur ein Missverstand unserer Missionare. Selbst in Aequatorial-Afrika bei den sogenannten Menschenfressern habe ich die Vorstellung von übersinnlichen Mächten gefunden, und ihre Fetiesche waren ihnen nur die zeitweiligen Sinnbilder und angenommenen Darstellungen solcher »göttlichen« Macht. Bei irgend welchen Hindus aber kann von besonders plattsinnlichen Anschauungen garnicht die Rede sein, obwohl selbstverständlich ein sehr grosser Unterschied besteht zwischen den Anschauungen der Brahmanen und denen der Shúdras und noch mehr denen der niedreren *Djátis* oder gar der kastenlosen Naturvölker dort.

Aber der Gottesbegriff des Hindus ist nicht nur mindestens ebenso abstrakt wie der christliche, er ähnelt auch demselben wie ein Ei dem anderen. So hat er nicht allein die christliche Vorstellung eines Gott-Schöpfers sondern auch die der Dreieinigkeit, über die gleich weiter eingehend zu reden sein wird; und seine Anschauung von dem Mensch-gewordenen Gott, wie Rama oder Krischna, ist genau dieselbe wie die unserer Theologen von dem »Christus« in der Person Jesu von Nazareth.

Als ein für die Begriffe nebensächlicher Unterschied erscheint es, dass man in Indien öfter hässliche Gottesbilder findet, als man in Bayern oder Tirol verzerrte Kruzifixe und entstellende Madonnen- oder Heiligenbilder sieht. Das beruht aber doch nicht lediglich — wie man vermuthen könnte — auf dem feineren Schönheitssinn der europäischen Bevölkerung. Es liegt dem eine viel bedeutsamere Unterscheidung zu Grunde. Wir Europäer verbinden vorzugsweise unsere religiösen Vorstellungen mit dem Bedürfnisse einer möglichst schönen Ausgestaltung: Im Gegensatze dazu hat der Hindu das Bedürfniss seine religiösen Vorstellungen in einer möglichst reichen und weitgehenden Symbolik auszugestalten. Dies ist ein viel tiefer liegender Unterschied des christlichen und des brahmanischen, oder des europäischen und des indischen Wesens, als es auf den ersten Anblick scheint.

Die Ethik, das Ideal des Guten, verkörpern beide Völkergruppen in ihren Religionsanschaunngen, nicht aber beide gleichermassen die Philosophie nnd die Aesthetik. Das Ideal der Wahrheit, die klare philosophische Erkenntniss, ist und war von jeher der wundeste Punkt im kirchlichen Christenthum. Während aber hieranf die Brahmanen von jeher den allergrössten Werth gelegt haben, auch mit unbestreitbarem Erfolge, opferten sie diesem überwiegenden, sie ganz beherrschenden Bedürfnisse der philosophischen Speknlation alle Befriedigung ihres Schönheitssinnes. Dagegen ist von den drei Idealen des Guten, Wahren, Schönen in Europa fast allein das letztere noch imstande, weitere Kreise und grössere Volksmassen, der Gebildeten wie der Ungebildeten, für höhere, ideale Ziele zu begeistern. Für das Gnte und das Wahre interessiren sich die Menschen höchstens noch privatim. Was öffentlichen Anklang bei nns finden soll, mnss entweder einen materiellen Vortheil bieten oder, wenn es ideal ist muss es irgendwie den Schönheitssinn der Menge reizen, sei es auch in noch so niedrer Sphäre. Das ist bei den Hindus anders. Ihnen kommt es stets nur darauf an, dass das, was für sie idealen Werth haben soll, eine vernunftgemässe Bedeutung habe, einerlei wie nnschön es auch aussehen mag. Hierfür statt Tausender nur ein Beispiel.

Ueberall starrt nns in Indien die höchst widerwärtige Gestalt des Ganesha entgegen, eine feiste elephantenhafte Figur, die wie ein Hindu mit vor sich gekreuzten Beinen anf dem Boden sitzt oder gar, was noch absurder aussieht, auf einer Maus reitet. Der dicke Rüssel hängt über den möglichst angeschwollenen Bauch herab. Dies ist eine Personifikation der Klugheit und der Kraft, die durch Geistes. gewandheit alle »bösen Einflüsse« fernhält oder überwindet und daher Erfolg bewirkt. Das Symbol der Klugheit für den Hindu ist der Elephant; nnd um so dicker dessen Bauch gestaltet ist, um so viel grösser ist die Klugheit, die dadurch versinnbildlicht wird. Ebenso ist auch die Maus das Sinnbild der Gewandtheit. Dass das ganze unschön ist, kümmert den Hindu nicht; er sieht ja nur den Sinn der Darstellung, deren Wahrheit er leicht versteht.

Ueberhaupt werden in Indien viel mehr, als bei uns, zur Sammlung bei der religiösen Andacht oder gottesdienstlichen Handlung statt Bildern nur Symbole benutzt. So wird z. B. Shiwa immer unter dem Sinnbilde eines cylindrischen, oben knppelförmig abgerundeten Gegenstandes angedeutet, der die neu belebende reprodnktive Kraft bezeichnen soll. Für andere Gottheiten oder Formen der Gottes-Offenbarung habe ich schönere Symbole gesehen,

so u. a. kostbare Krystalle mit regelmässig geschliffenem, knnstvoll ausgestaltetem, achteckigem Stern darauf und dergleichen.

Allerdings bilden die Hindus sich znm Zwecke ihrer Festlichkeiten eigene Darstellungen von derjenigen Gottheit, die gerade gefeiert wird. Auch werden diese Bilder konsekrirt gerade so wie alles, was zu unsern Gottesdiensten feierlich geweiht wird. Dabei wird dann auch besonderer Segen uud besondere Kraftwirkung der Gottheit durch ein solches Bild erfleht; und für die Dauer dieses Festes dient dem Hindu solches Bild dann nicht nur als Repräsentation der Gottheit, er glaubt anch, dass alsdann die Kraft der Gottheit sich besonders durch gerade dies Bild geltend macht, gewissermassen an dem Bilde haftet. Aber nicht nnr werden gleichzeitig viele Tausende solcher Bilder so geweiht überall in Indien, wo das gleiche Religionsfest in den zahllosen Gemeinden des ganzen Landes gefeiert wird, sondern solche Konsekration geschieht auch nur für die Dauer dieses Festes; nnd der Hindn bleibt sich dabei stets bewusst, dass diese von ihm selbst gemachte Form ein Sinnbild ist. Denn wenn das Fest zu Eude geht, schliesst es mit einem Karneval-Aufzuge; und mit dem Ablaufe des Festes und der zeitweiligen Konsekration erlöschen Kraft und Werth des Bildes. Dieses wird mit grossem Lärm, mit Feuerwerk und Illuminations-Zng gleichsam im Trinmphe durch die Strassen getrageu und in einen Fluss geworfen; wo der Ganges nahe ist, selbstverständlich nur in diesen. Dann schwimmt solch' Gottesbild auf illuminirtem Flosse durch die stille Tropennacht den Fluss hinnnter; und der Lärm der Menge legt sich erst, wenn man nichts mehr davon sieht. Ist kein Fluss nahe, so kann auch ein anderes Wasser dazu dienen; und wenn auch kein dazn geeignetes Wasser von genügender Grösse nahe ist, dann wird das Bild unter jubelndem Lärm verbrannt.

Mir schien bei solchen mehrtägigen Festlichkeiten viel mehr kindliche, uatürliche Volkslust wirksam zn sein, als irgend welcher »Aberglaube«. Was wollten wir auch viel von solchem reden, da wir doch in einem Lande leben, wo der heilige Rock in Trier Wunder thut, wo es in den katholischen Kirchen aller Gegenden wnnderthätige Bilder giebt, und wo heilige Wasserquellen, wie die von Lourdes, so viele Tausende vou Menschen heilen, wenn dies nicht etwa deren Einbildung schon thut.

Auch darin gleichen die Religionsverhältuisse in Indien den unsrigen, dass so wie hier der Protestantismus sich gegen den Katholizismus aufgelehnt hat, so dort der Buddhismus gegen das Brahmanenthum und insbesondere auch gegen den Bilderdienst des

Hinduismus. Aber ebenso wie hier hat sich bald etwas Aehnliches in abgeschwächter Form wieder eingeschlichen. Ebenso wie wir — von den streng Reformirten abgesehen — Altarbilder haben, so bildet in jedem buddhistischen Tempel ein grosses Buddha-Bild den Hauptgegenstand, der die Aufmerksamkeit fesselt und den Mittelpunkt der Hinterwand des Hauptraumes einnimmt.

Gerade wie bei uns, ist auch dort die Periode der ersten Bilderstürmerei sehr bald vergangen. In unseren lutherischen und evangelischen Gotteshäusern findet man oft mehr als eine Darstellung Jesu oder auch Gottvater oder den heiligen Geist in bildlicher oder symbolischer Form dargestellt, auch Bilder, die Geschichten des alten oder neuen Testamentes wiedergeben. Ebenso sieht man in den Buddha-Tempeln ausser dem Hauptbilde in der Regel noch mehrere andere, auch wohl Statuen oder Bilder von den schon vorhergegangenen Buddhas und dazu meist an den Wänden gemalte Darstellungen von heiligen Legenden und volksthümlichen Sagen, die in Indien immer einen religiösen Hintergrund und übersinnliche Bedeutung haben.

Noch ein anderes Analogon sollte hier wohl nicht unerwähnt bleiben. Der Christus wird bei uns, abgesehen von seiner Geburt, besonders in drei Formen dargestellt, entweder lehrend und heilend als »der gute Hirte« oder gekreuzigt oder auferstanden. Ebenso giebt es den Buddha nur in drei Gestalten bildlich ausgeprägt, entweder lehrend in aufrechter Haltung, die rechte Hand leicht erhoben, wie wenn er etwas erklärte, sodann in innerer Versenkung sitzend in der bekannten Position, wie sich die Indier überhaupt zu setzen pflegen, flach auf dem Boden hockend, die Beine vor sich gekreuzt (ebenso wie wir die Arme verschrenken) und den Oberkörper frei und senkrecht aufgerichtet. Dieses ist die Stellung, in der jeder Brahmane alltäglich seine mystischen Uebungen macht und in welcher auch der Buddha schon bei Lebzeiten den Zustand des »Nirwana« erreichte. Die dritte Form seiner Darstellung ist liegend; der Körper ist in der vom Buddha vorgeschriebenen Stellung auf die rechte Seite wie zum Schlafen hingelegt; es ist aber der Todesschlaf des Körpers, denn diese Statuen stellen den endgültig ins »Nirwana« eingegangenen »Vollendeten« dar.

Bemerkenswerth bei diesen dreifachen Darstellungen des Christus Jesus und des Buddha Gotama ist, dass die mittlere der drei Gestalten für beide Religionen das bei weitem wichtigste Symbol ist. Für die Christen ist es der Gekreuzigte, für die Buddhisten ist es der

Buddha in innerer Versenkung, der sein Ziel der völligen Erlösung während dieses Lebens schon erreicht.

Die Religions-Anschauungen der Hindus haben viel verwandte Züge mit den christlichen der Europäer. Es mag sein, dass für diese Gemeinsamkeit das arische Blut hüben und drüben die hauptsächliche Grundlage war. Jedenfalls sind diese gemeinsamen Gedanken idealistischer Natur; die Unterschiede aber wurden nur durch Ort und Zeit, durch die verschiedenen Klimate und die dadurch gegebenen Gewohnheiten des Lebens verursacht.

Die Grundlage des christlichen Glaubensbekenntnisses (des Apostolikums) ist die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit; ebenso ist sie die des Hinduismus.

Es ist eine Entstellung der thatsächlichen Verhältnisse, wenn man — wie es meist die Missionare thun und leider auch Sanskrit-Gelehrte — die Gottesvorstellungen der Hindus mit der Klassifizirung als Polytheismus abzuthun versucht. Das trifft kaum für die Shudras und die niedrigsten Volksschichten unter den Hindus zu; aber deren *Dewas* werden auch garnicht als Gottheiten im Sinne voller Gottesoffenbarungen aufgefasst, sondern lediglich als Geister, die entweder früher Menschen waren, oder sonstwie mächtige Naturwesen sind. Dass die alten Griechen aus dem Sanskrit-Worte *Dewa* ihren Zeus, die Römer ihr Deus machten, thut hier nichts zur Sache. Für den Hindu sind die Geister, die er als *Dewa* bezeichnet, nur den heutigen Menschen überlegen, nicht aber den vollendeten Gottmenschen (*Mahâtmâ, Djiwanmukta).* Ein Buddha beherrscht alle Dewas. Allerdings nennt auch der Hindu seine eigentlichen Personifikationen der Gottheit, wie Wischnu und Shiwa, die er sich als dauernd in der Menschheit und für sie wirkend denkt, gelegentlich *Dewas*, und sie sind ja auch natürlich »Geister«. Dennoch aber macht der Hindu zwischen diesen göttlichen Personifikationen und der grossen Schaar der Dewas einen mindestens ebenso grossen, wenn nicht grösseren Unterschied, als der Katholik zwischen den Personen des Gottvaters und des Christus einerseits, der Heiligen und Seligen andererseits. Es ist schon oft mit Recht betont worden, dass die Hindus, insofern sie sich die Gottheit in verschiedenen Personifikationen als in ganzer Fülle offenbart vorstellen, diese als besondere Seiten oder Arten solcher Offenbarung der all-einen Gottheit auffassen. Wenn man dies Polytheismus nennen will, dann könnte man mit gleicher Berechtigung und Gehässigkeit behaupten, dass die Christen an drei Götter und noch einige Hundert kleinere Gottheiten glauben.

Es scheint mir auch ein fast unglaublicher Unverstand zu sein, dass nicht nnr unsere Theologen und Missionare, sondern sogar einige Geographen und Statistiker noch hentzutage die Brahmanen ohne Weiteres als »Heiden« klassifiziren, während sie die Mohammedaner davon ausnehmen. Stehen nns doch die Brahmanen nnd die Hindns nicht nur näher, sondern sind uns anch in jeder Hinsicht ähnlich, wogegen die Moslims sich uns anf das Schärfste feindlich gegenüber stellen und der Islâm auch von allen grösseren Kultur-Religionen wohl die ungeistigste ist. Sein Strebensziel erstreckt sich nicht über die sinnenfälligen Genüsse eines Paradieses (*Djannat*) hinaus. Vom persischen Sufismus abgesehen, den die orthodoxen Mohammedaner eben deshalb perhorresziren, hat die islamitische Kultur nie irgend eine wirkliche Philosophie oder höhere geistige Erkenntniss gezeitigt. In eben dieser Hinsicht aber ist gerade das Brahmanenthum die einzige Religions-Philosophie, die neben unserer enropäischen genannt werden kann nnd auch sie übertrifft.

Diese ebenbürtige Verwandtschaft zeigt sich sogar schon im exoterischen Brahmanenthnm des Hinduismus. Beide Formen der »Dreieinigkeit«, die brahmanische und die christliche, stellen verschiedene Stufen göttlicher Offenbarungsweise dar. Auf den ersten Anblick aber unterscheiden sie sich dadurch, dass die erstere mehr objektiv, die letztere mehr subjektiv erscheint. Indessen erkennen nicht nur die Brahmanen auch diese subjektive dreifache Offenbarungsweise der Gottheit an, sondern bei näherer Betrachtung ist sie auch in der brahmanischen unzweifelhaft enthalten.

Betrachten wir znnächst, um dies verständlich zu machen, die »christliche Dreieinigkeit« nach ihrer inneren und geistigen (der wissenschaftlichen, nicht der theologischen) Bedentung:

Gott-Vater: Da die Gottheit ja das Wesen aller Dinge ist, so offenbart sie sich uns als die Urkraft, welche wir in allen Dingen um uns her, in der Natur, wie in der Kultur, wirken sehen. Da diese Urkraft, sowie Alles in der Welt, individuell gestaltet ist und individuell wirkt, so kann sich der Mensch ihr gegenüber unter besonderen Umständen wie ein Kind zu seinem »Vater« gestellt fühlen.

Gott-Sohn: Wenn ein Wesen in seiner Evolution soweit vorangeschritten ist, dass es jene göttliche Urkraft (»die Fülle der Gottheit« oder »das Ebenbild Gottes«) vollkommen in sich verwirklicht, dann erscheint ein solcher »Gottmensch« wie von Anfang an aus der Gottheit geboren.

Gott als Geist: Den Keim zn diesem Ziele der Entwickelung trägt ein Jeder in sich, in den Regungen des eigenen Gewissens und

seines innersten und heiligsten Gefühles. Je mehr er nun dies Vorbild eines Christus in sich selbst verwirklicht, desto mehr empfindet er die dritte Offenbarungsform der Gottheit, den »heiligen Geist«, in seinem eigenen Bewusstsein.

Soweit die christliche »Dreieinigkeit«; nun die brahmanische. Diese heisst im Sanskrit und in den davon abgeleiteten Volkssprachen der Hindus: die *Tri-múrti*, d. h. die »dreifache Offenbarung«.

Allgemein bekannt ist ja, dass die drei Namen der *Trimúrti* Brahmā, Wischnu und Shiwa sind. Brahmā ist die Gottheit als der Schöpfer, Wischnu als der Erhalter und Shiwa als der Zerstörer und zugleich der Neuerzeugende, daher der Umgestalter.

Das ist die bekannte, *prima facie* Auslegung, die objektive Anschauung der indischen Dreieinigkeit. Weniger auf der Hand liegend ist deren Parallele mit der christlichen, in der mehr subjektiven Ausgestaltung, die sich in dem religiösen Leben der Hindus geltend macht.

Brahmā: Am leichtesten erkennbar ist die Parallele hier mit dem christlichen Gott-Vater. Beide werden als Schöpfer der Welt gedacht. Beide sind das sich im Weltall offenbarende Wesen alles Daseins; und beide sind diejenige Anschauungsform, der Gottheit, welche dem Gesichtskreise der heutigen Anbeter verhältnissmässig mehr entrückt ist als die beiden späteren, stets lebendig wirkenden Offenbarungen.

Wischnu ist die sich im Gottmenschen darstellende Form der Gottheit, und von den beiden letzten solcher Inkarnationen Wischnus, als Rāma und Krischna, sagt der Hindu ganz dasselbe wie Paulus [1]) vom Christus: »in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.« In diesen Menschwerdungen Wischnus, besonders in derjenigen als Krischna, sieht der Hindu fast genau dasselbe, was der orthodoxe Christ in Jesus sieht. Zugleich stellt Wischnu auch in all seinen Verkörperungen eine Offenbarung der göttlichen Liebe dar.

Shiwa dagegen ist die sich in jedem Einzelnen selbst mehr und mehr darstellende Gottheit, die in sich auszugestalten jeder Hindu anstrebt. Bis nun diese Offenbarungsform der Gottheit — um wieder mit Paulus zu reden — zum »Christus in uns« geworden ist, bleibt sie das, was die Christen als den »heiligen Geist« bezeichnen, dessen Kommen sie erbitten und dessen sieben Gaben sie erstreben.

Wie bei den Christen sich die Gottesverehrung auch hauptsächlich auf zwei Formen der Dreieinigkeit, den »Vater« und den »Sohn«,

[1]) In seinem Kolosserbriefe, II, 9.

beschränkt, und wie wobl selten oder niemals in privater Anbetung des »heiligen Geistes« noch eigens gedacht wird, wenigstens nicht bei den Protestanten, so werden bei den Hindus auch nur zwei Formen der Trimûrti, Wischnu und Shiwa verehrt. Aucb ist es bei den Christen halb-bewusst oft mebr der »Geist« als gerade der »Schöpfer«, der als »Vater« angebetet wird, so dass in Wirklichkeit die christliche Gottesverehrung meistens auf dasselbe hinauskommt, wie die bei den Hindus, auf die zweite und dritte Offenbarungsform der Dreieinigkeit. Dazu kommt noch, dass die Christen überhaupt kein einziges Fest haben, das dem »Gott Vater« gewidmet ist. Das Kirchenjahr folgt nur den Hauptstufen der Lebensgeschichte Jesu, des »Gott-Sohnes«, und daran schliesst sich das Fest des »heiligen Geistes«, dem nur das der Trinität folgt.

Nur darin ist ein Unterschied, dass während bei den Christen meistens beide Formen gleichzeitig verehrt nnd angebetet werden, sich in Indien die Anbeter des Wischnu oder einer seiner Menschwerdungen nnd die des Shiwa fast wie zwei Konfessionen unterscheiden. Freilich sind sie nicht einander feindlich, wie bei nns die Konfessionen in der Regel sind; es hält nur jede die von ihr verehrte Gottesform für die höhere und wichtigere, und dabei spielen die Geburt und die Gewohnheit jedes Einzelnen die Hauptrolle. Aber von den aller meisten Hindus (*Smártas*) werden beide indische Gott-Gestalten verehrt; auch geben deren geistige Bedeutung und göttliche Funktionen vielfach in einander über.

Bei den Christen findet man nie Gotteshäuser errichtet, die nur der Anbetung einer der drei Formen der Dreieinigkeit gewidmet sind, sei es dem Vater, seis dem Sohne, seis dem heiligen Geiste. In Indien aber sind die meisten Tempel entweder dem Wishnu oder dem Shiwa geweiht. Dem Brahmâ sind in ganz Indien überhaupt nur zwei Tempel gewidmet, der eine bei Pokhar (Puschkara) unweit Adjmîr in Râdjputâna, der andere 15 engl. Meilen nördlich von der Stadt Jdar in der Brahma-Khed (*Brahma-Kshetra*)-Ebene, nicht weit vom Mount Abû. Uebrigens aber wird Brahmâ sowohl in der Form Wischnus wie auch in der Shiwas zugleich mit vererhrt; und Darstellungen der Trimúrti oder aucb solche von der Geburt Wischnus aus Brahmâs Nabel sind in Indien häufig genug.

Zum Schlusse dieses kurzen Einblicks in den exoterischen Hinduismus[1]) sei hier nocb bemerkt, dass neben den Gottesverehrungen,

[1]) Eine vortreffliche Darstellung desselben findet sich in *Sir* Monier Williams: *Brahmanism and Hinduism*, London (John Murray) 1891. Der Verfasser ist Professor des Sanskrit in Oxford und hat drei grössere Studienreisen in Indien gemacht.

die sich an die Offenbarungen Wischnus und Shiwas knüpfen, noch drei andere Gotteskräfte vorzugsweise im Gebete angerufen werden. Diese sind 1) Shiwas Gemahlin[1]) als Shakti, das ist als Göttin der Kraft, sodann 2) sein ältester Sohn Ganesha, als wohlwollender Beseitiger aller bösen Einflüsse, und 3) Súrya, die Sonne. Dies ist aber nicht so zu verstehen, dass es etwa unter den Hindus eine Sekte gäbe, die Sonnenanbeter wären. Solche Anrufungen göttlicher Geister oder menschlicher Götter haben bei den Hindus ungefähr eine gleichwerthige Bedeutung wie die Anrufung von Heiligen bei unsern Katholiken.

Selbstständiger, wichtiger und von allgemeiner Bedeutung insbesondere für Festlichkeiten sind noch andere Gottgestalten, die sich entweder an den Wischnu- oder an den Shiwa-Kultus anlehnen. So wird die Gattin Shiwas in ihren verschiedenen Verkörperungen verehrt, besonders aber als Dúrgá und Kálí[2]). — Andererseits ist, wie bereits erwähnt, Wischnus Verehrung in seinen Verkörperungen als Ráma und mehr noch als Krischna bei den Hindus allgemein beliebt; und an die Ráma-Legenden knüpft sich auch die beiläufige Verehrung Hanumans, des »Affengottes«, was eine bildliche Bezeichnung für einen Fürsten der Dravida-Rasse ist, die von den Ariern unterworfen wurde und ihnen hässlich und minderwerthig erschien. Nach dem grossen Volksepos der Rámáyana unterstützte Hanuman den Arier Ráma bei seinem Eindringen in Lanka (Ceylon). — Ausserdem ist noch die liebenswürdige Gestalt von Wischnus Gattin

[1]) Dieses ist die populäre Auffassung der Shakti. Eigentlich ist darin nur die »Mutter alles Daseins«, nämlich »die Kraft« überhaupt, symbolisirt. Erst später personificirte man diese Urkraft als eine Eigenschaft, gewissermaassen als die weibliche Seite, Shiwas, des beständigen Neugestalters der Welt.

[2]) Von allen religiösen Gebräuchen der Hindus ist wohl zweifellos der Kalí-Kultus für das ästhetische Gefühl des Europäers am abstossensten. Er besteht der Hauptsache nach in Thieropfern; und im Schlachten sind die Hindns um so ungeschickter, da sie eigentlich eine vegetarisch lebende Bevölkerung sind. Uebrigens bieten unsere modernen Schlachthäuser immer noch einen sehr viel widerwärtigeren Anblick als ein Kalí-Tempel in Indien. Den Hindus ist alles Leben und Treiben Religion, also auch das Schlachten; unsern Schlachtern aber ist garkein Zwang anferlegt, das Decorum zn wahren. Von den 216 Millionen Hindus werden sich etwa 150 Millionen wohl niemals den Gennss von Fleisch leisten können oder wollen. Wenn aber die Anderen einmal Fleisch geniessen wollen, so müssen sie das Thier der Kalí opfern. Der das Thier schlachtende Priester erhält dabei den Kopf des Thieres als seinen Lohn. Daher schlägt er auch wohl ungeschickt viel von dem Schulterstück bei der Tödtung des Thieres mit weg. Diese Thier schlachtenden Kalí-Priester werden aber von den geistig thätigen und vegetarisch lebenden Brahmanen sehr viel mehr verachtet, als bei uns ja die ehrbaren Schlachtermeister von nnsern Gelehrten.

Lakschmi, die Personifikation der Schönheit und des Glückes, zu erwähnen. Ihr ist das Dívälí-Fest (richtiger Dípálí oder Dípávalí) gewidmet, das mit reichsten Illuminationen gefeiert wird; und in der Veranstaltung von solchem Lichterglanz und Feuerwerk haben die Indier viel längere Erfahrung als wir Europäer.

Am treffendsten nnd einfachsten kennzeichnet man die exoterischen Religionsanschauungen der Hindus als eine Märchenwelt voll Helden nnd Weisen, Göttern und Geistern, Riesen und Drachen, Engeln nnd Teufeln, Feen nnd Kobolden, die mit den Menschen verkehren.

Wenn nnn aber hier von der religiösen Seite des Hinduismus auch nur dieser flüchtige Ueberblick gegeben werden kann, so darf doch wohl die Nennung eines Namens nicht vergessen werden. Das ist Tschaitanya.

Dieses ist der jüngste der drei grossen Reformatoren des religiösen Denkens und Lebens bei den Hindus. Der Buddha Gotama popularisirte das geistige Brahmanenthum im 6. Jahrhnndert vor nnserer Zeitrechnung. Shankara Atschárya im siebenten Jahrhundert nach Chr. vertiefte wiederum das Brahmanenthum durch höchste philosophische Erkenntnis und die Gründung von Asketenorden, Schulen und Tempeln in allen Theilen Indiens. Tschaitanya aber trug vor allem in das Hindn-Wesen als Haupt-Element die Erhebung des Gemüths hinein, erweckte religiöse Begeisterung in ganz ähnlicher Weise, wie es anch im ersten Christenthum der Fall war und zn Zeiten auch noch später in der Christenheit, wann immer sich eine Neubelebung zeigte.

Tschaitanya ward um 1485 geboren, also zwei Jahre nach Luther; aber seine Geistesart war anders. Während dieser die Autonomie seines Denkens sich nnd andern durch den Intellekt erstritt, wirkte in Tschaitanya vielmehr die Alles ansgleichende überschwängliche Liebe, die vollständige Hingebung des Gemüths in religiöser Begeisterung. Er knüpfte seine religiösen Vorstellnngen an die Wischnu-Inkarnation als Krischna an; und er vergeistigte dieselben in der Richtung der Bhagavad-Gítá, jenes mystisch-philosophischen »Gesangs der Gottheit«, einer Episode aus dem Mahábhárata, die auch in Deutschland durch verschiedene Uebersetzungen schon seit der Zeit unserer Romantiker sich viel begeisterte Verehrer erworben hat. Tschaitanyas Art der Gott-Begeisterung hat jetzt in Indien nicht allein beim Volke, sondern selbst bei vielen der gebildesten Brahmanen fast durchweg das Uebergewicht gewonnen über die abstrakte Geistesschulung des Shankarâtchârya.

Hiermit sind wir schon beim esoterischen Hinduismus bei dem innerlichen, geistigen Religionswesen der Hindus, angelangt. Tschaitanya führt in volksthümlichster Weise selbst den einfältigsten Intellekt durch selbstvergessende Begeisterung zu tieferer Erfassung der Religiosität und selbst zu reinerer Erkenntniss des göttlichen Wesens. Doch als Hauptvertreter des esoterischen Hinduismus ist Shankara zu bezeichnen; dieser ist sogar der Träger jenes höchsten geistigsten Monismus, zu dem je die Menschheit sich emporgeschwungen hat, der Religions-Philosophie des Wedânta-Systems.

Diese geistige Erkenntniss und ihre praktische Verwirklichung aus dem Bewusstsein eines Einzelmenschen heraus, diese sind nun freilich schon die aller innerlichste, esoterischste Seite des Hinduismus und seines Brahmanenthums. In gewissem Sinne aber kann man auch das ganze Brahmanenthum als esoterischen Hinduismus bezeichnen. Im Brahmanenthum ergeben sich übrigens die mehr äusserlichen und mehr innerlichen Seiten schon dadurch, dass für den Hindu weder Religion noch Philosophie jemals bloss Theorien sind; sie sind Praxis und umfassen immer die entsprechenden Lebensvorschriften.

So enthalten auch die »heiligen Schriften« (*Shâstras*) der Brahmanen nicht allein ihre abstrakteste Philosophie, sondern sie bestimmen fast noch mehr ihr alltägliches Leben, und sie reguliren ihren ganzen Lebenslauf im Sinne einer geschlossenen Reihe von religiösen Pflichten. Schon die vier Weden[1]), welche man »die Bibel der Hindus« nennen könnte, sind jeder aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt, von denen die *Samhitas* (Sammlungen von Hymnen und Gebeten in Versen) und die *Brâhmanas* (ritualistische Vorschriften mit Erklärungen durch Geschichten und Legenden in Prosa), die lithurgische und rituelle Seite des Brahmanenthums betreffen; die den *Brâhmanas* angefügten *Upanishads* aber enthalten dessen innerliche, philosophische und geistige Seite.

[1]) Das Wort kommt von dem Stamme *Wid*, wie unser »Wissen« und bezeichnet »die (göttliche) Weisheit«. Die Weden werden auch als *Shruti*, das heisst »Offenbarung«, bezeichnet. Zu einer vollständigen religiösen Handlung gehörten vier verschiedene Priester. Für drei derselben waren die drei ersten Weden bestimmt, 1. der *Rig-Weda* für den Hotar, der die Verse *(ric)* zu recitiren hatte, 2. Der *Sâma-Weda* für den Udgâtar, der die Darbringung des Soma-Trankes mit seinem Gesange (*Sâman)* begleitete und 3. der *Yadjur-Weda* für den Adhwaryu, der die Opfersprüche *(yadjus)* während der heiligen Handlung sprach. Ausserdem hatte noch ein Brahmane das Ganze zu leiten; aber mit ihm hat eigentlich der 4. *Atharva-Weda* nichts zu thun. Dieser enthält nur später hinzugekommene Formeln. (Vergl. hierzu Paul Deussen »Das System des Vedanta, Leipzig, Brockhaus, 1883, S. 5.)

Die religiösen Formen und Uebungen der Brahmanen bestehen ähnlich dem israelitischen Kultus, hauptsächlich in Gebeten oder Hymnen (Psalmen) und in Opfern. Letztere sind heutzutage bei den geistig lebenden Brahmanen nur sinnbildlich aufgefasst; doch bei dem Volke sind noch die Thieropfer im Gebrauche nnd stehen wie oben schon erwähnt, besonders bei dem Kali-Kultus, mit dem Bedürfnisse des Fleischgenusses in Verbindung. Uebrigens liegt ja dem christlichen Kultus auch noch der Gedanke eines Opfers zu Grunde. Ist doch nach der orthodoxen Anschauung das am Kreuz vergossene Blut des Christus Jesus nur ein Opfer, welches — ebenso wie die Schlachtopfer der Juden, der Mohammedaner und der Indo-Arier — zur Versöhnung des vermeintlichen Zornes der Gottheit stellvertretend für das Blut der christlichen Sünder dargebracht ist.

Auf Einzelheiten des brahmanischen Kultus kann hier nicht wohl eingegangen werden. Aber wenigstens eins der Gebete sollte hier doch angeführt sein. Dies ist die am meisten und am allgemeinsten verwendete *Gayatrí* (nach dem Rig-Weda III, 62, 10):

Lasst uns sinnen über die erhabene Herrlichkeit der Gottheit!
Möge sie unsere Erkenntniss erleuchten!

Aber die Weden sind nicht die einzigen »heiligen Schriften« *(Shástras)* der Brahmanen, die ihr religiöses Leben bestimmen. [1]) An die schon erwähnten Theile der vier Weden schliessen sich in der dazu gehörigen Litteratur die *Sútras* an, welche zum Theil eine Ergänzung der *Bráhmanas* sind, aber auch über diese hinausgehen, so besonders die *Dharma-Sútras,* aus denen die späteren Gesetzbücher der Hindus entstanden sind. Unter diesen ist das, welches den Namen des Manu als seines Urhebers trägt, das wichtigste. Auch diese Vorschriften müssen hier mit herangezogen werden, ehe wir auf die *Upanishads* und die Philosophie der Brahmanen eingehen.

[1]) Die Brahmanen halten ihre »heiligen Schriften« ebenso gut für göttliche Offenbarung wie die Christen. Jene Schriften *(Shástras)* sind auch nicht die Offenbarung eines einzelnen Propheten wie der Qurán Mohammeds, sondern sowie die jüdisch-christliche Bibel eine lange Reihe von verschiedenen Büchern, deren Entstehungszeit sich über Jahrtausende hinerstreckte. Die Anschauung der Hindus von der Art der göttlichen Erleuchtung der Verfasser dieser Schriften *(Rischi)* ist dieselbe wie unser Begriff von »Offenbarung«, nur noch geistiger und nicht so sinnenfällig aufgefasst. Auch sind die Hindus logischer als unsere Theologen; denn sie schliessen nicht die gleiche Möglichkeit solcher Erleuchtung für die Gegenwart aus. Warum sollte denn der göttliche Geist nicht heute noch ebenso wirksam sein wie vormals? Stirbt das Göttliche doch nicht, und die Evolution der Menschheit ist auch nicht zurückgegangen, sondern fortgeschritten.

Am wichtigsten für den Brahmanen sind die ihm im Manu[1]) vorgeschriebenen vier Lebensstellungen (*Ashrama*) 1. als Brahmanschüler, 2. als Hanshalter, 3. als Waldeinsiedler und 4. als Heimathloser. Bis zum siebenten Jahre ist der Brahmanenknabe seiner Freiheit überlassen. Dann wird er in feierlicher Einweihung[2]) in das Leben eines Brahmanen eingeführt nnd beginnt zn lernen.

1. Brahmanschüler (*Brahmatschárin*[3]) kann er danach 36 Jahre lang bleiben oder kürzere Zeit je nach seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen, so lange er will. Besonders hat er jetzt die Weden zu studiren, aber er wird während dieses Jünglingsalters auch schon theoretisch auf seine späteren Lebensperioden und auf die mit ihnen verknüpfte Verantwortung vorbereitet. Mit dem 16. Lebensjahre wird an ihm eine weitere Einweihnng[4]) vollzogen; und wenn er aus seiner Lehre heimkehrt, wird ein grosses Familienfest gefeiert, er wird mit Blumen geschmückt, erhält eine Knh als Geschenk nnd andere Gaben. Dann hat er ein Weib von gleichem Stande zu heirathen und beginnt seine zweite Lebensperiode als

2. Hanshalter (*Grihastha*[5]). Familiengründnng, Wirthschaftsführung und Erfüllnng aller weltlichen und religiösen Aufgaben sind die Pflichten, die ihm während dieses Mannesalters obliegen. Unter diesen Pflichten werden besonders fünf hervorgehoben: 1. die gegen die alten Weisen, die Urheber der Weden (*Rischis*), zu erfüllen durch Studium und Lehre dieser heiligen Schriften, 2. die gegen die Ahnen (*Pitris*) durch Feiern ihres Andenkens, 3. die gegen die göttlichen Mächte (*Dewas*) durch Opferspenden, 4. die gegen die Geister (*Bhútas*) und Thiere durch Spenden von Nahrung nnd 5. die gegen die Menschen durch Gastfreundschaft. Aber dazu kommt noch sehr vieles Andere. Für dieses Lebensalter, welches ja das wichtigste ist, sind die Vorschriften am ausführlichsten. Es wird auch gebührend hervorgehoben, dass es die Pflicht des Haushalters ist, die in den drei andern Lebensaltern Stehenden zu nnterhalten, und dass er ihnen in sofern überlegen ist[6]).

3. Waldeinsiedler (*Vánaprastha*[7]). Wenn der Hausvater

[1]) Zusammengestellt im Manu III 77—78 und VI 87—93.

[2]) *Upanayana*, die Einkleidung mit der heiligen dreimal dreifältigen Schnur mit einem besonders geschlungenen Knoten (*brahma-granthi*). Erst nach dieser Einweihung wird der Knabe als Brahmane und als »Wiedergeborener« betrachtet; erst von ihr an darf er Gebete, Opfer und sonstige heilige Handlungen verrichten, auch erst dann wedische Texte aussprechen.

[3]) Mann II, 70 bis III 1.

[4]) *Sâvitrí*, Manu II 38. [5]) Manu III 2 bis V 169.

[6]) Manu, VI 87 bis 97. [7]) Manu, VI 1 bis 32.

seine Züge einfallen und sein Haar grau werden sieht, und wenn ihm ein Enkel, der Sohn seines Sohnes, geboren wird, dann soll er sich in den Wald zurückziehen, dort von einfachster natürlicher Nahrnng leben nnd sich ganz den geistlichen Stndien und Uebnngen widmen, seinen Sinn ganz auf das Göttliche richten. Während in der ersten Periode das religiöse Gemüth und die philosophische Erkenntniss ausgebildet wnrde, galt es in der zweiten sich im praktischen Leben zu bethätigen nnd zu bewähren. Hierbei hatte er sich mehr der Förderung seiner Umgebung nnd seinen Pflichten gegen andere Wesen zu widmen; jetzt hat er sein eigenes Heil ins Ange zu fassen und der geistigen und göttlichen Seite seiner Natnr zu leben. — Seine Frau kann bei ihm bleiben, wenn sie will. Familie nnd Hausweseu überlassen sie dem ältesten Sohne; aber nicht immer ziehen sie in den Wald, wenigstens hentzntage bleiben sie meistens daheim, wie wir sagen würden, anf dem Altentheil.

4. Heimathloser Asket (*Bhikshu*[1]), der die Welt anfgegeben (*Sannyâsin*) und der alle seine Leidenschaften nnterdrückt hat (*Yati*[2]). Wenn solcher Brahmane insbesondere seine drei Hauptpflichten (gegen die Gottheit, die Väter und die alten Weisen) zur Genüge erfüllt hat, dann soll er sich schliesslich ganz von allen menschlichen Interessen lösen nnd ganz seiner endlichen Erlösung leben. — Solange seine Fran noch lebt, findet sie selbstverständlich in dem Haushalt ihres Sohnes liebevollste Aufnahme; niemand kann zärtlicher an seiner Mutter hängen als ein Hindn, zumal ein Brahmane. Der Sannyâsin aber ist dann völlig frei, ohne Besitz nnd ohne eigene Stätte, »wo er sein Haupt hinlege.« Von Ort zu Ort mag er hinwandern, wo er will; und überall wird er als Segenspender, als ein »Heiliger« anfgenommen und gepflegt werden.

Wenn ein Brahmane, ja auch heutzntage irgend ein anderer Hindu, schon als Jüngling das Gelübde der Keuschheit ablegen will, so kann er dadurch vom Bramatschârin gleich zum Sannyâsin übergehen. Dann entzieht er sich dem Eheleben, sollte aber streng das Coelibat einhalten. Von diesem Rechte, sich den Pflichten des Grihasta gänzlich zu entziehen, wird in Indien in sehr weitem Maasse Gebrauch gemacht. Von den sehr vielen Tausenden solcher Asketen, die man überall in Indien sieht, schien mir aber die sehr viel grössere Mehrzahl noch so jung zn sein, dass sie wohl niemals Haushalter gewesen, am wenigsten Grossväter sein konnten. Nach indischen

[1]) Manu, VI 33 bis 86. *Bhikshu* ist etwa unser »Bettelmönch.«

[2]) *Yati* werden solche Asketen hauptsächlich genannt, wenn sie in Klöstern (Mathas) vereinigt leben, sonst allgemein nur *Sâdhu* oder *Jogî*.

Begriffen führen sie ein angenehmes, sorgenfreies Dasein; und dass sie ihre Gelübde immer halten, wird vielfach bezweifelt. Dagegen ist es sicher, dass es Einem, der Hausvater war, mit seinem geistigen Leben ernst sein muss, wenn er um dessen willen sein behagliches Familienleben aufgiebt, sich erst in die Einsamkeit zurückzieht und als Greis dann heimathlos von Ort zu Ort wandert.

Soweit die äussere Gestaltung des esoterisch-religiösen Lebens der Hindus und besonders der Brahmanen. Ihre Philosophie, die geistige Grundlage des Brahmanenthums, findet sich zuerst in den Upanischaden ausgeprägt. Theils auf dieser Grundlage, theils selbständig, haben sich unter den Hindus sehr verschiedene philosophische Systeme gebildet, ähnlich so wie bei den alten Griechen und wie bei uns Deutschen. Nur sechs von diesen Systemen haben aber weitere Anerkennung erlangt und gelten heutzutage noch als klassisch. Auf ihr Wesen und ihre Unterscheidung können wir hier wiederum nicht näher eingehen; nur die Namen mögen hier beiläufig genannt werden. Sie sind: 1. das *Sânkhya* des Kapila, eine wissenschaftliche Welt- und Selbstbetrachtung, 2. der *Yoga* des Patañdjali, ein theistisches System mystischer Praxis, 3. der *Nyaya* des Gotama, eine Weltbetrachtung auf Grundlage der Logik, 4. das *Waisheschika* des Kanâda, eine naturwissenschaftliche Klassizierung alles Daseins unter sechs Kategorien, 5. die *Karma-mimânsâ* des Djaimini, ein System des Werkdienstes, welches die Wirkungen des menschlichen Thuns und Denkens untersucht, und endlich 6. der *Wedânta*, dessen Hauptvertreter Bâdarâyana und Shankarâtschârya sind; die letztgenannte Philosophie ist eine systematische Ausgestaltung der in den Upanischaden enthaltenen Ideen und Lehren. Man kann sie wohl am besten als einen »individualistischen Monismus« bezeichnen.

Von diesen sechs Systemen überragt das letzte, der Wedânta, alle anderen ganz unendlich an Bedeutung. Dennoch müssen wir auf eine Darstellung dessellben hier verzichten, weil dies viel zu weit führen würde und weil dies auch nur eins jener Systeme ist, die uns aus langer Vergangenheit überliefert sind. Ueberdies bedarf es solcher Ausführungen kaum, weil gerade für dieses Wedânta-System das vortreffliche Werk von Paul Deussen[1]) vorliegt.

Es scheint mir wichtiger und werthvoller, hier diejenigen philosophischen Ueberzeugungen und Lebensanschauungen wiederzugeben, welche ich heutzutage bei den best entwickelten Brahmanen

[1]) Dr. Paul Deussen, Professor in Kiel: »Das System des Vedanta«, Leipzig (F. A. Brockhaus) 1883.

herrschend fand, Zwar beruhen deren Ansichten der Hauptsache nach auf dem Wedânta-System; sie verarbeiten jedoch auch die Ergebnisse der heutigen Wissenschaft in ihrer Weltanschauung. So könnte man diese wohl als die moderne Form des Wedânta-Systems bezeichnen; denn fast nur die Ausdrucksform ist gegenwärtig eine andere, der Geist und der Gedankenbau dieses Systems sind ganz die alten. Für uns sollte dies den Vorzug leichterer Verständlichkeit haben, Um der möglichsten Kürze willen fasse ich die Grundgedanken des Systems in seinen Hauptpunkten zusammen.[1])

1. **Wesens-Einheit alles Daseins** (*Ekam ewâdwitiyam:* Eins ohne ein Zweites). Unser Weltall (*Djagat*) ist ein grosses Ganze. Dessen Wesen ist das eine Selbst (*âtmâ*) alles Daseins, die Gottheit, das *Brahman* (nicht zu verwechseln mit dem Schöpfer *Brahmâ*, der ein Maskulinum ist und nur eine spätere Personifikation des all-einen Brahman).

Wesen und Erscheinung sind dasselbe, insofern jedes Dasein die Erscheinung eines Wesens ist; was aber das Wesen selbst, das »Ding an sich« ist, kann nicht daraus erkannt werden, wie es als Objekt »erscheint« und wahrgenommen wird, sondern nur indem das Wesen selbst sich als Subjekt empfindet. Dieses Subjekt oder »Selbst« (*âtmâ*) des Weltdaseins ist in seiner Selbst-Empfindung (*djñâna*, Weisheit) absolute Wirklichkeit (*sat*). Seine Erscheinung aber, also alles Dasein als Objekt, ist nicht dies Selbst (*anâtma*), ist Unweisheit und irrthümliche Vorstellung (*adjñâna*) und nicht die absolute Wirklichkeit (*asat*).

Diese Gegensätze der Begriffe Wesen und Erscheinung, Wahrheit und Irrthum, Wirklichkeit und Unwirklichkeit werden gegenwärtig immer weniger als einander unbedingt ausschliessend, dualistisch, dagegen immer mehr relativ und monistisch aufgefasst. Wie auch bei

---

[1]) Schon vor sieben Jahren, 1891, habe ich versucht, diese Weltanschauung der Brahmanen, soweit sie mir zugänglich geworden war, darzustellen; und es scheint mir, dass ich die Hauptpunkte recht getroffen hatte. Nur sind meine damaligen Ausführungen mehr in modern-wisssenschaftliche und deutsch-philosophische Ausdrucksformen gekleidet, als der Hindu sie aus seiner eigenen Natur heraus wählen würde. Auch waren die von mir gewählten Sinnbilder und plastischen Veranschaulichungen mehr dem Vorstellungskreise unserer älteren deutschen Mystiker entnommen und daher unindisch. Wen das stört, der kann dies Beiwerk leicht unbeachtet lassen. Freilich aber ist die Darstellung sehr kurz und komprimirt, und daher nicht für jeden leicht verständlich. (Hübbe-Schleiden »Das Dasein als Lust, Leid und Liebe. Die alt-indische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung. Ein Beitrag zum Darwinismus. Viertes Tausend. Mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen«, Berlin und Braunschweig, 1891, C. A. Schwetschke & Sohn.)

uns im Westen, siegt bei den Brahmanen der Monismus (*adwaita*) die Erkenntnis der Wesens-Einheit alles Daseins und der Identität von Wesen und Erscheinungsform. Alles Dasein ist subjektiv empfunden (mehr oder weniger) Bewusstsein (*Puruscha*), objektiv betrachtet, dem entsprechende Kraft (*Prakriti*), oder was dasselbe sagt, Substanz, denn sogar alles, was wir Stoff oder Materie nennen, ist, wie Kant schon treffend sagte, »raumfüllende Kraft«. Die relative Verschiedenheit der Bewusstseinsstufen, die sich in den sehr verschiedenen Erscheinungsformen von den kleinsten Einheiten bis zu der grössten, unserm Weltall, darstellen, ist aber den Brahmanen um so leichter verständlich, weil ihnen mehr verschiedene Bewusstseinsstufen, als uns, schon bekannt sind. Jedes Wesen hat das seinem Kraftbereiche, also seiner Erscheinung oder Darstellungsform entsprechende Bewusstsein, ebenso wie das Bewusstsein des All-Wesens alles Welt-Dasein umfasst. Somit erscheint dies letzte all-umfassende »Selbst«-Bewusstsein von dem jedes Einzelwesens, und auch die der letzteren von einander, nur relativ verschieden. Im Vergleich zu jener letzten Wahrheit, Weisheit oder Wirklichkeit des all-einen Gottesbewusstseins sind die Bewusstseine aller Einzelwesen selbstverständlich mehr oder weniger Irrthum und Unwirklichkeit; aber keins davon ist absolute Täuschung.

Damit fällt jetzt für die indische Weltanschauung auch der ihr so oft gemachte Vorwurf weg, den man als »Akosmismus« ausdrückt, d. h. als die Ansicht, dass alles Dasein überhaupt, die ganze Welt, nur Täuschung sei. Das ist heute wenigstens nicht mehr der Begriff von *Mâyâ*. Damit wird vielmehr jetzt nur die relative Wirklichkeit bezeichnet, — relativ, insofern es eben sehr verschiedene Bewusstseinsstufen giebt. Was auf der einen Wirklichkeit ist, erscheint auf der anderen als unwirklich. Im Traume ist für uns die Anschauungswelt des wachen Zustandes verschwunden, und im Wachen halten wir unsere Traumwelt für unwirklich. Die Ameise hat in ihrem Bewusstsein ganz andere Begriffe von Wirklichkeit und Weltdasein als wir. In fast unendlich viel grösserem Maasse ist natürlich das all-umfassende Gottes-Bewusstsein dem unsrigen überlegen, als dieses dem der Ameise; jedes kleinere und niedrere Bewusstsein ist Täuschung und Irrthum, Unvollständigkeit und Unvollkommenheit, im Lichte des grösseren, höheren betrachtet. Ferner behauptet aber der Brahmane, dass jede höhere Bewusstseinsstufe zugleich eine mehr innerliche, geistigere sei.

Hier ist noch auf einen anderen Gesichtspunkt der Wesens-Identität hinzuweisen. Dieses ist die Einheit oder Gleichheit (Einerleiheit) des abstrakten Seins (*nirguna brahaman*) und des Wesens

alles konkreten Daseins (*saguna brahman*). Dies aber bedarf einer etwas weiteren Ansführnng.

Dass alles Dasein in Entwickelung begriffen ist, haben die alten Indo-Arier schon ein paar Jahrtansende vor Darwin gewnsst. Sie zogen aber daraus auch sehr weitgehende Konsequenzen und vervollständigen diese nach Bedürfniss und nach Möglichkeit.

Da das Dasein sich entwickelt, so muss es einen Anfang und ein Ende haben. Jedes Weltall ist nur eines von einer unendlichen Anzahl. Wie die Zahl der Welten neben einander unendlich im nnendlichen Raume ist, so ist auch ihre anfeinanderfolgende Anzahl nnendlich in der unendlichen Zeit. Anf jedes Dasein eines Weltalls folgt eine Zeit der Ruhe, aber dann entsteht ein nenes Weltall, das auch wieder sich entwickelt nnd wieder vergeht; nnd wieder folgt die Zeit der Ruhe und ein nenes Weltall und so fort in alle Ewigkeit.

Was den Brahmanen schon in alter Zeit zn dieser Erkenntniss verholfen hat, das ist Analogie. Weil alles Dasein in der Welt einer Periodicität nnterworfen ist, so folgern sie mit Recht, dass es die grösste Daseinsform, das Weltall selbst, auch sein wird. Daher gebranchten sie von jeher auch für das Entstehen und Vergehen einer Welt die anschanlichsten Gleichnisse des alltäglichen Lebens. Es ist wie das Aus- und Einathmen des Brahman, sagen sie; oder das Weltall-Dasein ist der Tag des Brahman, und die Rnhepause nachher ist seine Nacht.

Dabei bleibt aber das Wesen alles Daseins, das abstrakte Sein, ewig und unwandelbar dasselbe. Das Brahman ist *nirguna*, das heisst »eigenschaftslos«; es ist nur, aber ist nicht da, während der Weltnacht; *saguna*, mit Eigenschaften, ist es als das Wesen des Alldaseins während des Welttages.

Dass etwa schon vor dem Weltdasein eine göttliche Person vorhanden gewesen sein könne, welche dann die Welt geschaffen habe, dass ist eine kindliche Widersinnigkeit, auf die der Indo-Arier nie verfallen ist. Ebenso wenig hat er sich ja eingebildet, dass Etwas aus Nichts geschaffen oder dass etwas ohne die znreichende Ursache entstehen könne, wie ja denn das Kausalitätsbedürfniss der Brahmanen überhaupt viel stärker ist als das der Europäer, wofür die gleich weiter darzustellenden uralten Grundzüge ihrer Weltanschauung der beste Beweis sind. *Nāwastuno wastusiddhih*, das ist: »ans Nichts wird Nichts«, das war einer der ersten Grundsätze aller Hindu-Philosophen.

Das absolnte Sein (*nirguna brahman*) ist daher durchaus nicht als »Nichts« aufzufassen; es ist nnr das Nicht-Dasein. Das Brahman

tritt periodenweise n i c h t ins Dasein. »Schöpfung« oder Weltdasein ist aber nur die Selbst-Darstellung dieses absoluten Seins, des E w i g e n.

An Namen und Bezeichnungen für dieses Wesen aller Dinge fehlt es nicht; der älteste ist wohl das »Selbst«, der *Âtmán*. Weil aber dieses Wesen als das absolute Sein eigenschaftslos ist, so ist auch der allgemeinste Ausdruck für dasselbe von seiner D a s e i n s-Periode abgeleitet. *Brahman*, von dem Stamme *brih*, drückt den Begriff des Wachsens, des Sichausdehnens, des Raumerfüllens aus.

2 **Evolution und Involution.** In mehrfacher Hinsicht ging die brahmanische Erkenntniss der Entwickelungsvorgänge schon früh weit über diejenige Stufe hinaus, zu der wir hier in Europa erst in diesen letzten Jahrzehnten vorgedrungen sind. E i n solcher Punkt ist der, dass man bei uns sich meistens die Entwickelung wie in einer geraden Fortschritts-Linie vorstellt. Das kann ja nicht sein, da alles Dasein, jede Form, die sich entwickelt, Anfang und Ende haben muss. Daher nahmen die Brahmanen auch stets eine c y k l i s c h e Entwicklung an, also P e r i o d e n, die gleichsam einen K r e i s l a u f darstellen. Da nun aber jede Periode wieder aus kleineren Abschnitten zusammengesetzt ist, und selbst wieder einen Abschnitt einer grösseren Periode bildet, so haben wir eine Kreisbewegung, die sich aus kleineren Kreisläufen zusammen setzt. Dadurch wird, indem die grössere Kreisbewegung fortschreitet, aus den kleineren Kreisen eine Spirale, ähnlich so wie wir es bei der Mondbahn, von der Sonne aus betrachtet, finden.

Doch sehen wir hier von dieser Komplikation ab; nehmen wir den g a n z e n K r e i s l a u f eines Weltdaseins! Die E i n h e i t des ausdehnungslosen Punktes ohne Eigenschaften (das *nirguna brahman)* gestaltet sich (als *saguna brahman*) durch Differenciation, Vervielfältigung und Zersplitterung der Kraftbereiche nach und nach zu der unendlichen V i e l h e i t von Einzelwesen aus, wie wir sie jetzt in unserer massiven Welt wahrnehmen.[1]) Durch fast unendlich viele Abstufungen der verschiedenen Einzelwesen, von Milchstrassen-Ringen, durch Sonnensysteme, Planeten, Lebewesen u. s. w. bis hinunter zu den kleinsten

[1]) Also, wohl verstanden! Nicht das Brahman als solches vervielfältigt sich, sondern nur die Formbildung. Nur in der Gestaltung überhaupt besteht das Dasein. Dessen Wesen aber, jenes »Selbst« in allen Daseinsformen, bleibt nur das all-eine. — Annähernd versinnbildlicht dieses das Gleichniss (nicht Analogon) des F e u e r s. Ueberall an jedem brennenden Stoffe zeigt sich diese Krafterscheinung. Auch der kleinste Funke ist ganz Feuer; und die vielen umhersprühenden Funken unterscheiden sich von einander nur durch Art und Masse des brennenden Stoffes, nicht durch die Art ihres Wesens, des Feuers. Auch würde schon ein einziger Funke genügen können, um einen Weltbrand zu entzünden. Nicht mit Unrecht hat man daher schon im Deutschen immer für den Menschengeist die bildliche Bezeichnung »G o t t e s f u n k e« angewendet.

Molekülen und Atomen, von denen auch jedes ein Kraftzentrum für sich bildet, sehen wir Einzelwesen, Individuen, die sich von einander durch die ihnen eigenen Kraftbereiche unterscheiden.

Die Annahme, dass jedem Einzelwesen auch ein seinem Kraft bereiche entsprechendes Bewusstsein inne wohne, liegt nicht fern, und ist sowohl in unserer neueren Philosophie, wie auch von unserer Naturwissenschaft schon mehrfach ausgesprochen worden.[1] Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um menschliches Bewusstsein oder auch um Theile desselben, sondern nur um die den anderen Kraftbereichen entsprechenden, analogen Wahrnehmungs-Möglichkeiten. Daher wird man eher von Unterbewusstsein oder gar Unbewusstsein (doch nicht absoluter Negation von Bewusstseinsmöglichkeit überhaupt) und andererseits auch von Ueberbewusstsein reden.

Um beispielsweise zu veranschaulichen, was mit letzterem Begriff gemeint sein könnte, brauchen wir nur eine Analogie zu betrachten, wie die zwischen unserem Bewusstsein und den Zellen unseres Gehirnes einerseits und andererseits dem Einzelwesen unseres Planeten und der Menschheit. Diese kann man vergleichweise das Gehirn unseres Planeten nennen, und der Einzelmensch ist gleichsam eine Zelle dieses Planetengehirns. Man wird nun sagen, die Menschheit habe kein einheitliches Bewusstsein, ihre Einheit sei nur ideell vorhanden. — Ist das wirklich so?

Die Brahmanen bestreiten dieses aufs entschiedenste. Sie behaupten, stets das Gegentheil empirisch nachweisen zu können. Mir scheint dies um so eher auch thatsächlich annehmbar, als man sich diese Möglichkeit sehr leicht vorstellen kann. Ich meine so:

Wenn sich ein Mensch seines Selbst bewusst ist, was funktionirt dann in dem Augenblicke in seinem Gehirn? Wie unsere Wissenschaft unzweifelhaft nachgewiesen hat, ist es die graue Gehirnrinde, in der unser Bewusstsein lokalisirt ist. Eine oder einige der Gehirnzellen dieser Rinde befinden sich doch jedenfalls immer im Mittelpunkte solches menschlichen Ich-Bewusstseins. Höchst wahrscheinlich wechseln diese Zellen mehr oder weniger oft. Zu jeder Zeit aber ist es doch immer mindestens irgend eine dieser Zellen, die in sich das menschliche Selbst wahrnimmt. — Dem analog ist nun die Behauptung der Brahmanen die, dass sich in einzelnen, besonders hoch in geistiger Entwickelung fortgeschrittenen Menschen[2]) das

---

[1]) So redet auch Häckel von »Zellenseelen«.

[2]) Bis zum Ende der Menschheits-Entwickelung sollten alle Menschen bis zu diesem Ziele fortgeschritten sein.

Bewusstsein der gesammteu Menschheit ebenso verwirkliche und damit gleichzeitig ein Selbstbewusstsein, das dem gauzen Kraftbereich unseres Planeten (*Shaktis, Siddhis)* entspräche. Warum sollte das auch nicht so sein?

Nun ist aber das Weltdasein ein Kreislanf. Wie die Ansgestaltung eines Weltalls vor sich ging, so geschieht die Rückbildung, die Rückkehr in das Nicht-Dasein auf umgekehrten Wege. Der Evolution folgt eine Involution.

Wie das reine Sonnenlicht sich in die Regenbogenfarben bricht nnd schliesslich sich eine unendliche Vielfältigkeit von Färbungen und von Schattirungen auf den verschiedenen Gegenständen zeigt, nnd wie bei der langsam hereinbrechenden Nacht die Farben-Unterschiede mehr nnd mehr verschwinden, so dass nnr noch die Hauptfarben zu erkennen sind, bis schliesslich auch sich nur noch Helleres und Dunkleres unterscheidet und dann vollends Alles in der Finsterniss der Nacht verschwindet, so auch das Weltdasein. In der Evolntions-Periode wächst mit der Zertheilung der Bewusstseins- und der Kraftbereiche die Anzahl der Einzelwesen, die anf gleicher Stnfe stehen, in dem Maasse, wie ihre Bereiche sich verengern. In der Involutions-Peride findet dieser Vorgang in der umgekehrten Richtung statt.

Ueber all dieses liesse sich eine Fülle von Einzelheiten anführen. Um aber kurz zu sein, mag dieser Punkt hier mit noch zwei Bemerkungen geschlossen werden.

Brahmá, die männliche Personifikation der Individualität des Weltalls, ist (im Unterschiede von dem Neutrum *Brahman*) analog für nnser Weltall das, was die Gehirnzelle für unser Selbst-Bewnsstsein oder der Gottmensch für das Bewusstsein der Menscheit nnd für das »Selbst« unsres Planeten ist. Nur muss man selbstverständlich solche Analogie nicht wörtlich und mechanisch nehmeu, um so weniger, da all diese Verhälltuisse ja doch unser Vorstellnngsvermögen weit übersteigen. Nur ist zu erwähnen, dass ja jenes grösste Selbst-Bewusstsein nnseres Weltalls, das zuerst auftauchende ist und bis ganz zuletzt besteht.

Wichtiger ist hier wohl noch der Gedanke, dass der Grundzug der gesammten Weltentwickelung, der Evolution so gut wie der Involution, das Selbstopfer ist[1]). Bei der Evolution, bringt das Bewusstsein oder der Geist (*Puruscha*) das Opfer sich immer mehr zu verstofflichen und zu zertheilen. Bei der Involution dagegen

[1]) Vergl. hierzu auch im *Rig-Weda* X, 90.

bringen die Einzelwesen, das Opfer ihrer Individualität oder Stofflichkeit dem grösseren Ganzen, in das sie sich auflösen. Je niedriger die Entwickelnngstufe, desto mehr gezwungen, desto unfreier und unbewnsster wirkt dieses Naturgesetz. Es sei hier beispielsweise nur erwähnt, dass die niedren Naturreiche den höheren als Nahrung dienen. Auch unter den Menschen wird das Sicheinfügen in das grössere Ganze um so peinlicher empfunden und geschieht um so unwilliger, je niedriger noch die Knlturstufe. Je mehr aber der Geist sich geltend macht, je weniger der Mensch sich an die Stofflichkeit seiner Person gebunden fühlt, je weiter der Gesichtskreis seines Bewusstseins und je grösser der Bereich seiner Ideen und Interessen, je höher seine Ideale nnd je reicher seine Liebe, desto ausschliesslicher wird sein Streben darauf gerichtet sein, sich selbst, seine Persönlichkeit, für das grosse Ganze hinzugeben, diesem selbstlos zu dienen und das Materielle für das Geistige zu opfern.

Von dem Standpunkte des Geistes ist anch solches Selbstopfer, so schmerzlich es vom materiellen Standpunkt aus erscheinen mag, nur Lnst. Im Sinne solcher Vergeistigung ist »Geben wirklich seliger als Nehmen«. Was von aussen und von unten noch als Leid erscheint, das wird von innen und von oben als Frende empfunden. Solche höchste Lust der Liebe wird vor allen ein Gottmensch geniessen, der schon das Bewusstsein des grösseren Ganzen in sich selbst verwirklich hat, wenn er für dieses mit der vollsten Selbsthingabe wirkt. — Beiläufig mnss ich hier bemerken, dass ich das Sinnbild des Selbstopfers, wie es in den epischen Erzählungen der Evangelien vom gekreuzigten Gottesmenschen dargestellt ist, niemals habe in so glühender Begeisterung preisen hören wie von einigen der höchst entwickelten Brahmanen, die ich kennen lernte.

3. **Das Einzelwesen,** die Individnalität. Der Brahmane hat dafür den Ausdrnck *Djíwa*, das Leben, oder *Djíwâtma*, das lebende Selbst. Man könnte dafür auch wohl »Seele« sagen, wenn nicht dieses Wort soviel missbrancht würde; dies wird auch besser zur Bezeichnung von nur einem Theile oder einer Seite des menschlichen Wesens verwendet.

Da das Wesen alles Daseins überhaupt das Wesen des all-einen ewigen Seins ist, so ist auch des Menschen innerstes, abstraktes Wesen nur dies »Gotteswesen«; und das Ziel des Kreislaufs seiner Daseins-Periode ist natürlich, dieses Gotteswesen oder Gottbewusstsein vollständig in sich zu verwirklichen. Dann hört sein Menschsein, sein Sonderdasein auf; seine Entwickelung ist vollendet.

Wann nnd wie dieser Entwickelungsprozess durchzuführen ist, etwa beschleunigt werden kann, sowie auch die sich hieran anknüpfenden

Fragen sind erst hier am Schlusse dieser Darstellung zu erörtern. Zunächst handelt es sich darum, das menschliche Einzelwesen seiner ganzen Natur nach zu verstehen, und auch sein Verhältniss zum Allwesen zu erfassen.

Wie nun alles Dasein überhaupt nur Ausgestaltung des all-einen »Gotteswesens« ist, so gilt dies selbstverständlich auch vom Menschendasein. Trotzdem ist natürlich nicht das Menschenwesen als solches das Gotteswesen.[1]) Da jedoch der Mensch schon eine hohe Stufe der Entwickelung unter den Lebewesen erreicht hat, so hat er sogar die Möglichkeit oder die potentielle, keimartige Anlage in sich, sein Dasein als Theil des Ganzen aufzugeben und mit seinem Bewusstsein in dasjenige des Ganzen überzugehen und damit zugleich in dessen Kraftbereich.

Der Mensch, der Mikrokosmos (*djiwátma*), ist in sofern ein Abbild des Makrokosmos (*paramátma*), als er in seinem Wesen alle Kräfte der niederen Entwickelungsstufen, die er schon durchlaufen hat, vereinigt. Dies klassifizirt der Brahmane in verschiedener Weise, was ja auch bei uns geschieht; aber er verbindet mit den Angaben dabei klarere Begriffe als wir Europäer, weil er sich des Vorhandenseins von Stoffen bewusst ist, die mit unsern Sinnen nicht wahrnehmbar sind, viel feiner noch als der von uns vermuthete Aether, und weil er auch menschliche »Körper« oder »Gestaltungen« kennt, die nicht von Fleisch und Blut sind. Um die später folgenden Ausführungen verständlich zu machen, müssen wir hierauf etwas näher eingehen.

Der Brahmane unterscheidet im Menschenwesen (ähnlich sowie unsere Theologen) drei verschiedene Stufen. Solche nennt er ein *Shárira*, das heisst das »Vergängliche«; und er gebraucht dies Wort ganz so, wie wir das Wort »Körper«. Eine andere Bezeichnung hierfür ist auch (der) *Upádhi*, das heist das Unwesentliche, was wir in unserer Wirklichkeits-Vorstellung dem Wesentlichen (*átman*) »beilegen«. All diesen Ausdrücken liegt der gemeinsame Gedanke zu Grunde, dass es die Gestaltung ist, die alles Dasein ausmacht und bedingt, im Gegensatz zum absoluten und eben deshalb gestalt-

[1]) Der Brahmane liebt die Ausdrucksweise, dass das Menschenwesen anfangslos sei; ebenso kann man ihn ferner sagen hören, dass das Dasein mit all seiner Unbewusstheit (dem *Adjñána)* und all seinem bunten Wechsel (dem *Sansara*) ewig sei. Beides ist natürlich nur so zu verstehen, dass das sich in allem Dasein darstellende Wesen ewig ist und dass es, wenn auch zahllose Wesen und Weltalle ihre Daseinsperiode vollenden, doch stets wieder neue Wesen, neue Weltalle in unendlicher Anzahl geben wird. Es ist also das Wesen und in gewissem Sinne auch das Dasein ewig, nicht aber das Dasein dieses oder jenes Einzelwesens.

losen Sein. Für diese Unterschiede der drei Stufen können wir am besten wohl den Ausdruck »Körpergestalt« setzen.

Ausserdem hat der Brahmane auch noch eine Fünftheilung des Menschenwesens in *Kóshas*, welches Wort wir gut mit »Hüllen« übersetzen können. Beiden Klassifikationen liegt die Erkenntniss zu Grunde, dass sich im Menschen (vollständiger als in anderen Einzelwesen) das »Selbst« ausgestaltet und sich gleichsam in verschiedenen gröberen oder feineren Körper-Hüllen darstellt.

Man könnte glauben, diese beiden verschiedenen Eintheilungen des Menschenwesens seien ganz beliebig und willkürlich, und man könne auch die eine für die andere setzen. Das ist aber nicht der Fall. Die Körpergestalten (*Shārīras*) bezeichnen die verschiedenen Anschauungsstufen für das menschliche Bewusstsein, die Hüllen (*kóshas*) aber die verschiedenen Abstufungen der Stoffbildung. Auf jeder der verschiedenen Bewusstseinsstufen, auf denen das »Selbst« funktionirt, prägt dieses sich in eigenen Erscheinungsformen aus, die dann für das Bewusstsein selbst als eigene Stoffbildungen aufgefasst werden, und zwar nimmt die Feinheit oder Subtilität dieser Stoffe mit der Subjektivität der Bewusstseinsstufen zu.

Die beiden materiellsten Hüllen (*kóshas)* fallen ihrem Umfange nach mit der äusserlichen, stofflichsten Körpergestalt (*sharīra)* zusammen, die dritte und die vierte Hülle mit der zweiten und der dritten Körpergestalt; die fünfte Hülle des abstrakten Wesens oder Selbstes im Menschen ist noch innerlicher oder geistiger als jene drei Körpergestalten. Nur in diesen Hüllen und Gestaltungen besteht das Menschenwesen als solches; das abstrakte wesenhafte Selbst jedoch bleibt immer nur das eine Allwesen (*ātman*), wie denn überhaupt auch alle Einzelwesenheit, Individualität und Sonderdasein immer nur in den Gestaltungen besteht.

Diese dreifach abgestufte Körpergestaltung (*Sharīras*) des Menschen fällt so ziemlich mit der theologischen Unterscheidung von Leib, Seele und Geist zusammen, wenigstens dem Umfange, wenn auch nicht ganz dem Begriffe nach. Wir behalten deshalb hier diese Bezeichnungen bei:

I. Der Leib. Unsere physische Körpergestalt (das *sthúla sharīra*).
1. Nahrungsbedürftige Hülle (*annamaya kósha*) nennt der Brahmane unseren aus chemischen Stoffen gebildeten Körper.

2. Die lebenhafte Hülle (*prānamaya kósha*) umfasst sowohl die formbildende Kraft, die unser Menschenwesen mit allen Gestaltungen, von den Krystallen aufwärts, gemein hat, sowie auch das Leben, welches sich in allen Wesen von den Pflanzen aufwärts zeigt.

II. Die Seele. Die ätherische Körpergestalt des *súkschma shárira*[1]) oder 3. die verstandartige Hülle (der *manomaya kósha*). Sie umfasst das Gemüth, die Leidenschaften und Begierden, im guten wie im üblen Sinne, überhaupt alle persönlichen Triebe, ferner den Verstand. — Das Menschenwesen ist dem Weltall, nach brahmanischer Anschauung, auch ganz analog in seiner Ausbildung. Wie bei der Weltentstehung sich die feinstoffliche Gestaltung des *Súkschma*-Elementes oder die ätherische Welt lange vorher bildet, nnd erst ganz allmählich sich durch immer weitere Verdichtung schliesslich unsere grobstoffliche Welt entwickelt, so geht auch bei der Entstehung eines Menschenwesens die Ausbildung des *súkschma sharira*, der ätherischen Gestalt, dem Werden der physischen Körpergestalt vorher. Der Aetherleib der Seele ist gleich einem »Samen«, aus dem unser äusserer Leib herauswächst und sich ausgestaltet.

III. Der Geist. Die ursächliche Körpergestalt (des *karana sharira*) oder 4. die weisheitartige Hülle (der *widjñānamaya kóscha*). In diesem stellen sich die Vernunft und alle höheren Kräfte, alle Ideale und die idealen Eigenschaften des Menschen dar. Diese innerlichste, geistige, weisheitsartige, ursächliche Gestaltung ist recht eigentlich die menschliche Individualität.

5. Noch innerlicher, geistiger, idealer oder göttlicher ist das, was der Brahmane als *Anandamaya Kósha* bezeichnet, die »Hülle der Wonne« oder »der höchsten Glückseligkeit«. Auf der Bewusstseinsstufe dieser »Hülle« funktionirt aber nur das »Selbst« im Gottmenschen. Wir Sterblichen können uns dieser in uns keimartig und unentwickelt schlummernden Fähigkeit noch nicht bewusst werden. Aber warum sollte nicht solcher höhere Bewusstseinszustand denkbar sein? Warnm sollte nicht etwa, wie es berichtet wird, solches Bewusstsein sich in einem Buddha oder einem Christus gezeigt haben?

[1]) Wenn ich das Wort *súkschma* mit »ätherisch« wiedergebe, so ist dabei zu betonen, dass dies nicht im Sinne des von unserer Physik als Erklärungshypothese angenommenen Aethers gemeint ist, sondern dass mit dem Sanskrit-Worte nur etwas ganz besonders »Feines«, »Zartes«, wenn auch doch noch Stoffliches bezeichnet wird. Es ist dies der schon in unserem 3. Abschnitte erwähnte *Akâsha*. — Was unsere Wissenschaft als Aether auffasst, sind nach der brahmanischen Anschauung (vier) verschiedene Stufen höherer Aggregatzustände unserer chemischen, grobstofflichen Materie (Atomäther, Moleküläther usw.) Die Stoffe aber, aus denen Seele und Geist gebildet sind oder die Gestalten, in denen unser Bewusstsein, unser »Selbst«, als Seele und als Geist funktionirt, sind viel feinere Arten von Stoffen oder Kraftdarstellungen in immer höheren Stufen. Wenn man die Ausdrucksweise des Paracelsus zu Hülfe nehmen wollte, dürfte man *súkschma* durch »astral« oder »siderisch« wiedergeben und *súkschma shárira* also den »Astralleib« nennen.

Diese doppelte Eintheilung des ganzen Menschenwesens ist übrigens schon sehr alt und völlig wedäntistisch. Die folgende Uebersicht mag das Verständniss dieser Zusammensetzung noch erleichtern. Die Aufzählung der »Hüllen« schreitet von aussen nach innen fort.

Das Menschenwesen
nach brahmanischer Eintheilung.

1. Körperstoff *annamaya kósha* 2. Leben und Gestaltung *pranamaya kósha*	1. Leib, *sthúlas sharíra.*	wechselnd
3. *mano-maya kósha* — Persönliche Triebe / Verstand	2. Seele, *súkschma sharíra.*	wechselnd
4 Vernunft und Ideale *widjñânamaya kósha* 5. Wonne und Seligkeit *anandamaya kósha*	3. Geist *karana sharíra*	dauernd

Das „Sebst" (*âtma*), der „Gottesfunke", ewig.

Bei allen vorstehenden Unterscheidungen ist aber nachdrücklichst daran zu erinnern, dass man sie nicht dualistisch aufzufassen hat. Alle diese Stufen sind nur relativ, nicht wesentlich verschieden von einander, nicht so wie sich unsere Theologen Materie und Geist als Gegensätze denken. Einzelwesenheit oder Bewusstsein und Erscheinungsform oder Stoff sind eines und dasselbe, nur von innen und von aussen her betrachtet unterschieden. Als was sich das »Selbst« des Menschen in dem eigenen innersten Bewusstsein vorstellt, als diese Gestalt stellt es sich ganz von selbst dar. Für sein äusseres Bewusstsein freilich geschieht dies überwiegend unbewusst. Der Mensch weiss für gewöhnlich nicht genau, wie er eigentlich Anderen erscheint; dennoch entspricht seine Erscheinung seinem Wesen.

Der Brahmane ist bereit anzuerkennen, dass auch die Erscheinungsformen von Seele und Geist nur ideell seien, nur »unsere Vorstellungen« (*mäyä*); dann erklärt er aber auch unseren physischen Körper nur für eine solche von »unseren Vorstellungen«. Dagegen sind nach seiner Angabe die Hüllen, in denen die seelischen und geistigen Bewusstseinszustände fungiren, oder die Gestalten, als die sie sich darstellen, ebenso gut als »stofflich« zu bezeichnen, wie unser leiblicher Körper. Nur sind es eben keine chemisch nachweisbaren Stoffe. Er behauptet aber, sie mit feineren Sinnen als den leiblichen wahrnehmen zu können, eben mit den inneren Sinnen des Seelen-

körpers und des Geistkörpers selbst. Ja. er behauptet ferner, dass diese feineren Stoff-Gestalten sich bei hoch entwickelten Menschen von deren physischem Körper trennen können und dass dann deren Bewusstsein frei und selbstständig in diesen feineren Körpern funktioniren könne, obwohl diese für gewöhnlich, insbesondere im wachen Zustande, konzentrisch mit dem physischen Körper zusammenfallen, und theilweise nur einen grössen Kraftbereich ausfüllen.

4. **Karma,** individuell und geistig wirkende Kausalität. Da das All-Wesen einen Kreislanf der Entwickelung durchmacht, so liegt in der ganzen Natur der Trieb znr Fortbildung. In jedem Einzelwesen macht sich dieser Trieb mehr oder weniger stark geltend. Woher aber rührt dies mehr oder weniger? Woher kommt die grosse Verschiedenheit der Entwickelungsstufen, auf denen sich die Menschen offenbar befinden?

An göttliche Willkür und an blinden Zufall glaubt natürlich kein Brahmane. Dass jede Thatsache ihre zureichende Ursache haben muss, ist für ihn selbstverständlich. Das Sichbernfen auf den »unerforschlichen Rathschluss Gottes« oder auf den »blinden Zufall« heisst ja beides auch nichts anders als: Wir wissen die Ursache nicht! — Der Brahmane aber sagt: Die Ursache liegt klar auf der Hand. — Ist die Wirkung, um deren Erklärung es sich handelt, nur der Zustand und das Schicksal eines Menschen; und betreffen diese nur ihn selbst, dann muss anch in ihm selbst allein die Ursache zu suchen sein. Das, was ein Mensch jetzt ist, das ist die Folge seiner eigenen früheren Thaten und Gedanken; und das, was er jetzt thut oder denkt, das wird in Zuknnft seine Schicksale bestimmen.

Eben dieses sagt auch unser Sprichwort, dass »ein jeder seines Glückes Schmied ist«; und schon Paulns lehrte die Galater (VI, 7): »Was der Mensch säet, das wird er ernten«.

Mehr oder weniger weiss und anerkennt dies ja auch jeder nachdenkende Mensch. Er weiss aus eigener Erfahrung und Beobachtung, wie seine Handlungen seine Gedanken beherrschen und wie ans diesen sich wieder seine weiteren Handlungen, ja anch sein Wesen, sein Charakter, seine Anschauungen herausgestalten. Die Gedanken sind die Träger dieser geistigen Causalität, des Karma:

Ein Wunsch, eine Begierde, die Vorstellung von etwas, was wir haben oder thun möchten, tancht in unserem Gedankenleben auf, und zwar gewöhnlich in Veranlassung einer Empfindung, die sich an das eigene Thun, Wahrnehmen und Erleben anknüpft. Das Gewünschte und Gedachte wird von uns zurückgewiesen oder festgehalten, je nach dem wir es als für uns unrecht oder zweckmässig erachten. Tritt

aber ein so zurückgewiesener Gedanke abermals in unserem Bewusstsein auf, so setzt er sich schon fester als zuerst; und wenn wir solcher Wiederholung nicht energisch zielbewusst uns widersetzen, wird zuletzt der wiederholt gedachte Wunsch von uns als That oder sonstwie verwirklicht.

Aber die Brahmanen bringen weiteres System in diese Lehre. Die gewöhnliche Entgegnung wider die Stichhaltigkeit ihrer Behauptung wird ihnen zum stärksten Beweisgrunde für deren Richtigkeit und Wahrheit.

Man fragt: Wie können wohl die Menschen mehr als in nur ganz beschränkten Grenzen ihr Geschick bestimmen? Ist ihr Leben doch so kurz! Und sind sie nicht auch für ihr ganzes Leben an die ihnen bei ihrer Geburt gegebenen Anlagen des Geistes und Charakters und an alle ihre Lebensumstände gebunden? All diese Ursachen zu bestimmen oder zu verändern, liegt doch ausser dem Bereiche ihrer Möglichkeit!

Darauf erwidern die Brahmanen: Eben diese Ungleichheit der Anlagen und Schicksale kann nicht grundlose Willkür, kann nicht ursachlos sein; sie muss eine gleichwertige Ursache haben. Im Bewusstsein jedes Menschen liegt das unbedingteste Bedürfniss, dass die Weltordnung doch schliesslich gerecht sein müsse; und diejenigen, die daran verzweifeln, versinken nur deshalb in Pessimismus oder in thörichte Gedankenlosigkeit, weil sie die Lösung dieses Rätsels noch nicht kennen. Und doch liegt sie ja so nahe: Jeder Mensch muss nothwendig auch selbst der Urheber seiner Anlagen und Schicksale seines gegenwärtigen Lebens gewesen sein durch seine Thaten und Gedanken während seiner früheren Leben. Jede Individualität ist unbedingt ihr eigenes Entwickelungsprodukt; denn alles in der Welt, das Geistige und Seelische so gut wie alles Leibliche, steht vollständig unter dem ausnahmslosen und unwandelbaren Gesetze der Kausalität.

5. **Wiederverkörperung** *(Djanma, punardjanma)*; metaphysischer Darwinismus. Schon die Verschiedenheit der Anlagen und Schicksale, mit denen die Menschen auf die Welt kommen, ist an sich einer der stärksten Gründe dafür, dass sie als menschliche Individualitäten schon vorher gelebt haben müssen. Woher wollte man denn sonst erklären, dass so oft Kinder von denselben Eltern, ja selbst Zwillinge so sehr verschieden sind?

Die Individualität entspringt nicht aus den Eltern, sondern diese bieten nur dem Kinde das Material, aus dem sich seine Neu-Verkörperung gestaltet. Es sind aber immer nur einzelne und bei

verschiedenen Kindern oft verschiedene Eigenschaften, welche sie zu ihrem Elternpaare hinziehen. Daher auch immer einige Aehnlichkeiten neben anderen Unähnlichkeiten zwischen Eltern und Kindern. Wir sind eben nicht unseren Eltern ähnlich, weil wir deren Kinder wurden, sondern umgekehrt, wir wurden ihre Kinder, weil wir ihnen ähnlich waren. Und eben diese *Verwandschaft* — die uns an gerade *diese* Eltern bindende *Ursächlichkeit* — ist einer der Faktoren, die wir selbst durch unser früheres Thun und Denken und durch die von uns selbst vormals angeknüpften Verbindungen geschaffen haben und die nun unser gegenwärtiges Leben wesentlich bestimmen. Alle anderen Faktoren unserer Schicksalsbildung entstehen und wirken auf ähnliche Weise.

Nur wenn man erkennt, dass jedermann sein Schicksal, sei es gut und freundlich, sei es hart und schwer, *selber verursacht* hat, kann man die *Weltordnung* als *gerecht* empfinden. Andernfalls wäre kein Sinn und Verstand in unserm Dasein, und es gäbe überhaupt keine *Weltordnung*, sondern nur ein *Weltchaos*.

Aber selbstverständlich wird die Weltordnung nicht von einer göttlichen Vorsehung väterlich verwaltet, sondern sie ist ein *selbstthätiges Naturgesetz*; und dies Gesetz wirkt überall in *gleicher* Weise. Ausnahmen und Willkür giebt es nicht. Wie die Ursache, so ist die Wirkung einmal so wie immer. Biegen lässt sich die Natur, jedoch nicht das Gesetz, das sie beherrscht. Wie ein Pendel, so lässt auch der Gang natürlicher Entwickelung sich aus dem Gleichgewichte bringen, aber er wird immer streben, dieses Gleichgewicht wieder herzustellen. Das ist das Gesetz des *Karma*. Wenn der Mensch einen Baumzweig biegt, und dieser dann zurückschlagend ihm wehe thut, so ist es nicht der Zweig, sondern der Mensch, der sich diese Verletzung zuzieht.

So verfügt das Karma auch nicht *Strafe* oder *Belohnung* über die Menschen. All ihr Thun und Denken sind gleichsam die *Samenkörner*, die sie säen, die aufwachsen und die Früchte tragen; ob die Früchte ihnen süss oder bitter schmecken, das verdanken sie nur sich, nicht irgend Jemandes scheinbarer Willkür. Der in ihnen selber wirkende Naturtrieb ist der *Richter* über ihre eigenen Thaten und der *Bildner* ihrer eigenen Geschicke. Ihre eigenen *Gedanken*, oder richtiger Gedanken*formen*, sind die Träger dieser unerbittlichen Kausalität.

Auch dass zu gleicher Zeit die Entwickelungsstufen der *verschiedenen* Menschen so sehr *ungleich* sind, ist keine Un-

gerechtigkeit; es ist nur die natürliche Freiheit der Individualität[1]). Für alle ist das Ziel das gleiche; nur ihr Tempo der Entwickelung ist verschieden. Sehen wir doch auf der Strasse auch den einen Menschen schnell, den andern langsam gehen, je nach seiner Lust und seinem Temperamente. Ohne solche Unterschiede wäre ja die Welt nicht zum aushalten langweilig.

Erst durch diese Erkenntniss der Wiederverkörperung gewinnt der Darwinismus einen festen Boden auch für das menschliche Geistesleben. Auch in diesem geht ja die Entwickelung durch »Anpassung an die gegebenen Umstände« vor sich. Aber was gewonnen wird, sind meistens keine äusseren Ergebnisse, die irgendwie vererbt werden können. Die Erfahrungen der Eltern haben selten oder nie für ihre Kinder Gültigkeit. Jede Individualität macht selber ihre eigenen Erfahrungen und das Beste, was der Mensch in seinem Leben an Errungenschaften sich erwirbt, sind seine aller subjektivesten Erlebnisse und die Entwickelung seines Charakters. Davon kann er wenig oder garnichts übertragen. Wenn nun diese eigentlichsten, werthvollsten Ergebnisse der menschlichen Geistesentwickelung verloren gingen, wenn jedes Kind dieselben inneren Entwickelungsstufen vom Uranfange an durchzumachen hätte, wenn es nicht in den Anlagen seines individuellen Geistes und Charakters alle seine früheren Errungenschaften und Erfahrungen gleichsam kapitalisirt ins Leben mitbrächte, so könnte ja die geistige Entwickelung der Menschheit unmöglich fortschreiten, und es könnten auch nicht einige Individualitäten so sehr viel weiter fortgeschritten sein als andere. Daher haben die Brahmanen auch von jeher die Entwickelung individualistisch aufgefasst, indem die Individualitäten sich am Faden der von ihnen selbst verursachten Kausalität durch den Evolutionsprozess hindurch in zahllosen Verkörperungen nach einander entwickeln.

Das Streben nach individueller Vervollkommnung, das sich in jedem nicht mehr ganz brutalen Menschen zeigt, ist ein so allgemeiner Naturtrieb, dass sich sein Vorhandensein garnicht erklären liesse, wenn er nie zum Ziele führen könnte. Was der Mensch an Fortschritten in seinem einen gegenwärtigen Leben erreichen kann, ist immer nur

[1]) Auf das Problem der »Willensfreiheit« können wir hier weiter nicht eingehen. Selbstverständlich giebt es keinen ursachlosen Willen, sondern nur Kausalität. Der sogenannte »freie Wille« ist vielmehr bewusster Wille. In sofern der Mensch sich seines Willens bewusst wird, fühlt er sich für ihn verantwortlich. Eben dies Bewusstsein aber bildet ja den hauptsächlichsten Faktor in der Rechnung, gleichsam den durchlaufenden Faden im Gewebe der Kausalität.

verschwindend wenig im Vergleiche zu dem Ideal, das jeder gern erreichen möchte. Könnte er dies Streben nicht in späteren Verkörperungen fortsetzen, so würde die Natur den Menschen ja mit den in ihn gelegten Trieben nur belogen und betrogen haben. — Auch eine Vertröstung auf ein Jenseits und dann zu erreichende Vollkommenheit, wie es die Christen und die Spiritisten sich vorstellen, hilft nicht über diese Schwierigkeit hinweg. Denn solches nebelhafte oder engelhafte Ideal des Jenseits ist thatsächlich nicht das Ziel, auf das unser Naturtrieb nach Vervollkommnung gerichtet ist. Auch würde das ja den Evolutionsprozess in keiner Weise fördern; denn es handelt sich ja doch darum, dass sich der Mensch in diesem äussern Erdenleben mit der Zeit zum »Gottmenschen« entwickelt, wie ein Buddha oder Christus.

Nicht ohne Grund berufen die Brahmanen sich auch darauf, dass mehr als die Hälfte aller Menschen von der Thatsache der Wiederverkörperung aller Individualitäten überzeugt sind. Und auch diejenigen Europäer, welche einerseits an ihr Fortleben nach dem Tode und andererseits an die Entwickelung der Menschheit glauben, hätten keinen stichhaltigen Grund, sich gegen jene Ueberzeugung zu verschliessen[1]).

Aber ob die Menschen ihre Fortentwickelung übersehen oder nicht, sie sind in gleicher Weise dem Naturgesetze unterworfen. Dennoch ist es selbstverständlich ein Vortheil, wenn man seinen Weg klar vor sich sieht und die Gesetze kennt, nach denen man ihn fortzusetzen hat. In diesem Sinne scheint es vortheilhaft, wenn man sich auch seiner früheren Verkörperungen erinnern könnte. Das ist aber nicht der Fall. Erst auf einer sehr hohen Entwickelungsstufe wird dies nicht mehr schädlich wirken. Wer noch an persönlichen Interessen hängt, würde nie vorankommen, wenn er

[1]) Sonderbarer Weise ist es nur den Wenigsten bekannt, dass unsere grössten Geister sich fast alle zu dieser Ueberzeugung bekannt haben. So seien hier u. a. nur genannt Giordano Bruno, Leibnitz, Lessing, Goethe, Jean Paul, Schopenhauer, beiläufig auch einmal Kant und Schiller; ja selbst in den philosophischen Werken von Schülern Wundts findet sich diese Thatsache dargestellt. — Auch dass diese Anschauung zur Zeit Christi den Pharisäern ganz geläufig war, und dadurch eine der Voraussetzungen ward, die sich im Neuen Testamente wiederholt kund thut, wird nur von den Wenigsten beachtet; so Matth. XI, 11–14; XVI, 13–14; XVII, 12–13; Mark. VI, 14–16; VIII, 27–28; Lukas IX, 7–9; Joh. IX, 2. Die Lehre der Wiederverkörperung war auch noch unter den ersten Christengemeinden weit verbreitet und von einigen Kirchenvätern, wie Origines, vertreten. Erst auf den V. ökum. Konzil zu Konstantinopel 553 wurde sie für Ketzerei erklärt. Trotzdem ist noch das heutige Glaubensbekenntniss von der »Auferstehung des Fleisches« nur ein Missverständniss dieser Lehre.

den ganzen Ballast von Einzel-Erinnerungen seiner peinlichen Erfahrungen, seine persönlichen Feindschaften und dergl. mehr, aus allen seinen früheren Leben mit sich schleppen müsste. In den Anlagen seines Geistes und Charakters bringt er die Ergebnisse seiner Vergangenheit ins neue Leben mit und kann nun unbehelligt mit ganz frischen Kräften wieder anfangen.

Rückerinnerung ist übrigens nur für diejenigen nicht möglich, deren Bewusstsein noch nicht selbständig in ihrem *Karana sharira* funktionirt; denn dieses ist allein der Träger der sich fortsetzenden Individualität. Es findet sich aber in Indien und auch in Europa heutzutage schon eine grössere Zahl von Menschen, welche diese geistige Entwickelungsstufe erreicht haben und auf mehrere ihrer früheren Verkörperungen zurückschauen können.

Durch die obigen Ausführungen wird zugleich verständlich, dass es sich bei dieser heutigen Lehre der Wiederverkörperung nicht mehr um die früher allgemein von den Brahmanen, und wohl heute auch noch von den meisten angenommene Seelenwanderung handelt. Schon ist selbstverständlich keine Rede mehr von einem Hin- und Herspringen der Entwickelung zwischen Menschen- und Thierverkörperungen. Auch ist dieser Aberglaube nur ein erst spät im Gesetzbuche des »Manu« systematisch ausgearbeitetes Missverständniss einiger Stellen in den Upanischaden. Vor allem aber ist es erstens nicht die Seele (das *súkschma sharīra*), sondern nur der Geist, der Ursachenkörper (das *karana sharīra*), was die Individualität fortsetzt und sich wiederverkörpert. Zweitens handelt es sich auch nicht um ein dualistisch zu denkendes Wandern einer Individualität von einem Körper in einen andern, sondern der Ursachenkörper bildet sich bei jeder Neuverkörperung naturgesetzlich selbst seine neuen Körpergestalten aus, die Seele und den Leib, in denen er sich, so wie er dann ist, neu ausprägt. Es findet also keine Wanderung, sondern eine Wandlung statt; und man könnte daher, statt von »Seelenwanderung«, höchstens von »Geistwandlung« reden[1]).

6. Der Uebergang von einem Leben bis zum anderen. Nach dem Tode kann nicht gleich die Neu-Verkörperung des Menschengeistes stattfinden, weil dann zunächst nur dessen äussere grob-

[1]) In den vorstehenden Ausführungen habe ich in möglichster Kürze, die jetzt von Brahmanen für ihre Anschauungen vorgebrachten Gründe wiederzugeben versucht. So sehr befremdend diese für den Durchschnitts-Europäer heutzutage sind, so weitreichend sind sie doch als Arbeits-Hypothese zur Erklärung einer grossen Menge von Räthseln, die uns überall im Leben und auch in der Wissenschaft entgegentreten. In meiner schon erwähnten Schrift habe ich weitere Ausführungen hierüber gebracht.

stoffliche Hülle weggefallen ist und der Geist (die Individnalität) noch in der Seelenhülle, der ätherischen Körpergestalt, weiter funktionirt. Da die Persönlichkeit bei Lebzeiten schon sich in solchem feinstofflichen Seelenkörper ausgestaltet, so ist garkein Grund vorhanden, warum dieser mit dem physischen Körper zu funktioniren aufhören sollte; jener hängt ja nicht von Fleisch nnd Blut, von Luft und Nahrung ab. Weiter fragt sich dann auch noch, wie lange Zeit etwa die Individualität allein in ihrem geistigen Ursachenkörper unabhängig fortbestehen kann nnd muss, bis sie zu nenem Erdendasein fortschreitet. Dies Alles wird hier nur weniger Worte der Ausführung bedürfen.

Fortentwickelung im eigentlichen Sinne kann natürlich nur im Leben des voll ausgestalteten Wesens stattfinden. Die Bewusstseinszustände nach dem Ausscheiden ans dem Erdenleben sind etwa dem Nachschwingen einer angeschlagenen Saite zu vergleichen oder, wenn man das unschöne Bild gestatten will, dem Vorgange der Digestion.[1]) Sie dienen der Verarbeitung nnd Assimilation dessen, was man sich in dem vorhergegangenen Erdenleben an Errungenschaften und Erfahrungen erworben hat. Schliesslich ist dann auch Ruhe zum Kraftsammeln nöthig, analog der Zeit des Schlafens und des Träumens.

Zunächst also funktionirt das Bewusstsein in der feinstofflichen Körpergestalt der Seelenhülle, die Gemüth, Verstand und alle Willenstriebe der Persönlichkeit enthält. Die Möglichkeit ihrer äusseren Bethätigung ist jetzt normaler Weise völlig ausgeschlossen. Insofern solch ein Bewusstsein nun von unbefriedigten Leidenschaften und von peinlichen Erinnerungen geqnält wird, kann man solchen Zustand auch wohl eine »Hölle« nennen; nnd solche Hölle mag wohl sogar unter Umständen viel schlimmer sein, als sie die meisten Menschen sich im Erdenleben schon bereiten. Doch vor allem ist auch hierbei wieder nicht an eine über die Menschenseele verhängte Strafe zu denken.

Uebrigens besteht ja bei den meisten Menschen wohl die Seele nicht aus vorwiegend peinlichen Neigungen und Eindrücken; und selbstverständlich kommen auch das Gute und das Schöne bei der Nachwirknng zur Geltung. Ja, dies kommt sogar verhältnissmässig mehr zur Geltung; denn je idealer sich ein Wesen ausgestaltet, desto geistiger ist es. Anch das Bewusstsein kann man sich als

---

[1]) Vielleicht hat dieser Zwischenzustand auch einige Analogie mit dem Ansetzen von Jahresringen der Bäume während ihrer Winterszeit.

höchst subtile Schwingungen in einem überaus feinem Stoffe vorstellen; je schneller und je komplizirter nun der Rhythmus dieser Schwingungen und je zarter der Stoff, in dem sie funktioniren, desto länger wird auch ihre Dauer oder ihr Bestand sein, denn sie haben um so weniger Reibung zu überwinden. Die ideale oder geistige Seite der Seelenhülle wird also die niedere und materiellere um so kürzere oder längere Zeit überdauern, je nach dem sie im vergangenen Erdenleben schwächer oder schärfer ansgebildet war.

Dieses letztere ist auch die Wahrheit, die nach der brahmanischen Anschauung an den christlichen Vorstellungen von einem »Himmel« übrig bleibt, wenn man sie mit Vernunft betrachtet; und schön, wonnig und ideal genug sind freilich auch nach den Angaben der Brahmanen diese Zustände, in denen sich die guten, ideal gesonnenen Menschen nach dem Tode schliesslich befinden. Auch hängen, ihrer Anschaunng zufolge, alle Zustände des Menschengeistes nach dem Tode ganz von dem Verhalten während seines Erdenlebens ab. Je nach dem, wie sich das Menschenwesen hier im Leben ausgestaltet hatte, demgemäss sind auch die Zustände (*loka*), in die es nach dem Tode sich »versetzt« sieht.

Vor allem hat aber selbstverständlich niemals ein Brahmane, oder selbst der aller ungebildeste Hindu, sich zu der ebenso entsetzlichen wie widersinnigen Anschauung verleiten lassen, dass ein individuelles Leben in einer »Hölle« oder in einem »Himmel« ewig dauern könne. Ist es schon an sich sinnlos, dass irgend ein Zustand ewig sein könne, dass etwas, was einen Anfang nimmt, kein Ende haben könne (eine halbe Ewigkeit!), so ist es ganz besonders für jedes Gerechtigkeitsgefühl empörend, dass die Art solches »ewigen« Zustandes nach dem Tode nach Maassgabe des Verhaltens in einem so kurzen Erdenleben bestimmt werden soll. Dieses Alles sind Unmöglichkeiten für den Hindu.

Wenn nun die Kraft der guten und der idealen Vorstellungen, die der Menschengeist im letzten Erdenleben hatte, sich erschöpft hat, wenn dann die Errungenschaften und Ergebnisse all seiner Thaten und Gedanken sich in ihm »krystallisirt« und konzentrirt haben, und wenn er so in dieser längeren Periode voller Rast und Ruhe neue Kraft zu weiterer äusserer Bethätigung gesammelt hat, dann fängt er an, seine Individualität zu neuer Persönlichkeit auszugestalten, sein Wesen, so wie es bis dahin geworden ist, in neuer Seelenhülle und physischer Körpergestalt darzustellen. Auch die Zeit dieser Wiederverkörperung bestimmt sich selbstthätig durch die Kausalität des Karma dieses Menschenwesens; und dazu gehört

auch die Verbindung eines mit ihm durch sein Karma verknüpften Menschenpaares.

Für die Art, wie die Wiederverkörperung geschieht, finden sich viele Analogien. Aber mit dem Hinweis darauf, dass es sich hier nnr um die Ausprägnng eines geistigen Bildes handelt, mag wohl der Vorgang des Photographirens hier als Gleichniss genügen. Wie man mit der Linse einer Kamera eine selbst in grösserer Entfernung stehende Persönlichkeit auf einer Platte zur Darstellung bringen kann, so dienen für die sich verkörpernde Individualität die Eltern gleichsam als die Linse, die das Bild ihres geistigen Wesens auffängt nnd stofflich znm Ausdruck bringt.

7. Die Vollendung. Um auf diesem Wege der Entwickelnng durch zahllose Wiederkehr ins Erdenleben schliesslich den Zustand höchster Vollendung zu erreichen, bedarf es keiner sonderlichen Anstrengung. Die Triebkraft der Evolntion trägt jeden einmal an sein Ziel — ähnlich so, wie ein Dampfer anf dem Ozean dahinfährt. Die Passagiere steigen treppauf treppab, legen sich schlafen und stehen wieder anf und merken kaum, dass sie voran kommen.

Damit aber sind und waren die Brahmanen nie zufrieden. All ihre Philosophie hat sich stets nur um die Beantwortung der Frage gedreht: Wie ist es möglich, dem sehr langsamen Entwickelungsgang voranszueilen und sich damit vorzeitig aus dem leidvollen und langweiligen Menschsein zu erlösen, sich in das Gottmenschenthum einer »befreiten Seele« (*Djiwanmukta*) oder eines »grossen Selbst« (*Mahâtmâ*) hinaufzuarbeiten?

Dass dieses möglich ist, das galt für den Brahmanen von jeher als selbstverständlich. Er war stets so sehr von der Gesetzlichkeit der Weltordnnng überzeugt, dass er sich sagte, das, was Einer erreicht hat, muss ein anderer auch erreichen können; und als solche, die das Ziel erreicht, gelten ihm alle seine alten Weisen, die Rischis, sowie auch die Vorbilder eines Krischna, eines Bnddha und des Christus Jesns von Nazareth. Es zweifelt anch kein Hindu daran, dass es solche Hochentwickelte, Vollendete zu jeder Zeit, auch heutzutage auf der Erde wirklich giebt.

Mehr noch. Obwohl jedes philosophische Werk der Brahmanen in seiner Weise mehr oder weniger selbständig auf die dazu nöthigen Vorbedingungen, Erfordernisse und Verhaltungsmaassregeln eingeht, so dass man daraus fast eine kleine Bibliothek zusammenstellen könnte, so stimmen diese ausführlichen Anweisungen und Angaben doch in den Hauptsachen überein; nnd sie enthalten sehr Vieles, was nnbefangener Betrachtung einleuchtet. Es ist hier nicht der Ort auf

Einzelheiten einzugehen. Aber einige der leitenden Gesichtspunkte sollten zum Schlusse hier doch angeführt sein.

Der Weg den man zn gehen hat, ist ein dreifacher; oder eigentlich sind es drei Wege. Manche meinten, jeder führte schon allein zum Ziel. Doch das erweist sich als ein Irrthnm. In drei Dingen also ist Vollendung nothwendig und zwar mit einer systematischen Schulung des ganzen Wesens. Diese drei sind Gelassenheit, Hingebung, Erkenntniss.

1. Der Weg der Gelassenheit *(Karma-mârga)* besteht darin, dass man ohne alles persönliche Interesse seine Pflicht thut, (*nischkama karma*) in vollster Uebereinstimmung mit den Naturgesetzen und gleichsam als im Dienst der ganzen Menschheit stehend, oder — wie der Christ sagt — als im »Dienste Gottes«. Solange ein Wesen verkörpert ist, kann es sich nicht des Thuns und Denkens ganz enthalten. Mindestens bedarf der Körper Nahrung und auch Pflege. Selbst das beste, idealste Thnn aber gestattet nicht, sich ans dem Menschendasein zu befreien; wenn es irgendwie mit persönlichem Wollen, Denken und Empfinden verknüpft ist. Dann wird es für den Handelnden Wirkungen haben, also sein Karma bleiben; es mag ihm gutes Schicksal bringen oder Himmelswonne, aber es wird ihn an das Menschenthum gefesselt halten. Nothwendig ist also ein vollständiges Verzichten auf die Wirkungen, die das eigene gute Thnn und Denken für die eigene Menschen-Individualität noch haben könnte. Alles bösen, schädigenden Thuns (Karmas) hat man sich selbstverständlich ohnehin zn enthalten.

2. Der Weg der Hingebung (*Bhakti-mârga*). War jenes erstere Erforderniss negativ, so ist dieses zweite positiv. Es ist die vollständige, sich selbst vergessende Hingabe an das Ziel des Gottmenschen; nnd zwar pflegt sich der Hindu dieses Ziel in dem Vorbilde eines ganz bestimmten Meisters vorzustellen. Dies entspricht dem wahren Sinne dessen, was das Christenthum als »Glauben« fordert.

3. Der Weg der Erkenntniss (*Djñâna-mârga*). Hierbei handelt es sich nicht etwa blos um ein theoretisches Erkennen mit der menschlichen Vernunft, sondern um das Ueberwinden oder Uebersteigen dieses sinnlichen Bewusstseins und Erschliessnng höherer Erkenntnissstufen. Solche Steigerung der inneren Bewusstseins-Entwickelung soll schliesslich über alles das hinausführen, was Menschen noch Bewusstsein nennen.

Dabei gilt es anfangs, die Gedanken vollständig beherrschen zu lernen und nur das zu denken und zu fühlen, was man selbst denken und fühlen will. Wie überans schwer dieses ist, das glaubt nur der,

der es versucht hat, beispielsweise einmal auch nur eine Minute lang ausschliesslich an einen Gegenstand zu denken, den er vor sich auf den Tisch legt, ohne irgend einen anderen Gedanken dazwischen fahren zu lassen. — Wenn man aber nun erreicht hat, dass man wirklich immer nur an das denkt, was man zu denken sich vornimmt, dann gilt es noch weiter, auch dies Denken völlig auszuschliessen; und das soll das aller Schwerste sein, garnicht (als Mensch) zu denken. In demselben Maasse aber, wie Einem dies gelingt, soll er Geisteszustände erfahren, die über das Menschenthum hinausgehen; zugleich erweitert sich der von ihm beherrschte Kraftbereich (*siddhis*) allmählich bis in die Unendlichkeit[1]).

Noch Eins mag hier zur Veranschaulichung dienen. Der vernünftige Mensch bestrebt sich möglichst, seinen Leib und seine Seele, seine Leidenschaften und Begierden unter die Herrschaft seines Verstandes zu bringen. Wer nun mit Erfolg jene höhere Entwickelung erstrebt, der muss dann auch seinen Verstand und seine Vernunft unter die Herrschaft der noch höheren Bewusstseinsstufen bringen; und auf diesen muss sein Wille wiederum sein Denken mit eiserner Kraft beherrschen. Freilich ist dies dann kaum noch »sein Wille« zu nennen, da dieser alsdann so gut wie völlig unpersönlich ist.

Das Ziel, was schliesslich auf diese Weise erreicht wird, nennen die Brahmanen die »Befreiung« (*mukti*) oder auch »Erlösung« (*moksha*). Den Zustand, der dabei verwirklicht wird, beschreiben sie dreifach als die abstraktesten Begriffe von Sein (*sat*), Geist (*tschit*) und Wonne (*ânanda*); und das Charakteristische dieses Zustandes ist, dass dabei der Wahrnehmende (Subjekt), das Wahrgenommene (Objekt) und das Wahrnehmen selbst eins und dasselbe sind (*ekam ewâdwitîyam*). Dieser Wesenszustand ist der *Atman*, das *Brahman*[2]).

VIII. Die Mohammedaner in Indien.

Obwohl die Mohammedaner nur den fünften Theil der Bevölkerung British-Indiens ausmachen, so ist dieses indische Reich der Briten

[1]) Das Bewusstsein des *Anandamaya Kôscha* entspricht etwa dem Kraftbereiche unseres Planeten, das Bewusstsein des *Nirwâna* dem unseres Sonnensystems.

[2]) Dies »Selbst« des grossen Ganzen ist aber zunächst wohl nur das unserer Erde, nicht — wie die Brahmanen durchweg annehmen — das »Selbst« des ganzen Weltalls, noch weniger das *nirguna brahman*, das ja seinem Begriffe nach besagt, dass dann überhaupt kein Dasein vorhanden ist; also ist dies nur der Zustand des abstrakten Seins während einer Weltnacht. Jenes obige *Brahman* ist aber auch dasselbe, was die Buddhisten (mehr als die Brahmanen) das *Nirwâna* nennen.

doch nicht nur das Heimath-Land des ganzen Hinduismus und Brahmanenthums (216 Mill.) sowie auch aller Sikhs (2 Mill.) aller Djains (1½ Mill.) nnd aller Parsen (90,000), sondern ist zngleich die grösste mohammedanische Macht der Erde. Das Türkische Reich, einschliesslich Aegyptens und aller Tributärstaaten, umfasst nur etwa 25 Millionen Mohammedaner, Britisch-Indien aber 60 Millionen, also mehr als doppelt so viel. Nun stehen aber gegenwärtig auch noch die 7 Millionen Muselmänner in Aegypten unter britischer Herrschaft; so kommt es denn heraus, dass die Königin von England 3 bis 4 mal so viel mohammedanische Unterthanen hat, als selbst der Sultan von Constantinopel, den doch die grosse Masse der Moslims als das geistige Oberhaupt und den berufenen Beschützer ihrer Religion ansieht.

Da mithin die Briten nicht allein die grösste mohammedanische Macht sind, sondern auch mit dem religiösen Fanatismus der Mohammedaner rechnen müssen, die ihre Religionsgemeinschaft als ein solidarisches Ganze betrachten, so ist leicht begreiflich, einen wie gewichtigen Faktor dieses mohammedanische Element in Britisch-Indien bildet. Das viel weltlichere, energischere und unruhigere Wesen der Mohammedaner, im Gegensatz zu den Hindus, ist ein weiterer Grund, weshalb jenen in der Politik der Engländer besondere Berücksichtigung zutheil wird, vielleicht mehr, als ihnen ihrer geringeren Volkszahl und Kulturkraft nach den Hindus gegenüber zukäme. Und noch ein letzter, wohl nicht der geringste Beweggrund hierfür ist auch der, dass sie vordem die in Indien herrschende Gesellschaftsklasse waren und sich viel weniger leicht als die Hindus, die Brahmanen, darüber zufrieden gaben, dass ihnen diese Herrschaft von den Engländern genommen worden ist; haben doch die Brahmanen überhaupt nie etwas anderes als die geistige Beherrschung Indiens und der Kultur seiner Völker beansprucht, und diese ist ihnen noch heute ebenso ungeschmälert und auch ebenso gesichert, wie nur jemals[1]).

Die erste Invasion mohammedanischer Eroberer in Indien fand im Jahre 1001 statt. Immer weiter dehnten sie dann ihren Ländererwerb aus, dabei stets ebenso sehr von der Absicht erfüllt, die Hindus

[1]) Für das Wesen des Brahmanenthums ist die Thatsache bezeichnend, dass diese — mit seltenen Ausnahmen — niemals die politische und weltliche Beherrschung der Volksmassen in Gestalt von Souveränität erstrebten. Die Aufgabe eines Fürsten (*radja*) ist in ihren Augen eine niedrere als die rein geistige des Brahmanenthums. Die Eigenschaft (*guna*) des Fürsten ist eben *radjasa*, die des Brahmanen *sattwa*. Alles »Leidenschaftliche«, nach aussen Strebende ist ihnen geringerwerthig als das »Reine«, Wahre, Innerliche. (Siehe oben S. 25 bis 27.)

für den Islâm zu gewinnen als die Völker auszubeuten. Acht verschiedene Dynastien von Afghanen, Türken und Tartaren haben nach einander über Indien geherrscht, bis endlich das »Moghul« (Mongolen, fälschlich für Tataren)-Reich entstand. Dessen Begründer Baber (geb. 1482) soll ein direkter Nachkomme von Tamerlan in sechster Linie gewesen sein. Er beherrschte ursprünglich ein kleines Königreich im Innern Asiens, dehnte dieses durch Eroberungen aus, und es gelang ihm auch nach fünf vergeblichen Versuchen 1526 sich in Delhi festzusetzen. Sein Sohn Humayan 1530 bis 56 wurde nach einiger Zeit wieder von den Afghanen vertrieben, aber zwei Jahre vor seinem Tode gründete er endgültig das Moghul-Reich. Sein Sohn, Akbar der Grosse (1556 bis 1605), war der mächtigste und auch einer der tüchtigsten Beherrscher, welche Indien gehabt hat. Seine Nachkommen Djehangir, Shah Djehan und Aurangsib, erhielten sich noch annähernd die Macht, wie er sie ausgeübt. Danach jedoch verfiel das Reich unter den Nachfolgern in Zersplitterungen, zum Theil durch die Wieder-Begründung unabhängiger Hindu-Fürstenthümer. Auch die mohammedanischen Statthalter machten sich mehr und mehr selbständig. Sodann that das Marātha-Reich unter Siwadji der Moghul-Herrschaft starken Abbruch. Auch die Perser und Afghānen beeinträchtigten deren Macht durch ihre wiederkehrenden Raubzüge und die schrecklichen Verwüstungen des Landes.

Inzwischen nahmen die Engländer immer mehr von den indischen Ländern Besitz[2]), und mit ihrer Einnahme Delhis 1788 fiel auch das Gross-Moghul-Reich in ihre Hände. Der Schah Alam II. und seine Nachfolger genossen zwar fortan in Delhi noch fürstliche Ehren und englisches Jahresgehalt, waren indessen jeder Macht entkleidet. Wegen ihrer Betheiligung an dem grossen Aufstande 1857 und besonders an den gegen die Engländer in Delhi verübten Grausamkeiten ward der letzte der Gross-Moghuln nach der glänzenden Wiedereroberung der Stadt zu schwerer Verbannung nach Rangun verurtheilt und 24 seiner Söhne und Enkel wurden hingerichtet. Heute

[2]) Die *East India Company* erhielt ihren Freibrief schon am Schlusse des Jahres 1600 ausgestellt, gründete aber erst 1613 ihre erste Niederlassung in Surat nördlich von Bombay. Die ersten Hoheitsrechte auf indischem Boden erwarb sie 1639 in Madras durch Pacht (ebenso wie wir in Kiaotschau). Sie bezahlte dafür jährlich 12 000 Mark, nahm dort aber — abgesehen von ihrem Handelsgewinn — allein an Steuern und Abgaben 400 000 Mark jährlich ein. Bombay wurde ihr 1669 von Charles II. übertragen, der diese Insel 1661 als Mitgift der Infanta Katharina von Portugal erhalten hatte. Die Niederlassung in Calcutta wurde durch Pachtung von drei Dörfern 1698 begonnen. Die Begründung des britischen Reiches in Indien datirt jedoch erst von der Schlacht bei Plassy, die Lord Clive am 23. Juni 1757 gegen den Nabob von Bengalen gewann.

leben nur noch in Benares einige nnbedeutende Prinzen dieses einst so allgewaltigen Herrscherhauses.

Um sich von der Bedeutung und dem Einflusse der Mohammedaner in Indien, insbesondere auch von ihrer Stellung zu den Hindus, einen richtigen Begriff zu machen, ist es nöthig einen knrzen Blick auf ihre Religion und ihre eigenartige Kultur zu werfen.

Bekanntlich ist für sie Mohammed nur ein Prophet und nicht eine persönliche Offenbarung Gottes. Trotzdem grenzt ihre Verehrung für ihn fast an eine Anbetung. Sie selbst aber nennen ihre Religion nicht Mohammedanismus, sondern Islâm, das heisst »Hingebung« oder Ergebung in Gott; und sich selbst nennen sie Moslim, das ist die »Gläubigen«, Ihre heilige Schrift der Qurân (das heisst »Lesen« oder, was gelesen wird, also die »Lehre«) schliesst einen Schatz von moralischen Lehren, sowie von praktischen Lebensregeln ein, kann sich aber seinem idealistischen Gehalte nach nicht mit dem »Neuen Testamente« und noch weniger mit der brahmanischen Religions-Philosophie messen.

Ihr Kultus besteht hauptsächlich in Gebeten und Opfern. Auch nach ihrer Dogmatik ist, wie nach der christlichen, ohne Blutvergiessen keine Sünden-Vergebung oder Versöhnnng mit Gott möglich. Ein Opfer muss gebracht werden; aber fremdes Blut kann das des Schuldigen vertreten. Die äussere Bethätigung ihrer Religiosität übertrifft jedoch die christliche; sie haben nicht nur Sonntags und gelegentlich auch einmal in der Woche Gottesdienst, sondern verrichten mit Gewissenhaftigkeit fünfmal des Tages, oder wenigstens dreimal, das ihnen vorgeschriebene Gebet.

Wie alle grossen Religionen, der Hinduismus, der Budhismns, das Jndenthnm und das Christenthum, so spaltet sich auch der Islâm in zwei Hauptsekten. Die Sunniten (*Sunna* heisst die »Ueberlieferung«) nehmen die ganze Tradition des Mohammedanismus an, einschliesslich der von Mohammeds Genossen, seinen Weibern und den drei ersten Khalifen überlieferten Aussprüchen des Propheten. Die Schiiten (von *Shîa*, Sekte, Ketzerei [1]) dagegen verwerfen diese Tradition; sie sind einseitige Anhänger des vierten Khalifen Ali, Mohammeds Schwiegersohnes, den sie als dessen allein rechtmässigen Nachfolger betrachten. Sie widmen ihm und seinen Söhnen Hassan und Hussein auch fast göttliche Verehrung. Diese Schiiten finden sich hauptsächlich in Persien nnd betrachten auch dessen Schah als Oberhaupt ihrer Religion. Die Sunniten dagegen, die man als die orthodoxen

[1]) Sie selbst nennen sich *Adlújah,* d. h. die rechtmässige Gemeinschaft.

Moslims bezeichnen kann und die den Sultan-Khalif in Konstantinopel als das Haupt aller Gläubigen anerkennen, sind sehr viel zahlreicher. Auch die indischen Moslims sind fast alle Sunniten.

In der kulturellen Wirkung des Islâm machen sich ganz besonders zwei Nachtheile geltend. Der eine ist seine Erniedrigung der Frau, der andere seine fanatische Orthodoxie.

1. Die Frau betrachtet der Moslim nur als ein untergeordnetes Wesen. Sie hat nach seinen Begriffen keinen Selbstzweck in der Welt, sondern ist nur für den Mann da. Von den Mohammedanern rührt die sklavische Abschliessung der Frauen her, das Harems- oder Senâna-System, mit dem der Islâm auch den Hinduismus infizirt und missgestaltet hat. Glücklicherweise hat der Hindu ihm nicht auch seine Vielweiberei nachgemacht und nicht die leichtsinnige Art, wie dem Moslim gestattet ist, sich Frauen zu nehmen und auch zu verstossen.

Da ausserhalb der Familie die Geschlechter völlig von einander abgeschlossen sind, so sieht der Mann seine Braut nicht vor der Hochzeit; sie wird ihm durch seine Mutter oder andere weibliche Verwandte ausgewählt, und er kauft sie durch Zahlung eines Brautgeldes, um das weidlich gefeilscht wird. Während der Ehe ist die Frau ihm gegenüber rechtlos; er kann sie ohne weiteres verstossen und seine Weiber beliebig wechseln. Man kann sich leicht vorstellen, wie nachtheilig das für das Hauswesen, das Familienleben und die Kindererziehung sein kann. Im Gegensatze hierzu haben bei den Hindus beide Eltern das gleiche Recht über die Kinder. Der Vater trennt auch seine Interessen nicht von denen seiner Frau, der Mutter seiner Kinder. Die Stellung einer Brahmanin ist wohl ebenso befriedigend und glücklich wie die einer Deutschen oder Engländerin; die der Mohammedanerin ist aber sehr viel niedriger.

Von dem fast unbeschränktem Rechte des Mohammedaners in Betreff der Frauen machen freilich die meisten einen sehr beschränkten Gebrauch. Schon aus ökonomischen Gründen haben die meisten doch nur eine Frau und aus vielen Vernunftsgründen, wenn nicht aus andauernder selbstischer Neigung zu der einen Frau, wechseln sie dieselbe nicht. Auch sollen die mohammedanischen Frauen oftmals recht bedeutenden Einfluss auf ihre Männer haben, nicht immer zu deren Vortheil, weil ihr Gesichtskreis ein sehr enger ist. Doch selbst unter so günstigen Umständen haben mir europäische Damen, die Gelegenheit hatten, mohammedanische Familien (Harems) kennen zu lernen, versichert, dass ihnen der barsche Ton, in dem der Mann mit den Frauen seines Hauses zu sprechen pflege, als sehr

hässlich aufgefallen sei, als empfindlicher Ausdruck der Rechtlosigkeit der Frauen.

2. Wie in den meisten anderen Religionen, so erdrückt auch im Mohammedanismus das orthodoxe Trumpfen auf die äusserlich überlieferten alten Offenbarungen alles selbständige Denken und eigene Werden. Ueberdies entbehrt seine abstrakte Gotteslehre der Grundlage einer stichhaltigen Erkenntniss.

Eine Ausnahme hiervon bilden allerdings die persischen Sûfis und einige Derwisch-Orden. Diese haben, wie alle Pantheisten und Mystiker, eine Erkenntniss, die sich ihnen in der Praxis bewährt, und die sie nahezu über alle Religions-Unterschiede erhebt. Sie suchen das Göttliche eben nicht ausser sich in irgend welchen Formen, oder auch im »Himmel«, sondern in sich selbst, im Innersten des eigenen Menschengeistes. Daher ist auch zwischen diesen Sûfis und den Brahmanen kaum ein wesentlicher Unterschied; und sie sind auch nicht unduldsam. Von den orthodoxen Moslims aber werden sie nicht anerkannt. Auch weiss ich nicht, ob es Sûfis überhaupt in Indien giebt. Nur hier in Europa habe ich einmal einen solchen kennen gelernt, der zwar aus Agra gebürtig, aber erst in Syrien Sûfi geworden war.

Ferner finden sich auch unter den höher Gebildeten selbst bei den orthodoxen Moslims immer rühmliche Ausnahmen von dem allgemeinen Fanatismus der Volksmassen. Solche Ausnahmen hatte auch zu verschiedenen Zeiten die Geschichte Indiens aufzuweisen. So waren die hauptsächlichsten Beamten unter Akbar Hindus, ebenso unter Haider Ali; und der hochbedeutende Premier-Minister des Hindu-Fürsten Randjit Singh war ein Mohammedaner.

Auch ist wohl anzuerkennen, dass der Fanatismus der Moslims in Indien nicht überall gleich stark ist, und vielleicht dort überhaupt geringer als in anderen Ländern. Leider aber haben die gebildeten, sowie die ungebildeten Moslims im Allgemeinen mit den glaubenseifrigen Christen eine bissige Intoleranz gemein, die sich sogar gegen andere Sekten ihres eigenen Glaubens fast noch mehr als gegen die Anhänger anderer Religionen richtet. So lehnen die Moslims besonders auch das Cristenthum gehässig ab, während die Hindus nur nichts Neues darin finden, Altbekanntes nur in fremdartiger Form.[1])

[1]) Unsere Missionare thun übrigens den Mohammedanern, im Vorzuge vor den Hindus, immer noch die Ehre an, sie nicht wie diese als »Heiden« zu klassifiziren. Die Mohammedaner aber betrachten uns als solche und nennen uns *Kafirs*. Von den unwissenden Fanatikern kann man wahrlich mit Condorcet sagen: *»l'enthousiaste ignorant est la plus terrible des bêtes féroces.«*

Die fanatische Unduldsamkeit unterscheidet wenigstens die in Indien hervortretenden Mohammedaner, wenn auch nicht die grossen Massen der Moslims nnter der ländlichen Bevölkerung, unvortheihaft von den Hindus.

Diese grossen Massen sind fast alle nur moslimisirte Hindus, wenn auch schon zum Theil seit einigen Jahrhunderten. Wie aber solche Uebertritte zum Islâm stattfinden, kann man heutzutage noch bisweilen sehen.

Diese sogenannten »Bekehrungen« zum Islâm geschehen, ebenso wie die zum Christenthum, garnicht aus Ueberzeugung, sondern lediglich nm weltlicher Vortheile willen, wenn sie nicht gar unfreiwillig geschehen oder geschahen. Die Vortheile, die dabei der Bekehrte hat, sind die Hoffnung auf bessere Erwerbsmöglichkeiten und die Verbesserung seiner Lebensstellung durch Aufrücken in höhere Klassengemeinschaft. Es »bekehren« sich daher auf diese Weise anch nur Angehörige der niedersten *Djâtis* oder kastenloser Volksklassen. Der Uebertritt zum Mohammedanismus ist aber den Hindus leichter als zum Christenthnm, weil dieses ihnen in der kirchlichen Form unsympathischer und knlturell wie ethnologisch völlig fremd ist. Das Kirchen-Christenthum ist ganz auf Wesen und Kultur der Europäer zugeschnitten; als Mohammedaner aber bleibt der Hindn wenigstens Orientale. Wo daher der Uebertritt zum Christenthume nicht die Hoffnnng anf besondere Vortheile bietet, wird er anch so leicht nicht stattfinden, wie der zum Islâm. Weil auch der politische und soziale Status der Europäer, als der jetzigen Beherrscher des Landes, sehr viel höher ist als der der früheren Eroberer, der Mohammedaner, ist es für den Hindu-Paria nicht möglich, wirkliche Gleichberechtignng mit jenen zu gewinnen. Den Brahmanen gegenüber erhalten sie als Mohammedaner noch eher ein kastenähnliches Ansehen, denn als Christen. Als Westländer gelten wir Enropäer den Hindus noch niedriger stehend als die orientalischen Mohammedaner. Nebenbei beruht die Thatsache, dass noch weniger Mohammedaner als Hindns für das Christenthum gewonnen werden, anch nicht allein auf dem Fanatismns der ersteren, sondern vielmehr daranf, dass eine Verbesserung ihrer Lebensstellung dadurch selten oder nie gewonnen werden kann. Die Mohammedaner haben bei ihren eigenen Religions-Genossen ein hinreichend weites Feld für ihr persönliches Ansehen und ihren Erwerb, während diese Vortheile dem kastenlosen Auswurfe der Hindn-Bevölkerung in diesem Maasse fehlen.

Zu diesen Veranlassungen für den Uebertritt zum Islâm kamen zur Zeit der Gross-Moghuln noch die Vortheile der Jurisdiktion

nnd Patronage der *regierenden Gesellschaftsklasse* hinzu, nnter Aurangsib anch noch dessen fanatische Verfolgung nnd Bedrücknng der Hindns znm Zweck ihrer Bekehrnng. Besonders während der mohammedanischen Eroberung Bengalens war auch das Brahmanenthnm daselbst sehr schwach, und in demselben Maasse, wie den Hindus dieser geistige Rückhalt fehlte, nahm daher die Ausbreitnng des Islām dort zu.

Man könnte leicht versncht sein, anznnehmen, dass der Islām gegenwärtig noch dem Hinduismus gegenüber an *Bedentung zunähme*, weil noch jetzt Bekehrungen stattfinden und die angebliche Zahl der Anhänger des Propheten in Indien wächst. Dies wäre aber doch ein Irrthum; denn die Zahl der Moslims wächst höchstens an einzelnen Orten, insbesondere in den Städten, mehr als die der Hindus. Und während die Bekehrungen znm Islām eben dnrchweg, wenn nicht ausschliesslich, nominell geschehen (vielleicht noch mehr als die zu irgend einer christlichen Kirchen-Gemeinschaft), so wird in Wirklichkeit gerade die mohammedanische Bevölkerung immer mehr *hindnisirt*. Durch die Nichteinmischnngs-Politik der Engländer ist dem Hindnismns jetzt wieder die Möglichkeit gegeben, seine nngewöhnliche Knltnrkraft zu beweisen, woran ihn der Glaubenseifer und der änssere Druck seiner mohammedanischen Beherrscher so viele Jahrhnnderte gehindert hatte. Dies geschieht nnn seitdem nnbewusst und unabsichtlich, aber um so sicherer vermöge der natürlichen Ueberlegenheit der innerlichen Religiosität über die äusserliche nnd vermöge der sich in den »bekehrten« Hindus doch stets wieder geltend machenden arischen Denkweise. Daher geschieht diese Hinduisirung selbst da, wo die indischen Moslims in grössten Massen bei einander leben. Dort sind heute schon die grossen Volksmassen der Grundsätze des Islāms so unkndig und halten sich so wenig an dessen Vorschriften, dass man sie fast schon als eine der so vielen besonderen Arten des Hindnismns bezeichnen könnte.

In *zwei* Gegenden Indiens ist der Mohammedanismns ganz besonders ausgebreitet. Die *eine* ist das Thal des *Indus* an den Bergzügen von Afghānistān und Belutschistān entlang, die Ebene des *westlichen Pandjab* und *Sindh* bis an das Meer hinab. Hier findet allerdings der Islām starken Rückhalt an den nicht arischen Völkern der Pathānen nnd Belutschen. Noch zahlreicher im Verhältniss zn den Hindns sind aber die Moslims im *östlichen Pandjab*, doch lange nicht so ausgeprägt mohammedanisch. Bei der letzten Volkszählung 1891 fanden sich im Pandjab 11,6 Millionen Mohammedaner und nur 7,7 Millionen Hindus; zwischen beiden standen

$1\frac{1}{2}$ Millionen Sikhs, die sich ursprünglich bei ihrer Begründung als Sekte auch stark an den Mohammedanismus anlehnten, hente aber auch wieder fast ganz Hindus geworden sind. In Kaschmir machen die Mohammedaner sogar 70 Prozent der Bevölkerung ans; grade hier aber sind sie besonders stark hinduisirt, wie sie denn überhaupt nie etwas anderes als moslimisirte Hindus waren.

Die andere Gegend, wo der Islâm vorwiegt, ist das eigentliche Bengalen. Dort waren 1891 unter der Gesammtbevölkernng von 38,3 Millionen 19,6 Millionen Moslims nnd nur 18 Millionen Hindus, während im ganzen Bengalen nnd in Assam das Verhältniss sich so stellt, dass je zwei Hindus anf einen Mnselmann kommen. In den östlichen Distrikten des Ganges- nnd des Brahmaputra-Deltas bis zur Ostgrenze Indiens bilden aber die Mohammedaner sogar die grosse Masse der Bevölkerung. Man erklärt sich diese auffallende Erscheinnng durch die Annahme, dass dort unter den Gross-Moghuln eine systematische Kolonisation mit äusserlich zum Islâm bekehrten Hindus stattgefunden habe; jedenfalls sind diese Moslims jetzt auch nur ganz nominelle Anhänger des Islâm.

Von den 60 Millionen Mohammedanern Indiens wohnen so fast zwei Drittheile, nahezu 40 Millionen an den beiden entgegengesetzten Grenzen des Landes, im äussersten Nord-Westen und im äussersten Osten. Die übrigen Mohammedaner sind derart unter der Hindu-Bevölkerung verstreut, dass sie durchschnittlich etwa nur $\frac{1}{10}$ derselben, ausmachen, in vielen Gegenden aber an Zahl fast ganz verschwinden, so besonders in Central- und in Süd-Indien und in den zu Bengalen und zu Bombay gehörenden Hindn-Staaten.

Wohl zu unterscheiden aber von dieser Masse der Moslim-Bevölkernng sind die nicht allein am Indus zu findenden Nachkommen der nrsprünglichen semitischen und tatarischen Eindringlinge. Diese sicher nachznweisen oder ihre Anzahl nnter der Gesammt-Masse festzustellen, ist statistisch unmöglich. *Sir* George Campbell, der wohl am ehesten mit Autorität hierüber zn nrtheilen vermag, schätzt dieselben, auf das aller äusserste veranschlagt, auf höchstens fünf Millionen. Diese wohnen ausser im Induslande insbesondere da, wo die früheren Eroberer ihre Hauptsitze aufgeschlagen hatten; so in der Nord-West-Provinz (Delhi, Agra, Allahabad) und in Ländern wie Haiderabad, dessen regierende Fürsten noch heutzutage Moslims sind. Im übrigen finden sich diese eigentlichen Moslims fast nur in den Städten.

Dies ist überhaupt eine Eigenheit, welche die Mohammedaner von den Hindus unterscheidet. Von den letzteren leben nur sieben

Prozent in irgend welchen Städten, von den Mohammedanern aber 25 Prozent. In den meisten ländlichen Distrikten, abgesehen von den beiden vorwiegend mohammedanischen Gegenden, bilden die Moslims höchstens ein paar Prozent der Bevölkerung, selbst in der Nordwest-Provinz nicht ganz 10 Prozent, in manchen Städten aber machen sie ein Drittheil der Bewohner aus.

Eben diese eigentlichen Moslims, die »Aristokraten des Islâm«, wie wir sie nennen möchten, sind es auch allein, welche die Charakterzüge der Mohammedaner scharf in sich ausgeprägt haben. Diese anch allein haben einen Einflnss auf den Hindnismus ausgeübt, und keinen gnten, durch ihr *Pardá*-System und was dazu gehört. Nur diese »Aristokraten« sind ebenso fanatisch, wie sie orthodox sind, und wohl in der Regel um so mehr, je höher sie gesellschaftlich gestellt sind. Bei den Volksmassen der Moslims, insbesonders bei der Landbevölkernng, herrscht kein Fanatismns oder Feindschaft gegen den Hinduismus, wenn sie nicht von ihren Religions-Lehrern (*Mullá*) und Vorstehern (*Mír*) aufgereizt werden. Sie sind, wie schon erwähnt, zum grossen Theil schon wieder hinduisirt und werden es allmählich mehr und mehr.

Sie bilden im Gesammtleben des ganzen Volkes gleichsam eine Kaste (*Warna*) für sich selbst. Aber nicht nur das; es haben sich unter ihnen anch viele *Djâtis* ausgebildet, die nicht untereinander heirathen und auch nicht mit einander essen.

Ferner ist es mit ihren Monotheismus auch nicht so reinlich bestellt, wie Mohammed es wünschte. Ausser diesem selbst werden noch von ihnen viele andere Heilige (*Pírs*) fast göttlich verehrt. Und ihr Dienst der guten und der bösen Geister (*djinn* nnd *afrít*) ist in Indien womöglich noch mehr ausgebildet als in andern Ländern. Darin stehen sie den Hindus kaum noch nach.

Und was schliesslich den von Mohammed so perhorreszirten »Götzendienst« der Hindus anbetrifft, so haben sie in ihrem Reliquien-Dienste etwas, das nicht sehr viel anders ist. Dies schien mir namentlich im Süden Indiens der Fall zu sein, wo ihre Zahl unter den Hindus ohnehin gering ist. An manchen Orten schliessen sich sogar die Moslims der Verehrung von Hindu-Gottheiten an, so zur Abwendung von Seuchen, von Blattern, Cholera oder Pest. Auch nehmen meist die niederen Volksklassen, der Moslims wie der Hindus, an den Festlichkeiten beider Religionen Theil.

Trotz vieler solcher Aehnlichkeiten ist aber ein merkwürdiger Unterschied im Aussehen nnd im Anftreten selbst zwischen den hinduisirten Moslims und den Hindus unverkennbar — nach meinen

Begriffen nicht immer zum Vortheile der ersteren. Ueberall unter den Hindus hatte ich das Gefühl, dass sie Kinder derselben arischen Rasse nnd Kultur sind, der auch wir und unsere germanische Geisteskultur angehören, ein heimathliches Gefühl der Stammverwandtschaft, nicht so den Mohammedanern (in den Städten) gegenüber.

Trotzdem sie meist derselben Rasse wie die Hindus angehören, schienen sie mir durch ihre Religion oder ihre Kultur nur sinnlicher nnd auch sonst nicht moralischer geworden zu sein. Doch gebe ich gern zu, dass solche Generalisirungen immer sehr gewagt sind. Wer vermöchte wohl den vielen Millionen Menschen so in's Herz zn sehen, dass er unter den verschiedenen Umständen im Stande wäre, wirklich die entsprechenden Verhältnisse mit einander zu vergleichen!

Die Tracht der Moslims ist übrigens der unsrigen ähnlicher als die der Hindus. Jene tragen Rock und Beinkleid, die genäht und nach dem Körper zugeschnitten sind. Der Hindu hüllt dagegen seinen Körper, wie erwähnt, nur in einfache Tücher, die in graziösen Faltenwnrf seine Glieder lose nmschliessen, ähnlich der Tunika nnd Toga, wie sie im klassischen Alterthnm getragen wurden. Nur in den Bergen gehen jetzt anch die Hindus, selbst die Brahmanen, in genähter Kleidung, weil diese im Winter dort besser gegen die Kälte schützt.

Auch in mancher anderen Hinsicht stehen die Gewohnheiten nnd Sitten der Moslims den unsrigen näher, als die der Hindus. So setzen sie sich vielfach ebenso, wie wir, auf Stühle, Sophas oder Bänke, wenn sie welche haben. Manchmal freilich kreuzen sie anch ihre Beine vor sich auf dem Sitzpolster des Stuhles oder Sophas. Die Hindus aber setzen sich mit Vorliebe, wenn irgend möglich, so mit verschränkten Beinen auf den flachen Fussboden — selbst dann, wenn ihnen Stühle oder Bänke zur Verfügung stehen. Dass dies nicht allein die Hindus, sondern auch bisweilen Moslims thun, hat seinen guten Grund darin, dass auf diese Weise die im Körper zirkulirenden elektrischen oder magnetischen Ströme, die besonders aus den Extremitäten ausströmen, weniger verloren gehen, und so besser für das Leben des Körpers verwerthet werden. Diese Thatsache, die unsere Wissenschaft erst neuerdings herausgefunden hat, war den Brahmanen schon aus alter Zeit bekannt und ist ihnen auch als Rechtfertigungsgruud für die Art ihres Sitzens bewusst. [1])

[1]) Auch die Vorliebe der Hindus, auf dem nackten Erdboden zu sitzen oder zu liegen, hat ihren Grund darin, dass sie auf diese Weise die Kraft des Erdmagnetismus besser für ihren Organismus zu verwerthen meinen. Auch diese Thatsache scheint sich bei uns durch neueste Heilmethoden experimentell zu bestätigen.

Die grosse Masse der Bevölkerung folgt ihrem Beispiel instinktiv; sie sagen, dass diese Art zu sitzen »die einzige ihnen beqneme sei«.

In der Form ihres täglichen Kultns unterscheiden sich die Moslims sehr anffallend von den Hindus. Während letztere ihre Gottesverehrung ganz individuell und in der Hauptsache allein im Stillen nnd im eigenen Hause ausüben, verrichten die Moslims ihre Gebete öffentlich und oft auch mehrere znsammen. Dass die Oeffentlichkeit gerade die Andacht fördern, kann ich mir nicht denken; und wohl nicht mit Unrecht schreibt anch der Begründer des Christenthums vor (Matth. VI, 6): »Wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein nnd schliesse die Thür hinter dir zn nnd bete im Verborgenen«, — eine Vorschrift, um die freilich sich die Kirche wohl nie sonderlich gekümmert hat, so wenig wie nm das Verbot des Viele-Worte-Machens. Aber wenn der betende Mohammedaner anch wohl nicht den Eindruck von Innerlichkeit macht, so ist doch seine Form des Kultus ästhetisch schön; nnd sie wird meist mit sehr viel Würde und Grazie ausgeführt, wenn er sich des Morgens oder Abends im Gebete der Richtung nach Mekka zuwendet.

Wichtiger als dieses aber ist die innere Charakteristik. Während ich den Hindu als übersinnlich kennzeichnen musste, so lebt jedenfalls der Moslim mehr in dieser Sinnenwelt. Jener ist mehr geistig, dieser materiell; jener idealistisch, dieser praktisch; jener mehr demüthig, dieser stolz; jener mehr hülfsbereit, dieser mehr abgeschlossen; jener mehr religiös, dieser mehr weltlich; und so liesse sich der Gegensatz noch vielfach weiter ausführen. Doch sei hier auch bemerkt, dass für manche Zwecke diese Vergleichung, vom europäischen Standpunkte beurtheilt, nicht zum Nachtheile des Mohammedaners ausfällt. Weil er regelmässiger Fleisch geniesst, ist er zu manchen Hantirungen brauchbarer; er ist entschlossener und gewaltsamer von Temperament. So zum Beispiel möchte ich mich lieber einem Elephantentreiber anvertranen, der Mohammedaner ist.

Will man den Gegensatz des Wesens der Mohammedaner und der Hindns kurz zusammenfassen, so könnte man gemäss der oben erwähnten Sanskrit-Klassifikation nach Eigenschaften *(guna)* die Moslims als *radjasa* (leidenschaftlich nnd unruhig) bezeichnen, während das Wesen der Hindus mehr *sattwa guna* (rein und gelassen) ist[1]).

Während nun die Hindus den Mohammedanern in der Philosophie zweifellos überlegen sind, waren doch die Leistungen der letzteren in den Wissenschaften nach europäischen Begriffen viel

[1]) Aehnlich dem Gegensatze zu den Europäern wie oben Seite 25 ff.

bedeutender als die der Hindns. Uebten doch die Araber mit ihren mathematischen Wissenschaften, ihrer Astronomie und ihren Natur-Wissenschaften im Mittelalter den bedeutendsten Einfluss auf die Ausbildung der europäischen Wissenschaften aus.

Dies war freilich nicht in Indien. Dort dagegen haben sie sich in der grossartigsten Weise durch ihre Bauknnst ausgezeichnet. Es ist eine für uns völlig fremde Welt, die sich in ihrem Baustil darstellt, wohl noch fremdartiger als die der Hindus, mit der unsere eigene Kunstentwickelung doch einige Parallelen aufweist. In sich selbst jedoch ist die mohammedanische Baukunst vollendeter und gestaltet ihre eigenartige Ideenwelt besser in künstlerischer Vollendnng aus. Es genügt hier, an die zanberhaften Marmorbauten Indiens, den Tadj Mahal, die Perl-Moschee, die Palastbauten Akbars, die vielen Fürsten-Mausoleen und selbst die Kntub Minár zu erinnern.

Diese Kunst des Islâm bleibt nns Enropäern trotz der Schönheit und Vollendung ihres Wesens fremd, so fremd, wie eben die mohammedanische Kultur überhaupt. Ebenso fremd aber ist und bleibt auch den Mohammedanern unser europäisches Wesen, unsere Knltur nnd nnsere Art der intellektuellen Bildung. Diese sich anzueignen, macht ihnen durchweg sehr viel grössere Schwierigkeiten als den Hindus. Dies hat jetzt in Indien für sie viele Nachtheile zur Folge, weil die Hindus sie bei den Bewerbungen um Anstellungen im Staats-Dienste wie auch in privaten Beschäftigungen leicht ausstechen. Wenn nicht die Engländer sie möglichst begünstigten in dem Gedanken, dass es leichter ist, zwischen zwei Parteien zu regieren, als gegen eine übermächtige allein[1]), so würden sie wohl noch weniger zur Geltung kommen.

Den Hindns wird es, trotz ihrer Gewöhnung an die strenge Abgeschlossenheit in ihrer eigenen Kultnr-Ordnung leichter, sich die Vortheile unserer europäischen Kultur anzueignen. So weitherzig sie in der Duldung jeder fremden Eigenart sind und sie gern gewähren lassen, so anpassnngsfähig sind sie anch, wo es fremdartige Kulturbildung für sich zu verwerthen gilt. Trotz ihrer strengen Kasten-Regelung bedienen sie sich unserer Eisenbahnen und aller anderen demokratischen Kulturmittel der europäischen Zivilation mit grösserer Unbefangenheit, als die Moslims; und ebenso verstehen sie auch sich unsere europäische Schulbildung ausgiebiger zu Nutzen zu machen. Man könnte wohl sogar behanpten, dass die jungen Hindus leichter lernen, schneller begreifen und intellektuell gewandter sind, als unsere

[1]) Die alte politische Weisheit des *„Divide et impera!"* — »Theile und beherrsche! oder: »Entzweie die Partheien, um sie zu beherrschen!«

eigenen Knaben. Bei den Moslims in Indien scheint eher das Gegentheil der Fall zu sein.

Als Gründe für das Zurückbleiben der mohammedanischen Schüler finden sich in dem Berichte der indischen Erziehungs-Kommission die folgenden Ausgaben[1]: »Abgesehen von der sozialen und geschichtlichen Stellung der Mohammedaner in Indien, liegen auch noch andere Ursachen vor, welche sie im Kampf ums Dasein den Hindus gegenüber schwer benachtheiligen. Das Lernen in der Moschee muss bei ihnen dem Lernen in der Schule vorangehen. Das einzige Ziel eines jungen Hindus ist, sich eine Ausbildung zu erwerben, die ihn für eine amtliche oder gelehrte Thätigkeit befähigt. Ehe aber der junge Mohammedaner seine Gedanken der weltlichen Erziehung zuwenden darf, muss er gewöhnlich erst einige Jahre einen religiösen Unterricht durchmachen. Er kommt daher später in die Schule als der Hindu. Ferner aber (2.) verlässt er die Schule eher als dieser. Die Eltern der mohammedanischen Schüler aus besserer Gesellschaftsklasse sind gewöhnlich ärmer, als die Eltern von Hindus in entsprechender Lebensstellung. Der Mohammedaner kann gewöhlich für seinen Sohn keinen vollen Erziehungsgang bezahlen. Endlich (3.) zieht er auch oft vor, seinem Sohne durch dessen Schul-Ausbildung einen angesehenen Platz unter den Gelehrten seiner eigenen Glaubensgemeinde zu sichern, anstatt einer Anstellung, die ihm Erfolg in einem modernen Berufe oder im öffentlichen Leben bringen könnte.«

Das alljährliche *Bluebook* »*Moral and Material Progress of India*« wiederholt fast ständig die Klage, dass die Zahl und die Fortschritte der mohammedanischen Schüler wenig zunehmen, und dass sich insbesondere in Hinsicht der Staats-Examina an den Universitäten bei ihnen kein Aufschwung zeige. Und dasselbe gilt auch für die technischen Berufsarten. Auf der Sibpur-Hochschule bei Calcutta waren 1895—96 in der Ingenieur-Abtheilung unter 106 Studenten 100 Hindus aber kein Mohammedaner, in der Lehrlings-Abtheilung aber von 215 Schülern 173 Hindus, 39 Europäer und nur 3 Mohammedaner.

Allerdings hat dieses Bild auch seine Kehrseite. Während die europäische Bildung auf das Wesen der Hindus meist einen ungünstigen Einfluss übt, so ist bei den Mohammedanern eher das Gegentheil der Fall; und doch bleiben sie dabei strenge Mohammedaner, ja werden sogar in der Regel um so orthodoxer, je höher

[1]) *Parl. Paper* (*Bluebook*): *Report of the Indian Education Commission* 505.

sie sich social hinaufarbeiten. Aber auch die niederen Volksklassen der Moslims in den grossen Städten werden wohl nicht so ungünstig durch die Berührung mit der europäischen Zivilisation beeinflusst, wie die leicht beweglichen Hindus. Die Mohammedaner sind eben, wie die Europäer, durch das Fleischessen geistig etwas schwerfälliger; und ihre Kultur steht der unsrigen in sofern näher als die brahmanische, wie sie materieller ist. Die Moslims sind, wie wir, mehr als die Hindus zu Thätigkeit und Anstrengungen aller Art *(radjasa)* geneigt, und deshalb auch wohl gegen seelische Einwirkungen widerstandsfähiger.

Nur in einem Punkte sollen die Mohammedaner sich auch intellektuell besonders auszeichnen; das ist in der Beherrschung orientaler Sprachen, wie persisch und arabisch, die ihnen ja auch erklärlicher Weise von Hause aus näher liegen.

Als Ausnahme lokaler Art müssen hier einzelne Gegenden, wie beispielsweise die Nord-West-Provinzen und Oudh genannt werden, wo die Zahl der mohammedanischen Schüler den Hindus gegenüber grösser ist, als das numerische Verhältniss der beiden Gemeinden innerhalb der Gesammt-Bevölkerung der Provinz. Freilich aber stehen dort nur 6,3 Millionen Moslims 40,4 Millionen Hindus gegenüber; jene bilden also fast nur $1/8$ der Bevölkerung der Gegend, während die Mohammedaner ja in der Bevölkerung Indiens überhaupt $1/5$ ausmachen, und überdies war die Nord-West-Provinz der Hauptsitz der Gross-Moghuln, und dort eben finden sich noch am meisten von den alten »Aristokraten des Islâm« unter den an Zahl geringen Moslims.

In demselben Verhältnisse, wie dort die Schülerzahl grösser ist, befinden sich auch mehr Mohammedaner in Beamtenstellungen der Regierung, als ihrer Volkszahl entspricht. In den meisten übrigen Theilen Indiens aber haben die Hindus einen verhältnissmässig weit grösseren Antheil an den öffentlichen Anstellungen, als ihnen selbst ihrer überwiegenden Volkszahl nach zufallen sollte.

Es fehlt auch unter den Mohammedanern nicht an einer Bewegung, die schon diesem Uebelstande abzuhelfen bestrebt ist. Diese ging von *Sir* Sayed Ahmed Khân aus, einem Manne, der sich in den Diensten der britischen Regierung schon seit der Zeit vor dem Aufstande 1857 als Richter in hervorragender Stellung ausgezeichnet hat. Er ist nicht nur aus alter vornehmer Familie, schon von den Zeiten der Gross-Moghuln herstammend, sondern kann auch heute als der Repräsentant des stolzen Mohammedanerthums in Indien gelten. Ja, er ist vielleicht die in der Oeffentlichkeit am meisten hervortretende Persönlichkeit in der ganzen mohammedanischen Gesellschaft

Indiens. In seiner Verachtnng für die milden Hindus ist er fast ultra-mohammedanisch. Die Bengalen insbesondere sind ihm viel zu scharfsinnig und spitzfindig. Ihm zucken noch, gleich seinen Vorfahren, die Finger, lieber mit dem Schwerte, als mit dem Verstande alle Schwierigkeiten der Kultur nnd Politik zu lösen. Aber bei den Europäern empfiehlt ihn offenbar gerade dies, im Gegensatze zu den philosophischen nnd feinsinnigen, aber Rnhe liebenden Hindus.

Trotzdem hat *Sir* Sayed Ahmed Khân den Entschluss gefasst, alle Kräfte anfznwenden, um sich nnd seine starkwilligen Glaubensgenossen auch in der modernen Knltnr-Epoche nicht von den gewandten und beweglichen Brahmanen ausstechen zu lassen. Es war ihm völlig klar, dass die Mohammedaner, wenn sie sich nicht die europäische Bildung aneignen könnten, schliesslich ihre Bedeutung im modernen Indien ganz verlieren würden. Da diese bisher für die Europäer keine sonderliche Sympathie noch auch Verständniss haben, so kann zwischen beiden sich auch jetzt kein näheres Verhältniss bilden. Nur bessere moderne Erziehnng seiner Genossen könnte diesem Uebelstand abhelfen. Die dazu nöthige Eigenart der Erziehung, die mit den Vorschriften des Qurân in Einklang stehen mnss, kann nicht der Staat allein beschaffen; dies müssen die Mohammedaner selbst thnn.

All diese Erwägnngen führten ihn zu dem Plane, der schliesslich in der Begründung des mohammedanischen *Anglo-Oriental-College* in Aligarh 1883 verwirklicht wurde. Diese Hochschule ist ausschliesslich seiner Initiative zu verdanken. Er hat ihr seine ganze Kraft und sein Vermögen gewidmet.

Dieses geniesst, ausser einem Regierungs-Zuschusse, auch die Unterstützung sowohl von Hindus wie von Mohammedanern und unter letzteren auch sowohl von den Sunniten, wie von den Schiiten. Obwohl es in erster Linie für die enropäische Hochschnlerziehung von Mohammedanern bestimmt ist, schliesst es doch die Hindns von den weltlichen Lehrfächern nicht aus, und hat auch immer eine grössere Zahl von solchen unter seinen Schülern. Dies ist nm so mehr erfreulich, als eben *Sir* Sayed Ahmed Khân gelegentlich sich recht abfällig über die Hindus geänssert hat, ganz in der Art, wie es die Anglo-Indier durchweg zu thun pflegen; er hält sich eben ganz zur britischen Regierungspartei.

Dies *Anglo-Oriental-College* ist der Universität Allahabad angegliedert nnd zählt 4- bis 500 Studenten. Die Lehrer sind meist Mohammedaner, der Rektor aber und einige andere Professoren sind Engländer, ebenso die Leiter der Vorschulen, die mit dem *College*

verbunden sind, und auch in diesen Schulen lehren mohammedanische Fachmänner. Der religiöse Unterricht wird den mohammedanischen Stndenten sowohl in der *Sunna* wie auch in der *Schia* ertheilt, in arabischer und persischer Sprache, als ein Theil ihrer täglichen Uebungen.

Leider ist das Urtheil, welches in dem *Bluebook* »*Moral and Material Progress of India*« anch über dieses *Oriental-College* gefällt wird, nicht besonders günstig. Es heisst dort, dass »dasselbe sich sehr kostspielig erwiesen habe und nicht als Erfolg betrachtet werden könne. Von den Kandidaten, welche sich znr Reifeprüfung gemeldet haben, hätten zwei Drittheile dieselbe nicht bestanden.«

Die Stellungnahme der Mohammedaner zu den Hindus ist, nächst ihrem Verhalten zu den Europäern, eine der hauptsächlichsten Kulturfragen Indiens, weil nicht nur jene beiden die bedentendsten Religions-Gemeinschaften sind, sondern auch die Moslims jetzt, fast durch das ganze Land hin, unter den Hindus zerstreut wohnen. Die in Indien sonst noch, ausser den Christen, in Betracht kommenden Religionsgemeinschaften wohnen der Hauptsache nach innerhalb enger Grenzen, die Buddhisten in Barma, die Sikhs in Pandjab, die Djains in Bombay und Radjputana nnd die Parsis anch in Bombay.

In den letzten Jahren ist sehr viel von den Krawallen zwischen den Hindus und Moslims in Indien geredet worden. Diese sind fast nur in grösseren Städten, aber weder auf dem flachen Lande noch auch in den Bergen vorgekommen. Dem darüber heransgegebenen *Bluebook* entnehme ich die folgenden authentischen Angaben über die äusseren Veranlassungen so wie auch über die tiefer liegenden Ursachen dieser Streitigkeiten[1]).

Im wesentlichen handelt es sich dabei immer um das Opfern von Kühen durch die Mohammedaner. Die Kuh wird von den Hindus ja besonders hoch geschätzt, man könnte sagen, heilig gehalten und darf ihrer Ueberzeugung nach nicht getödtet werden. Nun pflegen zwar in anderen Ländern die Mohammedaner Ziegen oder Schafe für ihre Sünden zu opfern, weil diese dort billiger zu haben sind; und man könnte glauben, dass sie daher anch in Indien leicht auf die religiösen Anschauungen ihrer Hindn-Mitbürger Rücksicht nehmen könnten. Weil nun aber die Hindus Kühe nicht schlachten, so sind eben alte Kühe in Indien billiger zu kaufen als Ziegen. Ueberdies kann eine Kuh so gut wie ein Kameel, nach der aus Arabien stammenden Ueberlieferung die Sünden von sieben Moslims tragen;

---

[1]) *Parl. Papers* 538 vom 5. *March* 1894: *East India (Religious Disturbances).*

eine Ziege aber nur die von einem. So ist mithin das Kühe-Opfern sehr viel billiger. Daher ist es mindestens erklärlich, wenn nicht gar verzeihlich, dass die Moslims gerade Kühe opfern wollen. Schliesslich aber kommt auch das hinzu, dass sie dies als Prinzipienfrage auffassen, und gleichsam durch solche demonstrative Ansübung ihrer islamitischen Religions-Gebräuche in fanatischer Weise die Hindus zur Anerkennung der Ueberlegenheit des Islâm zwingen wollen. Nach den Angaben des erwähnten Bluebook waren in den letzt bekannt gewordenen Fällen immer die Mohammedaner die Angreifer in den Streitigkeiten.

So weit man zurückdenken kann, sind derartige Streitigkeiten nnter den Hindns und Moslims immer vorgekommen, auch schon vor der britischen Herrschaft in Indien. Seit derselben aber sind sie häufiger geworden. Dieses deshalb, weil jetzt mehr als früher für die rücksichtlose Rechts-Freiheit der Minorität gesorgt ist. Je nach dem die Mehrzahl der Bewohner eines Ortes Hindus oder Moslims waren, fügte sich ihr vordem die Minorität. Jetzt aber macht sich diese, in der Regel Moslims, nnter britischer Herrschaft willkürlich geltend. Während früher Streitigkeiten höchstens dann vorkamen, wenn die religiösen Feste beider Partheien grade auf dieselbe Zeit fielen, so haben neuerdings die Mohammedaner ihren Glaubens-Eifer insbesondere dadurch kundgegeben, dass sie die Hindns absichtlich verletzten nnd oft in brntalster Weise störten, ihre Tempel demolirten und dergleichen. Dass die Hindus da sich wehrten, ist wohl zu begreifen; nnd doch waren es stets nur die grossen Massen niedrer Volksklassen, die sich auf Anwendung von Gewalt gegen Gewalt einliessen. Die verständigeren und vornehmeren Hindus haben stets von allen ungesetzlichen Mitteln der Selbsthilfe abgerathen und sie nach Kräften zu verhindern gesncht.

Dass diese eigentliche Hindn-Art der Passivität solche Krawalle nicht verhindert hat, ist in noch anderer Weise durch das Eindringen moderner Zivilisation in Indien veranlasst. Es ist die ganz allgemeine Meinnng der Hindus, dass nicht nnr die Europäer durchweg irreligiös seien, sondern, dass auch alle, die mit ihrer Kultur in nähere Berührung kommen, irreligiös würden, dass insbesondere europäische Bildnng jeder stichhaltigen Philosophie entbehre und daher die Schüler in ihrer Kenntniss, wie in ihrer Religiösität schädige. Diese Anschauung hat zu verschiedenen Vereinigungen geführt, deren Zweck eine Belebung des Hinduismus und seiner Religionsgebränche ist *(Hindu-Revival)*. Im Vordergrunde der Bestrebung dieser auf nicht hoher Stnfe stehenden Vereinigungen steht der Schutz der Kühe vor

dem Geschlachtet-werden. Diese Vereinigungen sind zwar niemals aggressiv gegen den Islâm vorgegangen, haben aber wesentlich dazu beigetragen, dem Widerstande der Hindus gelegentlich einen gewaltsamen Charakter aufzuprägen; und die Wanderprediger dieser Bewegung haben auch in weiteren Kreisen die Hindu-Bevölkerung aufgereitzt, für ihr Recht einzutreten, das sie von uralter Zeit her in ihrem eigenen Lande besessen haben.

Wie gesagt, finden solche Religions-Streitigkeiten fast nur in den grösseren Städten statt. Wie auch schon aus den vorhergehenden Mittheilungen ersichtlich ist, kann man das Verhältniss der beiden Religionsgemeinschaften nach denselben nicht beurtheilen. Kulturell haben sie überhaupt nur eine geringe Bedeutung, wie ja denn der Einfluss der Städte und ihres Lebens auf die grosse Masse der Landbevölkerung überall nur sehr gering ist. Da nun überdies in Indien nur ein sehr geringer Prozentsatz der Bevölkerung (9½ Prozent) in Städten wohnt und sogar nur 4½ Prozent in den 225 Städten Indiens, die mehr als 20,000 Einwohner haben, so sind solche Vorgänge für die grosse Masse der Bevölkerung dort fast ohne alle Bedeutung.

Um so grössere Wichtigkeit hat aber dieser Antagonismus in derjenigen Hinsicht, für die das städtische Leben überhaupt entscheidend ist. Das ist ausser der wirthschaftlichen und intellektuellen Entwickelung vor allem das politische Leben. Für dieses, insbesondere auch für die Stellung der Europäer in Indien, ist die Thatsache von grossem Gewicht, dass die beiden hauptsächlichsten Bevölkerungs-Massen kulturell ganz unvereinbar sind.

Der Hinduismus mag auf dem flachen Lande die Mohammedaner mehr und mehr hinduisiren, die massgebenden Kreise des Islâm wird er niemals für sich gewinnen. Mögen sich auch diese höheren Kreise an diesen Krawallen nicht betheiligen, und mögen solche nur ein roherer Gefühls-Ausdruck der niederen Volksmassen in den Städten sein, es spiegelt sich in ihnen immerhin der Widerstreit der beiden unvereinbaren Kulturen wieder.

Was aber insbesondere die steifnackige, um nicht zu sagen fanatische »Aristokratie des Islâm« anbetrifft, so lebt dieselbe nicht nur geographisch, sondern auch gesellschaftlich so abgeschlossen, dass ein freundschaftlicher Verkehr derselben mit den Hindus für sie ebenso unmöglich ist, wie für die letzteren. Ein freiwilliges Zusammengehen beider Parteien ist unter den dargestellten Verhältnissen unmöglich.

Es ist auch für die leitenden Kreise beider Religionsgemeinschaften vollständig ausgeschlossen, dass in Zukunft eine sich der andern

jemals unterwerfen könnte. Eine solche politische Dienstbarmachnng der einen Partei dnrch die andere könnte eben nur geschehen, wenn eine die andere dazu *zwänge*, und jede derartige Feindseligkeit können und werden die Europäer dort sehr leicht verhindern, nm so mehr, da solche doch nur gegen sie gerichtet sein würde. Auch ruft ja hentzutage jede der beiden Parteien, wenn sie sich benachtheiligt fühlt, sogleich die englische Regierung um Abhülfe an. Ein Wiederanfleben mohammedanischer Herrschaft in Indien ist daher ebenso undenkbar, wie eine politische Beherrschung Indiens dnrch die Hindus.

Einer *ernstlichen* Bedrohung der unbezweifelten Gewalt der Europäer in Indien müsste eben schon eine *Anarchie* voranfgehen, etwa eine gänzliche Besiegung der Engländer dort durch eine andere europäische Macht; nnd diese müsste dann doch selbst wieder zu ohnmächtig sein, nm mit ihrer eigenen Militärgewalt Orduung im Lande zn halten und zu verhindern, dass irgend eine der einheimischen Regierungen die anderen einheimischen Staaten nnd die jetzt britischen Provinzen bekriegte nnd unterwürfe. Dazu müsste dann aber solche einheimische Regierung nicht nnr ehrgeizig, sondern anch mächtig nnd kriegstüchtig genug sein. — Das sind alles *abenteuerliche Phantasien*, an deren Realisirbarkeit kein Sachverständiger je glauben kann.

Vielleicht aber wird einer oder der andere der Leser hier an *den indischen Anfstand von 1857* denken und fragen, warum sich der nicht etwa wiederholen könne. Damals hätten doch mohammedanische und Hindu-Fürsten gleichzeitig gegen die Briten revoltirt.

Ja damals! und was für Fürsten! Demoralisirte, wie ein Nena Sahib nnd die letzten der Gross-Moghuln. Heute gilt die *Zuverlässigkeit der ungefähr 470 einheimischen Fürstenthümer* Indiens durchweg als ganz *zweifellos*, und eben deshalb wird ihre Unabhängigkeit unter britischer Oberhoheit aufrecht erhalten. Insbesondere sind auch die »Aristokraten des Islām« der britischen Regierung treu; und ihrer Loyalität liegt bei den meisten wohl die dentliche Erkenntniss zu Grunde, dass sie keine andere Chance haben, sich in Indien weiter geltend zn machen, als im Dienste oder nnter dem Schntze der Engländer, und dass für immer jede Hoffnung auf ihre Beherrschung nnd Moslimisirung Indiens dahin ist.

Aber die *Wiederholung* eines Aufstandes wie der im Jahre 1857 ist, auch abgesehen von der Lehns-Treue der Fürsten, durch die seitherige *politische Entwickelung* der europäisch gebildeten Männer des Landes ausgeschlossen, die ihrer friedlichen Gesinnung in der National-Kongress-Bewegung auf Grundlage der

europäischen Organisation des Landes deutlichen Ausdruck gegeben haben[1]). Alle nicht ganz urtheilslosen Indier, die Hindus ebenso wie die Mohammedaner, haben längst erkannt, dass ein Versagen der europäischen Beherrschung Indiens und ihres Landfriedens nur eine Anarchie bedeuten würde.

Mehr als alles andere aber schliesst die administrative und kulturelle Organisation des Landes, insbesondere auch die jetzige Ausgestaltung der Armee, dort jeden Gedanken an die Wiederkehr einer militärischen Meuterei, wie damals, aus. Bis dahin hatte die Ostindische Gesellschaft eben nicht das Land völlig beherrscht; jetzt hat die britische Regierung selbst die Administration des Landes übernommen und meisterhaft durchgeführt. Es fehlte damals noch an Eisenbahnen, nur 288 Meilen waren fertig; jetzt durchziehen 20 000 Meilen dieser Schienenwege überall das weite Land. Damals waren die Truppen überall im Lande verstreut und schwer zu konzentriren; jetzt spielt die Entfernung kaum noch eine Rolle. Ueberdies war die Armee auch ungünstig zusammengesetzt; die Zahl der einheimischen Truppen überwog die europäischen sechsfach; es standen 215 000 Indier und noch einige andere Kontingente 39 000 Europäern gegenüber. Heute darf gesetzlich ihr Verhältniss das vor 2 : 1 nicht überschreiten; gegenwärtig stehen 144 000 Indier unter europäischen Offizieren 75 700 Europäern gegenübern, und die letzteren werden noch verstärkt durch freiwillge Regimenter, deren Mannszahl 29 000 ist, unmittelbar verfügbar davon sind 25 900 Mann. Wichtiger noch als dieses für die Zuverlässigkeit der Manneszucht ist aber die Art, wie jetzt die Regimenter der indischen Truppen, anders als vor 1857, zusammengesetzt sind [2]).

Auf der Grundlage orientalischer Kulturgewohnheiten und religiöser Anschauungen ist der Gegensatz der Hindus und der Mohammedaner unvereinbar, nicht aber auf Grund der europäischen Zivilisation. Dies ist jedoch kein feindliches Bekämpfen, sondern ein friedlicher Wettstreit; denn die Zivilisation ist Friede, und ihr Ziel ist nur die Wohlfahrt Aller.

Für beide Theile, für die Moslims wie die Hindus, ist daher Gedeihen und fernere politische Entwickelung nur in immer engerem Zusammengehen mit den Europäern möglich. Dieses haben auch die Hindus längst schon allgemeiner eingesehen; doch je schwerer es noch den Mohammedanern würde, sich in die europäische Kultur und deren politische Organisation Indiens hineinzufinden, desto mehr würde

[1]) Darüber Weiteres im nächsten und im letzten Abschnitte dieser Studien.

[2]) Darüber Näheres im XI. Abschnitte.

sie das Schicksal bedrohen, dass sie dort von der Bildfläche des politischen Lebens verschwänden.

Kulturell werden die städtischen Mohammedaner, so weit sie von den alten Eroberern abstammen oder dauernd beeinflusst werden, mehr und mehr in eine Lage kommen, wie etwa die Juden unter den Christen in Europa. Nur wird ihr Einfluss mehr auf dem religiösen Rückhalte beruhen, den sie haben könnten, während der der Juden hauptsächlich ein wirtschaftlicher ist. Aber beide werden nicht sehr gerne von der Hauptmasse der Bevölkerung gesehen sein.

Was, zum Schlusse, aber die grosse Masse der moslemisirten Arier anbetrifft, die ihrer Herkunft und Natur nach Hindus sind, so wird deren Wieder-Hinduisirung langsam, aber stetig fortschreiten; und schon im Laufe eines weiteren Jahrhunderts wird vielleicht der Islām in der Hauptsache dort von dem Hinduismus aufgesogen sein. Die gleiche Kulturthat hat ja das Brahmanenthum schon einst vollbracht, indem es den Buddhismus absorbirte. Im dritten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung ward Indien unter Ashoka ganz buddhistisch, und diese Religionsform dehnte sich von dort aus über Tibet, China und den ganzen Osten einschliesslich des Malayischen Archipels, aus. Nicht viel mehr als ein Jahrtausend später war schon Indien wieder ganz brahmanisch, ohne dass Gewaltthaten dazu nöthig gewesen waren.

Die grosse Masse der Moslims in Indien sind eben Arier; und sie werden schliesslich auch die Krankheit der mohammedanischen Invasion, an der jetzt Indien fast schon ein Jahrtausend leidet, überwinden und ausscheiden. Kulturell hat stets der Hinduismus Indien beherrscht und wird es auch in Zukunft thun. Geistig gehört Indien den Hindus, nicht den Europäern, aber auch nicht den Mohammedanern.

IX. Die Zivilisation in Indien.

Der Gegensatz zwischen innerer und äusserer, ideeller und materieller, indischer und europäischer Kultur kann Einem nirgends so lebendig vor die Augen treten, wie in der Nähe der modernen Grossstädte Indiens. Dort kann man bei einem Dorf abseits von dessen Strassen und Wegen einen Brahmanen (*Sannyâsi* oder *Yogî*) in oder bei seiner Hütte sitzen sehen, für die Aussenwelt bewusstlos und allein in innerer Versenkung auf sein gottinniges

Strebensziel gerichtet. Tritt man dann auf die Hauptstrasse binaus, so begegnet Einem der moderne Börsenmann in hastigem Geschäftsschritte von der nächsten Eisenbabnstation herkommend und seiner unweit am grossen Fluss gelegenen Fabrik zueilend. Er lebt ganz im modernen, rastlos schaffenden Weltgetriebe nnd ist nur bereit zu einer Unternehmung, bei der mehr als 5 Prozent Gewinn gesichert sind. All dieses Treiben hat der *Sannyási* längst als einer wirklichen Befriedigung zuwiderlaufend erkanut.

Dass aber dies Streben der Brahmanen, sich über das Menschsein ganz hinanszuringen und Glückseligkeit in höheren Bewnsstseinsznständen zu suchen, bei den Hindus allgemeiner, sogar bei den niederen, ungebildeten Volksklassen seit Jahrtansenden als die vernünftigste Verwerthung eines Menschenlebens anerkannt sein konnte, ist eine Thatsache, die dem heutigen Europäer schwer verständlich ist. Doch sie erklärt sich einigermaassen, wenn man in die Geschichte Indien's zurückschaut. Selten oder nie konnte der Hindu seines Lebens froh werden, selten konnte er sich einmal längere Zeit irdischen Besitzes erfreuen, selten auf die Früchte von der Arbeit seiner Hände sicher rechnen. Das fleissige Volk war stets von inneren und änsseren Feinden und Blntsaugern bedroht. Was die Erpressnngen der fremdrassigen und bisweilen auch einheimischen Fürsten ihm liessen, das nahmen ihm immer neue Eroberer oder barbarische Horden, die das Land beständig überfielen, plünderten und verwüsteten.

Diese Zustände waren glücklicherweise zu manchen Zeiten weniger schlimm, als zu anderen, auch nicht in allen Gegenden gleich unerträglich; am bösesten waren aber meist die Uebergangszeiten von einer Herrschaft zu einer anderen, und am allertranrigsten und trostlosesten war wohl die Periode des verfallenden Grossmoghul-Reiches. Der letzte der vier grössten Moghuln, Aurangsib (1658 bis 1707), hatte die Hindus nm ihres Glaubens willen hart bedrückt; von jedem, der nicht zum Mohammedanismus übertrat, erpresste er eine sehr hohe Personal-Stener noch ausser den übrigen schon recht hohen Staatsabgaben, Landrente und vielen anderen Steuern. Nach Anrangsib's Tode aber brach die noch viel schlimmere Anarchie über Indien herein.

Schon während der Zeit von damals 700 Jahren seit Beginn der ersten Invasionen Indien's durch mohammedanische Eroberer hatten die Plünderungs-Züge der Afghanen und zentral-asiatischer Völker sich fortwährend wiederholt. Nun aber liessen diese ihrem Uebermuth und ihrer lüsternen Raubgier freiesten Lauf. So fanden beispielsweise

während 23 Jahren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sechs grosse Einbrüche in Indien von dessen Nordwest-Grenze her statt. Den ersten verübte ein militärischer Abenteurer aus Persien, der Afghanen ebenso wie Indier mordete und plünderte; die anderen fünf waren afghanische Invasionen, wie sie immerfort, so auch im Jahre 1897 wieder, unternommen worden.

Was an Gräueln dabei vorkam, übertrifft jede Vorstellung, die man sich heute davon machen kann. In der Hauptstadt Delhi, die sich jenem Perser willig geöffnet hatte, wurden am anderen Morgen nach dem Einzuge bis zur Mittagsstunde 8000 friedliche Menschen ohne weiteres in den Strassen hingemordet. Das Metzeln und Plündern dauerte 58 Tage; dann zogen die Scheusale mit ihrer Beute aus der brennenden und verwüsteten Stadt davon. In ähnlicher Weise wütheten sie im übrigen Lande, nach ihnen aber die Afghanen möglichst noch unmenschlicher. Diese überfielen die Hindus bei ihren religiösen Festlichkeiten, zu denen sich viele Zehntausende von Pilgern versammelt hatten; und während ihr Fussvolk die Städte plünderte und verwüstete, hauste gleichzeitig ihre Reiterei im flachen Lande. Wo sie nicht hinreichend Beute fanden, verbrannten sie die Einwohner in ihren Häusern und nahmen nur die kräftigsten der jungen Männer und die hübschesten der Mädchen mit sich fort als Sklaven.

Ausserdem ahmten dieses Beispiel auch die Bergvölker aus dem Himalaya auf der ganzen Strecke bis Assam ostwärts nach. Immer weitere Landstrecken lagen entvölkert und verwüstet da. In gleicher Weise aber hausten von der Meeresküste aus die Seeräuber, die dort Tausende von (engl.) Quadrat-Meilen vollständig entvölkerten. Die Flotte, welche die Gross-Moguln zur Abhülfe ausrüsteten, erwies sich völlig machtlos hiergegen.

Es war vielmehr die erste Wohlthat, die die europäische Kultur den Indiern erwies, dass die *East-India-Company* mit ihrer Flotte dieser Plage der Seeräuberei ein Ende machte.[1]) Längere Zeit erforderte die Unterwerfung der Bergvölker, aus denen sich die Engländer jetzt ihre besten Truppen, die Gûrkhas, heranziehen, und an deren Fürsten sie nunmehr treue Landesgenossen haben, seit dem diese die unzweifelhafte Ueberlegenheit der europäischen Kriegsmacht kennen lernten und seit dem auch diese Völker wenigstens durch indirekten

[1]) Unter Admiral Watson und Lord, damals Colonel Clive 1756. Uebrigens war der eigentliche Name dieser berühmtesten aller Handelsgesellschaften: *Governors and Company of London Merchants trading to the East Indies.* Ihre Begründung-Versammlung fand am 23. September 1600 statt, ihr Freibrief wurde von der Königin Elisabeth am 31. Dezember desselben Jahres unterzeichnet.

Einfluss der Zivilisation in Indien sich an einträgliche Gewerbebetriebe gewöhnt haben.

Nachdem die Verwaltung Indiens unter den letzten Gross-Moghuln immer mehr in Misswirthschaft ausgeartet war, hatten die Engländer keine leichte Aufgabe dann auch im Innern des weiten Landes nach und nach Ruhe und Ordnung herzustellen. Dies war auch natürlich erst allmählich in dem Maasse möglich, wie die Länderstrecken Indiens ihrer Herrschaft unterworfen wurden. Heutzutage haben die Engländer in ganz Indien Frieden geschaffen, der wohl nur gebrochen werden kann, wenn sie selber Krieg zu führen wünschen. Nur die afghanischen Bergvölker haben sie noch immer sich nicht unterworfen, werden dieses aber wider Willen doch wohl noch thun müssen.

Ehe jedoch Frieden und Sicherheit, wie sie jetzt überall in Indien herrschen, erreicht wurden, waren viele Kämpfe nöthig. Eine der zu überwindenden Schwierigkeiten waren die als grosse Räuberbanden im Lande umherziehenden früheren Heeresabtheilungen des Moghul-Reiches. Mit dessen Zerfall löste sich auch seine Armee auf; deren einzelne Theile aber bildeten sich zu Freibeuter-Banden aus, die das ganze Land ausplünderten und brandschatzten. Diese Banden, die bis 50 000 Mann stark waren, verwüsteten das Land derart, dass sie besonders die wohlhabenderen Einwohner vollständig ruinirten, so dass diese vielfach sich veranlasst fühlten, sich offen oder heimlich selbst den Räuberbanden anzuschliessen.

Andere Schwierigkeiten waren auch die eigenartigen Gemeinschaften von Mörderbanden (*Thagi*), Räuberschaaren (*Dakaiti*) und Diebsfamilien, die sich nach Hindu-Art zu erblichen *Djâtis* ausgebildet hatten. Diese ganz zu unterdrücken, ist sogar im Laufe dieses Jahrhunderts noch nicht möglich gewesen Einzelne Fälle solcher gewerbsmässigen Verbrechen kommen auch noch jetzt im Innern Indiens vor. Uebrigens ist das bei uns ja ebenso.

Hierzu nehme man noch die blutsaugerische Ausbeutung der grossen Masse der Bevölkerung durch die Wucherer, die ihr kaum das Nöthigste zum Leben liessen, auch die fortwährende Lebensgefahr von wilden Thieren, der sich die fast ausschliesslich auf dem Lande lebende Bevölkerung ausgesetzt sah. Heute werden noch jährlich über 20 000 Menschen in Indien von Schlangen getödtet und mehr als 12 000 von Tigern und Leoparden gefressen. Dabei werden aber heute auf Regierungskosten über 500 000 Schlangen und mehr als 5000 Tiger jährlich vernichtet. Nach Berichten aus dem vorigen Jahrhundert darf man annehmen, dass die durch solche Thiere Umgekommenen sich damals noch über Hunderttausend jährlich belaufen haben müssen. In den Hungersnöthen starben Millionen hin,

und *Senchen* hielten reiche Nachlese unter denen, welche die Kriegshorden nnd die Räuberbanden, die Piraten und die wilden Thiere oder auch der Hunger noch ihr Leben hatten weiterfristen lassen.

Erst durch die moderne Zivilisation hat Indien aufgehört ein »*Jammerthal*« zu sein. Anch darin ging es aber den Hindus nicht viel schlechter, als den Dentschen zur »guten alten Zeit« des dunklen rohen Mittelalters; und die Bitte Luthers, »dass uns Gott aus diesem Jammerthale zn sich nehmen möge in den Himmel«, ist auch wohl nicht nur zur Zeit der heiligen Inquisition und während des 30jährigen Krieges, sondern noch bis tief in das jetzige Jahrhundert hinein aus der gequälten Seele unzähliger Dentschen aufgestiegen.

Die grosse Masse der indischen Bevölkerung, selbst die der Städte, lernte erst jetzt nnter britischer Herrschaft kennen, was es heisst, ein Leben unter *sicherer* und *gerechter* staatlicher *Organisation* zu führen und die Früchte seiner Arbeit friedlich zn geniessen. Jetzt ist Indien in fast allen Landestheilen ebenso *gesichert* vor Landfriedensbruch wie England selbst; ja, die *Kriminalität* ist dort nnr wenig mehr als *halb* so gross. Während in England auf je 100 000 Einwohner durchschnittlich 87 zu Gefängniss Vernrtheilte kommen, beläuft sich deren Zahl in Indien nur auf 45. Auch verdient die dortige *Gerichtsbarkeit* der Engländer, nach strengsten europäischen Ansprüchen gemessen, höchstes Ansehen für *Gerechtigkeit* nnd *Unbestechlichkeit*; und das erkennen auch die Hindus durchweg an. Ebenso befriedigend aber wie die Sicherheit des Landes ist anch die der See. Die *indischen Meere* sind so *frei* von *Ränbern* wie die englischen, sicherer als das Mittelmeer.

Daher ward anch erst jetzt in Indien eine Kulturentwickelung möglich, wie wir in Europa sie seit vier Jahrhunderten geniessen konnten; und nach dem *gewaltigen Fortschritt*, welchen Indien auf diesem Wege seit den letzten *fünfzig Jahren* schon gemacht hat, wird es kaum weitere fünfzig Jahre dauern können, bis sich Indien völlig in den Kreis der Zivilisation hinein fügen und wohl gar einen hohen Rang nnter den Völkern der Kultur-Menschheit einnehmen wird. Dazn freilich mnss noch manches anders werden, als es jetzt in Indien ist.

Unter den Segnungen, welche die Zivilisation den Indiern gebracht hat, ist wohl der Aufschwung des *Prodnktionsbetriebes* der wichtigste. Erst die Engländer haben in Indien grosse Handelszentren geschaffen. Sie haben nicht nur neue Industrien eingeführt, sie haben auch die alten neu entwickelt. Vieles, was vorher nur

Hausbetrieb war, ist jetzt zum Fabrikbetriebe geworden; und auch England erst hat Indien auswärtigen Absatz seiner Erzeugnisse in grösserem Maasse beschafft. Freilich ist die Industrieperiode, die sich durch Zusammenwirken von Arbeit nnd Kapital ansbildet, jetzt dort erst in ihren Anfängen. Aber ihre Anssichten sind nirgends wohl so vielversprechend wie in Indien. Auch die indischen Bauern haben sich ebenso sehr wie die Handarbeiter fähig und bereit gezeigt, sich neuen Anforderungen anzupassen; so unter anderm mit der Banmwollen-Produktion, als in den 60er Jahren die amerikanische Zufuhr während des Secessionskrieges aufhörte. Ebenso entwickelte sich schon vorher die Jute-Produktion in Indien, seitdem während des Krimkrieges Englands Zufuhr derartigen Faserstoffs von Russland durch die Blockade der Ostseehäfen abgeschnitten war.

Von diesen und anderen augenfälligen Vortheilen der Zivilisation, von der wohlorganisirten Staats-Verwaltnng, der Rechtspflege, dem Handelsverkehr, dem Bau von Eisenbahnen nnd Kanälen und der Einrichtung von Post und Telegraphen reden wir in anderen Abschnitten. Betrachten wir zunächst hier nur den geistigen Einfluss, den die enropäische Zivilisation in Indien gehabt hat. Welche Vortheile gewähren die Europäer den Hindus und sonstigen Indiern für die geistige Entwickelnng?

Die Antwort hierauf wird man wohl vermuthen dürfen, im Erziehungswesen, in der Schulbildung zu finden. Sehen wir zunächst, was sich an Schulen dort vorfindet und wieviele Schüler darin Unterricht geniessen. Dies veranschaulicht am besten folgende Uebersicht aus dem „*Statistical Abstract*" für Britisch Indien bis 1895—96 (nach S. 189):

Das Schulwesen in Indien 1895.

	Schulen	Schüler		
Oeffentliche:		männlich	weiblich	Summen
Universitäten und Hochschulen ...	160	19,752	110	19,862
Sekundärschulen .	5,213	497,812	41,179	538,991
Primärschulen ...	102,110	2·825,370	312,821	3·138,191
Seminare	173	4,098	960	5,058
Andere Schulen ..	365	18.939	1,068	20,007
	108,021	3·365,971	356,138	3·722,109
Privatschulen:				
Höhere Schulen ..	5,792	69,511	1,401	70,912
Elementarschulen	39,350	484,597	43,309	527,906
Summen	153,163	3·920,079	400,848	4·320,927

Der gesamte Kostenaufwand für die Schuleu in dem einen Jahre betrug 35·265,296 Rupies und vertheilte sich wie folgt (nach S. 197); der Rupie hat 2 Mark Silberwerth und gegenwärtig etwa ℳ 1,30 Goldwerth:

Kostenaufwand für das Schulwesen
in Indien 1895 in Rupies.

Regierungs- und Provinzial-Zuschüsse	9·478,305
Lokal-Abgaben	5·896,433
Munizipal-Zuschüsse	1·518,874
Schulgelder	10·550,023
Privat-Zuschüsse	7·821,661
Summe	35·265,296

Indien hat jetzt fünf Universitäten, von denen die in Calcutta, Bombay und Madras schon 1857, dagegen Lahore 1882 und Alla; habad 1887 begründet worden sind. In der nachfolgenden Zusammenstellnng (nach S. 185) ist die Anzahl der Candidaten, die sich in dem Jahre 1895—96 zur Aufnahme gemeldet, und derjenigen welche das Immatrikulations-Examen bestanden haben, angegeben:

Frequenz der indischen Universitäten
im Verwaltungsjahre 1895—96.

Universitäten	Anmeldungen	Aufnahmen
Calcutta	4281	2308
Bombay	2981	944
Madras	4603	1690
Lahore	1768	1139
Allahabad	2206	693

Von 27 917 Studenten, welche in den fünf Jahren 1890 bis 95 diese Universitäten besuchten, haben 11 296 ihr erstes Examen in Philosopbie und »Künsten« bestanden, 5205 den zweiten Ehrengrad (*Baccalareus Artium*) erlangt und 462 den philosophischeu Doktor (*Magister Artium*) gemacht. In der juristischen Fakultät promovirten 1350, in der medizinischen 1352, und ihr Ingenieur-Examen haben 1310 bestanden.

Neben den Universitäten, die also zugleich technische Ausbildung gewähren, sind hier von der grossen Zahl von Hochschulen wohl einige hervorzuheben, so vor allem das Mayo College in Adjmir, ausschliesslich für die Söhne nnd Verwandten von Fürsten und hohen Adligen bestimmt, sodann die Hochschulen für Medizin und Chirnrgie. Es giebt in Indien mehr als 1700 Hospitäler mit dazu gehörigen Kliniken und Apotheken, die von Indiern verwaltet werden, welche anf den indischen Hochschulen ausgebildet worden sind. Eigene technische Hochschnlen werden demnächst mehr gegründet werden; in Bombay hat man darin den Anfang gemacht mit dem im Jahre 1887 zur Feier der 50jährigen Regierung der Königin von England, Kaiserin von Indien, begründeten *Victoria Jubilee Technical Institute.* Unweit Madras giebt es auch eine sehr gut ausgestattete und gross angelegte Agriknltnr-Schule. In verschiedenen Provinzen wirken anch Kunstschulen, die von tüchtigen Kräften geleitet sein sollen und gute Erfolge für die Hebung der indischen Kunst und des Knnsthandwerkes erzielen.

Besonderer Erörterung bedarf hier ferner die Frauen-Erziehung in Indien. Dass dort in den Frauen der hauptsächlichste Angriffspunkt liegt, von dem aus allein Reformen in der indischen Gesellschafts-Ordnung angestrebt nnd durchgeführt werden können, darüber wird kein Zweifel sein. Auch viele einflussreiche Hindus befürworten schon eine Reorganisation der Sitten ihres Familienlebens, eine Aufhebung oder Erleichternng des *Pardâ*-Systems und die Zulassung von Verlobungen nicht vor dem Alter der Reife und in solcher Weise, dass der Bräutigam und die Braut einander selber wählen oder wenigstens bei der Wahl gehört werden und ein Einspruchsrecht geniessen. Solche Sitten sowie alle Fragen des Familienlebens hängen bei den Hindus, ebenso wie hier bei uns, mehr von den Franen ab, als von den Männern. Franen sind natnrgemäss ein noch konservativeres Element. Sie hängen an dem alten Herkommen, in dem sie aufgewachsen sind und sich behaglich fühlen. Um sie in Bewegung zu setzen und ihren Widerstand den fortschrittlich gesinnten Männern gegenüber abzuschwächen, würde ihre intellektuelle Ausbildung nützlich sein, insofern dies bei ihnen mehr selbständiges Nachdenken fördern könnte, — wenigstens nach unseren Begriffen ist das so.

Das aber ist auch wohl der einzige Grund, den wir für Mädchenschulen in Indien anführen können. Dass solche nm der Frauen willen an sich nöthig seien, ist kanm zu behaupten. Anch in Deutschland ist erst neuerdings bei den Frauen das Bedürfniss rege geworden, ihren Männern auch in der Verstandesbildung möglichst

ebenbürtig zu werden. Dass aber die indischen Frauen einer besonderen Ausbildung in dieser Richtung unbedingt bedürften, wird sogar von europäischer Seite fast in Zweifel gezogen. Als nur ein Zeugniss hierfür sei das vortreffliche kleine Handbuch »*India*« von Sir John Strachey[1]) angeführt. Der Verfasser stellt im übrigen sich ausschliesslich auf europäischen Standpunkt und schaut auf alles Hindu-Wesen von der ihm unzweifelhaften Höhe europäischer Kultur herab. Dennoch sagt er zu dieser Frage der Frauen-Erziehung:

»Die Frauen in Indien nehmen einen grösseren und thätigeren Antheil an den praktischen Geschäften des Lebens, als gewöhnlich angenommen wird. In der Leitung der Familie und der häuslichen Angelegenheiten üben sie wahrscheinlich eine noch grössere Autorität und Einwirkung aus, als die Frauen in Europa. Sie verwalten oft ganze Vermögen, grosse Güter und weit reichende kaufmännische Unternehmungen und beweisen dabei höchste Geistesschärfe und Intelligenz. Als ein Beispiel für ihre praktische Befähigung sei hier auf das Hindu-Fürstenthum Bhopâl hingewiesen, das schon seit zwei Generationen nur von Frauen regiert worden ist.«

Die Frage ist hier ja hauptsächlich auch nur die, ob den Hindufrauen europäische Bildung beigebracht werden soll; und dem widersetzen sich sogar die meisten europäisch gebildeten Hindus. Sie sagen uns: »Unsere Frauen brauchen eure Schulbildung nicht. Wir erziehen sie auch ohne euer Lesen, Schreiben, Rechnen; sie erhalten ihre Bildung hinreichend von Vater und Mutter oder Schwiegereltern von den Brüdern und dem Gatten, auch sogar von ihren Söhnen, und dazu ist meistens mündlicher Verkehr vollständig ausreichend.«

Diese Frage wird sich jedenfalls so bald nicht lösen. Die sich heute etwa auf eine Million belaufende Anzahl von Frauen und Mädchen, die in Indien irgend welche »Schulbildung« genossen haben, spielen keine grosse Rolle im Gesammt-Haushalte der Nation von 300 Millionen, und noch weniger die Zahl der Frauen, welche man nach europäischen Begriffen als »gebildet« bezeichnen würde. Ihre Zahl erreicht gewiss nicht Tausend[2]).

[1]) London 1891 bei Kegan Paul Trench Trübner & Co. S. 196.

[2]) Mehr als alle moderne Schulbildung nützt den indischen Frauen jedenfalls der schon oben (S. 51) hervorgehoben *Lady Dufferin Fund*, um so mehr da allen Angestellten desselben jede religiöse Propaganda und Bekehrungsthätigkeit aufs strengste untersagt ist. Freilich ist die Einseitigkeit der schulgerechten europäischen Heilkunst zu beklagen; die medizinische Orthodoxie schädigt die Leiber der Menschen heute sehr viel mehr als einst die theologische Orthodoxie deren Seelen; und der krasse Materialismus unserer Aerzte ist oft für die sensitiveren Organismen der Hindus viel empfindlicher und störender als für die der Europäer oder Europäerinnen. Trotzdem aber ist die segensreiche

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Gesammtergebniss dieses staatlich organisirten Erziehnngswesens, so stellt es sich nicht so günstig, wie es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Dass fast vier Millionen Knaben und vierhundert Tausend Mädchen wenigstens elementare Schulbildnng geniessen, ist erfreulich, aber doch nur wenig in dem Lande von 300 Millionen Einwohnern. Man nimmt gewöhnlich in Europa an, dass etwa 20 Proz. der Bevölkerung in dem Alter stehen, in dem sie der Schnlerziehnng bedürfen. Demnach haben wir hier nur vier Millionen statt der etwa 30,7 Millionen Knaben und sogar nur den zehnten Theil davon, statt der etwa 29,3 Millionen Mädchen, die nach nnseren Begriffen in Indien Volksschulbildung geniessen sollten.

Noch weniger erfreulich für enropäische Schulmänner ist das Verhältniss derjenigen, die nach der letzten Bevölkerungs-Aufnahme von 1891 lesen und schreiben konnten. Bei der damaligen Berechnung handelte es sich nm eine Bevölkernng von nicht ganz 262 Millionen Einwohnern, von denen 133½ Millionen männlichen und 128½ Millionen weiblichen Geschlechtes waren. Von den ersteren konnten wenige mehr als nur 14½ Millionen lesen und schreiben nnd von der weiblichen Bevölkerung nur 741 157. Das heisst mit anderen Worten, von den Männern waren 89 Prozent und von den Frauen 99½ Prozent nach unseren Begriffen »völlig nngebildet«[1]).

Diese Sachlage nun ist freilich deprimierend für ein europäisches Gemüth, nicht aber für das indische. Wir modernen Menschen wissen kaum, wie einseitig unser Gesichtskreis auf unsere hentige Kultur beschränkt ist. Doch ist aber eine hohe Stufe der Geistes-Kultur sehr wohl ohne die moderne Schulbildung der Zivilisation, selbst ohne unsere drei elementaren Künste des Lesens,

Wirksamkeit der Angestellten dieser Institution, die ja auch alle Frauen sind, nicht zu verkennen. Es sind nicht nur in den eigenen Frauen-Hospitälern und -Kliniken, sondern auch in den übrigen Hospitälern Frauen-Aerzte, sowie modern gebildete Pflegerinnen nnd Hebammen angestellt. Letzteres Amt wird in den alten indischen Dorfgemeinden nach amtlichen Herkommen, durch die Frau des Wäschers versehen; und man kann sich vorstellen mit welcher Unvollkommenheit dies geschieht. Jene enropäisch ausgebildeten Angestellten bedienen auch auf Wunsch die Hindufranen in ihren Privathäusern. Angesichts des grossen Nutzens, den diese Institution in Indien schafft, ist zu beklagen, dass dessen Ausgestaltnng noch so weit hinter dem Ideal zurückbleibt, das die Gründerin, die Marquise von Dufferin und Ava, sich bei diesem Unternehmen vorgesetzt hat. Sehr erfreulich aber ist, dass es auch in den weitesten Kreisen der vornehmen Hindus Unterstützung findet.

[1]) Auch schliessen diese Angaben über die Gesammt-Bevölkerung die 166 428 Europaer und 81 044 Eurasier (Nachkommen von europäischem Vater und indischer Mutter) ein; und diese haben wohl vom Knaben-Alter an sämmtlich mehr oder weniger Schulbildung.

Schreibens und Rechnens möglich. Sie war es im Anfange bei den alten Griechen; sie war es Jahrtausende hindurch auch bei den alten Indo-Ariern. Die Homerischen Epen wurden Jahrhunderte lang nicht durch die Schrift fixirt, sondern nur durch das Gedächtniss überliefert und mündlich vorgetragen. Ganz dasselbe war auch mit der alten Sanskrit-Litteratur der Fall, ja selbst zum Theil wohl gar noch mit der Pāli-Litteratur der Buddhisten, bis nach dem Anfang unserer Zeitrechnung. Um das Lernen und Behalten im Gedächtniss zu erleichtern, sind daher auch alle ältesten Theile solcher klassischen Litteraturen stets in Versen abgefasst.

Damit soll nun freilich nicht gesagt sein, dass Lesen und Schreiben zu lernen überflüssig sei. Doch man vergesse auch nicht, dass mehr als 90 Prozent von der Gesammtbevölkerung Indiens nicht in irgend wie städtischen Ansiedelungen (in diesen nur 9½ Prozent), sondern auf dem offenen Lande wohnen, und dass wiederum von dieser Landbevölkerung 68 Prozent (oder 61 Prozent der Gesammtbevölkerung) kleine Bauern sind, die kaum dadurch gewinnen würden, wenn sie Lesen und Schreiben lernten. An Intelligenz gebricht es ihnen nicht, auch nicht an denjenigen Kenntnissen, die sie in ihrer Lebenssphäre nöthig haben und verwerthen können. Aber solange sie wirthschaftlich nicht in eine bessere Lage versetzt werden können, würde sie moderne Schulbildung wohl nur verwirren; und den Luxus, Lesen und Schreiben zu lernen, können sie für ihre Kinder nicht bezahlen. Irgend welche europäische Schulbildung höherer Art ist nur engeren, höher entwickelten Volkskreisen in Indien nützlich, den andern vielleicht sogar ebenso schädlich, wie unzugänglich.

Betrachtet man nun schliesslich noch die Fortschritte, welche die englische Sprache in Indien macht, so sind hier die Ergebnisse des letzten Census 1891 fast noch deprimierender für die Engländer. Unter den 262 Millionen der damals in Betracht gezogenen Bevölkerung fanden sich nur 386 000, die einige Kenntnisse des Englisch hatten[2]). Das sind nicht einmal 15 Menschen unter 10 000 —

[2]) Dabei sind 151 779 Fremde (Europäer, die nicht in Indien heimisch sind), nicht mitgezählt, und die obige Zahl soll auch nur diejenigen bezeichnen, die keine Schule mehr besuchen; aber es wird vermuthet, dass sich manche junge Leute, die auf ihre europäische Bildung eitel sind, als »gelehrt« eingeschrieben haben, statt als »lernend.« Durchschnittlich standen zwischen 1881 und 1891 alljährlich 291 000 Englisch lernende Schüler auf den Listen der Schul-Behörde. Danach hätte man glauben sollen, dort mindestens eine Million Menschen zu finden, die etwas Englisch verstehen. Doch die europäische Sprache hat offenbar so wenig Werth im späteren Leben für den grösseren Theil der Schüler, dass sie die Sprachkenntnisse sehr bald vergessen, und es mögen wohl auch nur die elementarsten Grundzüge des Englichen sein, die ihnen beigebracht worden sind.

sicherlich ein fast entmuthigendes Resultat, wenn man bedenkt, dass jetzt die Engländer die hochintelligente Hindu-Bevölkerung schon über 100 Jahre beherrschen. Das sollte zur ernstlichen Erwägung und Selbstprüfung mahnen. Irgendwo muss hier ein grosser Fehler liegen! Sollte gar die europäische Zivilisation für Indien nicht mehr geistigen Werth haben, als jenes Zahlenverhältniss anzugeben scheint? — Vielleicht!

Freilich, um Fabriken zu betreiben und um Eisenbahnen, Post und Telegraphen zu benutzen, ist weder die Kenntniss einer europäischen Sprache, noch besondere Geistes-Bildung nöthig; und die Landessicherheit für Gut und Leben kann man ohne diese auch geniessen. Doch sollte es wirklich nicht für mehr als 15 unter 10 000 Menschen in Indien werthvoll sein, vermittelst der englischen Sprache in *direkte* Verbindung mit der europäischen *Geisteskultur* zu treten?

Aus der Thatsache des gegenwärtigen Verhältnisses der Englisch redenden Indier wird man schliessen dürfen, dass dasjenige, *was* bisher den Indiern von unserer Geisteskultur geboten wird, oder vielleicht die *Art* oder dass *Maass* desselben nicht mehr werth ist, sonst müsste es andere Ergebnisse erzielt haben. Betrachten wir daher einmal eingehender den geistigen Einfluss des englischen Schulwesens in Indien, und zwar nach *drei* Gesichtspunkten, zunächst in seiner Wirkung für das *praktische* Leben, dann in Hinsicht des *sittlich-geistigen* Lebens und zuletzt die Einwirkung auf das *politische* Leben.

1. Dass ein volles, oft auch schon ein sehr geringes Maass von europäischer Bildung vielen Indiern dazu verholfen hat, sich im *praktischen Leben* ihren Unterhalt zu erwerben, ist nicht zu bestreiten. Tausende haben dadurch Anstellungen bei der Regierung erhalten, von den niedrigsten Schreibersteller, die ein paar Rupies monatlich einbringen, bis zu den höchsten Richterstellen, die mit mehreren Tausend Rupies pro Monat honorirt werden. Andere sind als Aerzte angestellt oder praktisiren auf eigne Hand. Wieder andere, und deren ist eine übergrosse Zahl, wirken als Rechtsanwälte. Auch in privaten Anstellungen findet sich eine grosse Anzahl Indier beschäftigt, insbesondere als kaufmännische Gehülfen; viele auch in eigenen Geschäften, im Gewerbebetriebe oder im Handel, wobei ihnen die Kenntniss der englischen Sprache die Kundschaft der Europäer wenigstens ermöglicht, wenn auch noch nicht sichert.

Das aber ist nur die eine Seite dieses Bildes. Wie bei uns, so strömen auch in Indien aus den höheren und höchsten Bildungsanstalten

sehr viel mehr gutqualificirte Kräfte in das praktische Leben hinein, als sie in diesem solche Bildung irgend wie verwenden können. Schreibt einmal die Regierung eine Bewerbung um eine Anstellung aus, und mag sie auch vielleicht nur 15 Rupies, also etwa 20 Mark monatlich, einbringen, so melden sich sofort an 500 Bewerber; und es würden sich noch mehr melden, wenn alle Bewerbungsfähigen etwas davon erführen. Dabei ist die grösste Masse solcher Bewerber zu viel besseren Anstellungen befähigt. Aber wie bei uns, so nimmt auch mancher Indier lieber etwas als garnichts.

Der Ueberschuss an unverwendbarer Bildung ist aber in Indien bedenklicher als bei uns. Das Publikum ist dort noch wenig zu politischer Urtheilsfähigkeit erzogen. In den jungen Leuten ist mit ihrer geistigen Anstachelung auch ihr Ehrgeiz aufgeweckt. Sie wollen nicht nur leben, sondern auch nicht mehr nach Hindu-Art bescheiden leben. Daher pflegen diese Unbeschäftigten alsdann Artikel in den vielen Zeitungen und Zeitschriften, die es dort giebt, zu schreiben, oder sie gründen sich auch wohl ihr eigenes Blatt; und je heissblütiger sie ihre europäische Erziehung dann gegen die Europäer ausspielen, je mehr sie der Unwissenheit und dem Unverstande einheimischer Volksschichten schmeicheln, um so eher haben sie Erfolg. Mit solchen Wirkungen schädigt der europäische Einfluss dort sich selbst.

Nicht viel besser steht es auch mit der übergrossen Masse von Rechtsanwälten, die alljährlich ausgebildet werden. Dass es ebenso bedeutende und tüchtige Anwälte wie auch Richter unter den Indiern giebt, wird niemand leugnen; aber die Fluth kleiner Advokaten (*Wakîl*), die, um ihren Unterhalt zu erwerben, nur die Streitsucht mehren, hat man schon verschiedentlich mit einer Pest verglichen.

Besonders schlimm sind die in der philosophischen Fakultät (*Arts*) Ausgebildeten daran. Von ihrer »Logik« können sie nicht leben, ihre »europäische Philosophie« kann niemand in Indien gebrauchen, und die »klassische Bildung« ist für sie auch praktisch nicht verwendbar. So folgen sie eben dem Beispiel der Juristen oder anderer Leidensgenossen und schreiben Bücher oder Zeitungsartikel, die oft besser ungeschrieben blieben.

Beiläufig sei hier erwähnt, dass gegenwärtig über 600 Zeitungen und Zeitschriften (letztere meistens Wochenblätter) in Indien erscheinen, davon die bei weitem grösste Mehrzahl in den Volkssprachen, jedoch fast durchweg redigirt von Leuten, die höhere europäische Bildung genossen und sogar wohl auf einer der Uni-

versitäten promovirt haben. Ansserdem erscheinen jährlich über 6000 Verlagswerke in Indien, Bücher und Broschüren, Originalwerke nnd Uebersetzungen, Neudrucke n. s. w., davon nnr etwa 10 bis 15 Prozent in Englisch.

Aus diesen Verhältnissen geht wohl hervor, dass die englische Schulbildung in Indien durchans nicht immer den geistigen Einfluss der enropäischen Kultur fördert und auch nicht das ist, was die Indier jetzt in erster Linie nöthig haben. Was in Indien zunächst gefördert werden muss, das ist das Wirthschaftsleben. Der Produktionsbetrieb des Landes muss vom Ackerban mehr auf die Industrie hinübergeleitet werden. Erst bei besserer Prodnktionsmöglichkeit kann sich der Wohlstand soweit heben, dass für europäische Geistesbildung die genügende Unterlage geschaffen wird, auf der sie naturgemässe Verwendung finden kann. Für weitere Ausbildung zu nnproduktiven Berufsarten in dem bisherigen Maasse fehlt jetzt der hinreichende Boden. Aber die Heranbildung zu neuen Industrien nnd sonstigen Erwerbsgelegenheiten bedarf wohl keiner englischen Unterweisung. Diese kann nnd sollte in den indischen Volkssprachen beschafft werden. Die Indier selbst haben auch schon gemeinnützige Vereinignngen zur Förderung der Industrie und Ausbreitnng des Fabrik-Betriebes in Indien gegründet; und sie sind in diesem Vorgehen ebenso rührig wie patriotisch. Solche Bestrebungen sollte man nach besten Kräften unterstützen nnd ihnen zu möglichst praktischen Erfolgen verhelfen.

Was also die englische Schulbildnng anbetrifft, so hat sie für die grosse Masse der Bevölkerung fast gar keinen praktischen Werth. Nur für wenige tonangebende Kräfte ist sie nothwendig, in sofern diese an der europäischen Knlturentwickelung in Indien mitarbeiten sollen, so wie es gleich näher hier erörtert wird. Durch diese wenigen Männer können die Vortheile unserer Kultur mittelbar auf die anderen, meist niederen Kulturkreise des Volkes übertragen nnd verbreitet werden. Die wirthschaftliche Entwickelung des Volkes ist ohne eine europäische Sprache zu bewerkstelligen. Diese nothwendige Grundlage für höhere, wirthschaftlich unproduktive Geistesarbeit auszubauen, ist viel wichtiger dort für das praktische Leben als die Verbreitung europäischer Kultur in englischer Sprachform. In dieser Hinsicht also hat dieselbe sicherlich nicht mehr Werth für die indische Bevölkerung, als in dem gegenwärtigen Verhältnisse von 15 zu 10 000.

2. Was nun ferner den Einfluss der europäischen Bildnng auf das sittlich-geistige Leben der Indier betrifft, so stimmt das

Urtheil, welches darüber die meisten einsichtigen Europäer fällen, in der Hauptsache mit dem überein, was die geistig bedeutenderen Hindus, insbesondere die Brahmanen, dagegen einwenden. Die Bedenken dieser Letzteren schliessen die ungünstige Beurtheilung der Europäer ein und gehen auch nicht viel darüber hinaus.

In erster Linie ist hier freilich auszusprechen, was ja eigentlich wohl selbstverständlich ist, dass jedes ernst betriebene Studium menschlicher Erkenntniss schon als Schulung des Charakters und des Geistes werthvoll ist. Hierzu ist auch anzuerkennen, dass durchweg von den Schülern, sowie von den Lehrern dort viel Ernst und Fleiss und Eifer aufgewendet wird.

Weiter ist ja auch selbstverständlich, dass gründliche Ausbildung in den europäischen Wissenschaften nützlich ist; und nicht nur unsere wissenschaftliche Methode, auch vieles von unserem Bildungs-Material ist zweifellos für die Geisteskultur der Hindus werthvoll. Deren geistige Religiosität und hochfliegender Idealismus brauchte sicherlich nicht durch die europäische Ausbildung beeinträchtigt zu werden. Wenn aber die Brahmanen — einerlei ob mit Recht oder mit Unrecht — auf das äussere Dasein in der Sinnenwelt nur möglichst wenig Werth legen, so sollten sie, da sie doch nicht allein in andern Daseinssphären, sondern jedenfalls auch in der Sinnenwelt zu leben haben, mehr Genauigkeit in Maass und Zeit und Zahl sich aneignen und mehr auf eingehend genaue Beobachtungen der unserem Verstande zugänglichen Thatsachen und deren exakte Angabe bei ihrer Verwendung Gewicht legen. Mag der höchste, äusserste Begriff von Wahrheit auch ein rein geistiger sein, die Thatsachen der Sinnenwelt sind immerhin auch Wahrheit, und sich mit denselben zu befassen, wird von allen Lebenden viel unmittelbarer gefordert.

Deshalb wären in erster Linie unsere Naturwissenschaften für die Ausbildung der Hindus wünschenswerth; diese werden aber bisher viel zu wenig berücksichtigt. Anstatt dessen wird mehr auf europäische Allgemein-Bildung, einschliesslich unserer Philosophie Werth gelegt; und dies schliesst zwar einige Kenntnisse in unseren Naturwissenschaften ein, aber die Schüler werden nicht genug unmittelbar praktisch mit den Thatsachen selbst bekannt gemacht.[1] Die Welt-Anschauung, die dabei den Schülern eingeschmeichelt wird, ist Auguste Comte's »Positivismus« oder Herbert Spencers »synthetische Philosophie« oder einfach der moderne Agnostizismus. Andrerseits wird in den zum Theil recht guten Missionsschulen die Anschauung

[1]) Man vergl. hierzu jedoch, was im XII. Abschnitte zur Gauháti-Conferenz vom Januar 1896 gesagt wird.

christlicher Theologie zu Grunde gelegt, die von den jungen Hindus gar nicht ernst genommen werden kann. All diese Anschauungen verwirren nur ihre Köpfe, ohne ihrem Geiste Befriedigendes und Haltbares zu bieten.

Das aber ist noch nicht das Schlimmste. Unter den Büchern, die ihnen zur Belehrung und Ausbildung in die Hände gegeben werden, sind Geschichts-Bücher, wie Mill's »*History of India*«, in der nicht nur die Hindus selbst auf das schwärzeste karrikirt werden, sondern auch die Begründung der europäischen Herrschaft in Indien mit Fabeln von allerhand Greuelthaten belastet wird, die niemals stattgefunden haben. Ausserdem sollen diese jungen Hindus ihre Anschauungen und ihre Beredsamkeit nach Büchern aus dem vorigen Jahrhundert, wie unter andern Burkes »Reden«, bilden. Diese gelten freilich heute noch als klassisch nach Form und Inhalt, stellen aber viel Parteipolitik dar und machen oft im Rahmen des Parlamentarismus Opposition gegen die bestehende Autorität der Regierung. Das ist wohl Lektüre für gereifte europäische Politiker, doch nicht für indische Studenten. Ueberdies beschäftigen sich solche Reden mehrfach auch mit Indien im ungünstigen Sinne. Dies ist für die jungen Hindus eben solches Gift, wie Mill's »Geschichte«. Durch jene revolutionären Tendenzen wird den jungen Hindus nur ihr geistiges Gleichgewicht und durch Mill auch die Achtung vor ihrer eigenen Geisteskultur, wie vor der europäischen Regierung genommen.[1])

Die Ergebnisse all dieser Missgriffe in der höheren Ausbildung der Hindus sind, wie man sich denken kann, wenig erfreulich. Dazu kommt noch, dass auch die Methode viel zu wünschen übrig lässt. Die Einwirkung ist viel zu mechanisch und zu wenig geistig. Sie passt sich nicht dem feiner angelegten Intellekt der jungen Hindus an und baut auch nicht auf der ihnen vom Hause aus gegebenen philosophischen Grundlage weiter. Die jungen Leute eignen sich den Lernstoff meist nur durch Einpaukerei an und die Lehrer treten vielfach nicht hinreichend in lebendiges, persönliches Verhältniss zu den Schülern. Mit der ihnen eigenen schnellen Auffassung und Aufnahmefähigkeit eignen sich die jungen Hindus unser Wissen sehr schnell an, durchschnittlich schneller als die jungen Europäer. Doch die Möglichkeit, es in sich zu verarbeiten, gleichsam zu verdauen, ist dort weniger gegeben als bei uns.

---

[1]) Da in den letzten Jahren die britische Regierung Indiens hierauf aufmerksam geworden ist, so wird man nun inzwischen wohl anderes Bildungs-Material für die indischen Schulen und Universitäten vorgeschrieben haben; doch fehlen mir darüber Nachrichten.

Trotzdem muss hier hervorgehoben werden, dass sich aus der grossen Masse der Durchschnitts-Schüler eine grosse Reihe von sehr tüchtigen, znm Theil sogar bedeutenden Männern hervorgearbeitet hat. Das aber sind eben diejenigen Einsichtigen und Urtheilsfähigen, welche die in's Auge springenden Mängel der bisherigen Hochschulbildung und den ungünstigen Einfluss der europäischen Kultur in Indien stark verurtheilen. Mit Bekümmerniss sehen sie auf die grosse Anzahl unter den jüngeren und jüngsten Generationen hinab, die durch diese europäische Bildung unzweifelhaft sittlich-geistig geschädigt worden. Und darin stimmen ihnen viele einsichtige Europäer bei.

Sehr viele dieser jnngen Leute sind eben nur halb gebildet und daher oberflächlich, schnell fertig mit dem Urtheil nnd doch urtheilslos. Sie sind ferner eingebildet, nnd in der That sind sie ja nach enropäischen Begriffen der Masse ihres Volkes an Bildung ganz unendlich überlegen. Aber das, was sie für Bildung halten, ist fast nur mechanisch angeeigneter Lernstoff ans ein paar Lehrbüchern, und die Art, wie sie dies Material verwenden, hat bisweilen etwas Papageienhaftes.

Unznfrieden sind dabei diese jungen Leute aus verschiedenen Gründen. Meist schon aus dem oben erwähnten Umstande, dass sie für Regierungs-Anstellungen ansgebildet sind, nnd dass die Zahl solcher für sie offenen Stellen doch nur ganz verschwindend ist, im Vergleich zu ihrer eigenen Anzahl. Unzufrieden sind sie ferner mit allen Einrichtnngen des Lebens um sie her, sowohl denen ihrer eigenen Knltur, die ihnen verächtlich gemacht worden ist, wie denen der europäischen, einschliesslich der Regierung, die ihnen verschlossen sind; und sie — »wissen eben alles besser« — gerade so wie unsere jnngen Lente in Europa, nm so mehr, je jünger sie noch sind.

Diese jungen Leute stehen oft ganz haltlos da, weil ihnen durch die europäische Erziehung Abscheu und Verachtung vor der Knltur ihres eigenen Volkes beigebracht wird. Sie treten demgemäss ihrem eigenen Familienkreise mit Hochmuth entgegen und fügen sich nur noch nnwillig in die heimische Gesellschafts-Ordnung. Sie leben so mit ihrem eigenen Hause in mehr oder weniger offenem Zerwürfnisse, wenn sich nicht etwa andererseits die Eltern und die übrige Familie in thörichter Eitelkeit auch für die »hohe Bildung« ihres Sohnes begeistern.

Die dunkelste Schattenseite der europäischen Hochschulbildung dort ist aber, dass sie meist die jnngen Leute auch des inneren Haltes beraubt. Aufgewachsen sind sie in der geistigen Philosophie

und religiösen Kultur des Brahmanenthums. Nun haben sie in der Schule beides verlachen gelernt. Noch mehr als diese aber erscheint ihnen die christliche Theologie, der modernen europäischen Bildung gegenüber, als kindlicher Aberglaube; so bleibt ihnen eben nur der Positivismus und Agnotizismus, die ihren Verstand in Nebel halten und ihr Herz ohne die Hoffnung auf ein für sie selbst erreichbares Entwickelungsziel.

Die beiden letzteren schwerwiegenden Nachtheile, die äussere und innere Haltlosigkeit so vieler dieser hochbegabten indischen Studenten, sind auch die hauptsächlichsten Anschuldigungen, die von den Brahmanen gegen europäische Schulbildung erhoben werden. Sie mache, wie sie sagen, ihre Söhne nicht nur hochmüthig und unehrerbietig, sondern auch irreligiös und jedem feineren und tieferen Denken abgeneigt; sie drücke sie zum plattsinnigen Materialismus hinab und ersticke alles höhere natürliche Gefühl in ihnen; sie mache sie zu ebenso äusserlichen und genusssüchtigen Menschen, wie es meist die Europäer auch zu sein schienen.

Da der geistige Werth des Menschen sich ja wirklich auch nicht nur nach seiner intellektuellen Bildung richtet, die ja nur Mittel zu höherem Zweck sein sollte, so mögen die Brahmanen nicht ganz Unrecht haben; und wenn man die modernen Europäer und die geistig lebenden Brahmanen vom idealen Standpunkt menschlicher Vollendung mit einander abwägt, so ist doch wohl nicht gewiss, dass sich die Waage auf des Europäers Seite neigt.

Die europäische Geisteskultur bildet in Indien bisher kaum etwas anderes als den Gährungsstoff, der viele Elemente in Bewegung setzt. Keins der vormals ausserhalb der europäischen Zivilisation entwickelten Kulturvölker ist so empfänglich für, oder sagen wir empfindlich gegen ihren Einfluss, wie die Hindus. Da aber kein anderes Volk, auch nicht die Japaner, an deren geistige Bedeutung und Kulturkraft hinanreicht, so ist diese Gabe unserer Kultur dort auch um so bedenklicher und gefährlicher, wenn sie sich der Entwickelung dieser Kräfte nicht gewachsen zeigt. Jedenfalls hat bisher die europäische Hochschulbildung nur vereinzelt das sittlich-geistige Leben der Hindus gefördert, vielfach aber es geschädigt.

Vielen Lesern mag es unverständlich sein, dass das christliche Missionswesen in Indien nicht diesem Uebelstande abhilft. Doch wie sollte es das können, wenn es das nicht einmal in Europa thut? Auf die wissenschaftlich Gebildeten und selbst-nachdenkenden Menschen hat die Kirche bei uns keinen Einfluss mehr, weil ihre Theologie

weder einen verständlichen Sinn in ihre Dogmen zu legen weiss, noch auch viel weniger den Menschen die Räthsel des Daseins lösen kann, die sich einer vernunftgemässen Rechtfertigung des religiösen Strebens entgegensetzen. In Indien ist der Einfluss solcher kirchlichen Anschauungen noch um so viel geringer, als dieselben sich in so ganz fremde Formen kleiden. Ueberhaupt tritt wohl zum Christenthum kaum jemals irgend ein Hindu aus Ueberzeugung über; und weil solcher Uebertritt für die besseren Volkskreise in der Regel nur Nachtheil mit sich bringen würde, so schliesst sich auch keiner aus denselben unseren Missionaren an. Dagegen finden solche Uebertritte aus den niedrigsten Kasten und der kastenlosen Volksmasse bisweilen statt. Einzelne Ausnahmen gebildeter Hindu-Christen giebt es freilich; aber wer vermag wohl den Motiven in den Menschenherzen nachzugehen!

Ebenso interessant wie anerkennenswerth sind die »Missionsstudien« des Pfarrers Dr. Grundemann über seine Inspektions-Reise in Indien[1]), umsomehr, da er eine der weitest anerkannten Autoritäten für das Missionswesen ist. Seine Berichte machen der ruhigen klaren Beobachtung ebenso wie dem aufrichtigen Charakter dieses hervorragenden Mannes alle Ehre. Selbstverständlich hat er dabei alles das zu Gunsten des Missionswesens in Indien angeführt, was mit Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit vereinbar ist. Der Hauptinhalt des Buches scheint mir aber der zu sein, dass die seltenen Uebertritte zum Christenthum keine Bekehrungen zu demselben bedeuten. Wer sich zur Taufe meldet, angeblich unter dem Drucke des Gefühls seiner Sünde, wird von jedem erfahrenen Missionar sofort als ein Heuchler zurückgewiesen. Dass nur äusserer Vortheil den Uebertritt veranlasst, wird von den Missionaren nicht verkannt, kann ihnen auch wohl nicht verborgen bleiben, wenn sie sehen, dass sie neue Anhänger nur aus den niedrigsten Kasten, wie zum Beispiel aus den Wäschern (*Dhobi*) finden, weil diese dadurch ihre Lebensstellung zu verbessern hoffen. Typisch ist ein Ausspruch,

[1]) Bei C. Bertelsmann, Gütersloh 1894; vergl. insbesondere S. 50 und 54. — Es ist zu beklagen, dass europäische Reisende in Indien so schwer Gelegenheit haben, die Hindus zu sehen, wie sie unbeeinflusst durch alle Berührung mit der europäischen Zivilisation ursprünglich sind, noch auch Vertreter des geistigen Brahmanenthums kennen zu lernen, die zugleich modern gebildet sind und über Sinn und Wesen ihrer eigenen Kultur Auskunft geben können. Daher bleiben sie durchweg an den befremdenden Aesserlichkeiten haften, ohne den Verhältnissen gerecht werden zu können. Befangen von dem Vorurtheile, dass die europäische Kultur in allen Stücken jeder andern überlegen sei, gesteht man schwer der fremden die Berechtigung zu, unsere Kultur mit ihren eignen Augen anzusehen und zu verurtheilen.

den uns Grundemann sehr treffend referirt. Ein neues Gemeindemitglied, von dem man erwartete, dass er weiter seinen Unterhalt damit verdiene, dass er die Wäsche besorge, erwiderte: »Wenn ich Wäscherei betreiben wollte, hätte ich ja nicht Christ zu werden brauchen«! Daher sind auch die Dienstboten der Missionsfamilien fast nie Christen, sondern Hindus, die ihr inneres religiöses Wesen nicht um äusserer Vortheile willen verleugnen wollen.

Eine besondere Gelegenheit zur Erwerbung von Anhängern bietet sich den Missionaren auch zur Zeit der Hungersnöthe. Dann nehmen sie nicht nur die Waisen von verhungerten Eltern zu sich, sondern nothleidende Bauern bringen ihnen auch bisweilen ihre Kinder in dem selbstverständlichen Gedanken, dass es besser für dieselben ist, einstweilen von den Missionaren am Leben erhalten zu werden, als um blosser Glaubensformen willen zu verhungern. Solche Zöglinge nennen unsere Missionare »Kinder der Hungersnoth«.

Dabei ist freilich nicht ausgeschlossen, dass unter den Uebergetretenen in Indien ausnahmsweise, ebenso wie bei uns, nachher auch innerhalb der christlichen Anschauungsform eine innere Erweckung stattfinden kann. Aber dabei ist dann die christliche Anschauungsweise nur die ganz unwesentliche Denkform, nicht das wirkende Wesen des Vorganges; denn solche Erweckungen kommen genau so unter allen Religionen vor, und hängen lediglich von der Gemüthsanlage und der seelischen Entwickelung des Einzelnen ab, durchaus nicht von einer bestimmten Religionsform.

Die eifrigen und hingebenden Bemühungen unserer Missionare für die geistige Hebung und auch für die leibliche Pflege der Bevölkerung um sie her dürfen sicherlich nicht verkannt und unterschätzt werden[1]), mögen ihre Anschauungen, auf denen diese Selbstaufopferung beruht, auch noch so irrig oder unverständig sein. Doch aber dürfen wir nicht unsere Augen schliessen vor der Frage nach den Resultaten, welche sie erzielen, auch nach den Erfolgen, die sie überhaupt im besten Fall erzielen könnten. Hierbei müssen wir die zwei verschiedenen Gesichtspunkte wohl unterscheiden, ihre Wirksamkeit unter den ungebildeten Volksschichten und ihre etwaige Einwirkung auf gebildete Volkskreise.

Was zunächst den ersteren Gesichtspunkt anbetrifft, so hat der seine Parallele in der inneren Mission daheim; und dass in beiderlei Hinsicht Menschenliebe vielfach Gutes wirkt, wird nicht bestritten

[1]) Auch die Missionsschulen sollen durchweg gut (nach europäischen Begriffen) sein.

werden. Wohl aber ist zu bestreiten, dass die Frage, die es da zu lösen gilt, in erster Linie eine religiöse, und nicht vielmehr eine *wirthschaftliche* sei. Deshalb aber sind unsere Missionare auch in Indien noch viel weniger am rechten Platz als hier in unseren europäischen Kulturcentern.

Der Zustand unserer niedersten Volksklassen in Europa, der *Verkommenen*, Vagabunden und Verbrecher, ist unendlich viel elender, irreligiöser und entarteter als derjenige der *Tschandalen* und der *Parias* in Indien. Diese hegen keinerlei Verbitterung gegen die Weltordnung und fühlen sich in ihren angebornen Lebenskreisen leidlich wohl. Die äusserste Nothdurft des Lebens, Nahrung, Kleidung und Behausung wissen sie zu finden, wenn nicht grade Hungersnoth dort in der Gegend herrscht; dann freilich haben sie in erster Linie darunter zu leiden. Dann sind aber auch *sie* jetzt die ersten, denen die Hülfe der britischen Versorgungs-Kommission zu Theil wird.

Die *wirthschaftliche* Hülfe unserer Missionare brauchen Hindus kaum; auch können solche Privatleute sie ja kaum einem unter Hunderttausend der Gesammtbevölkerung von 300 Millionen zuwenden. Mit dieser Masse kann allein die Politik der britischen Regierung sich mit Aussicht auf Erfolg befassen, nicht die paar mildthätigen Missionare. Alle solche Menschenliebe, wie auch alle Missionsbestrebungen, haben überhaupt nur *subjektiven* Werth als Bethätigung des eigenen Idealismus, der die beste Triebkraft jeder inneren Geistes-Entwickelung ist.

Noch aussichtsloser für die Missionare ist aber ein *geistiger Einfluss* auf grössere Volksmassen in Indien, und auch weniger nötig. Diese Missionare wollen ja »Heiden« bekehren. Nun, die Hindus sind gar keine »Heiden«, sind durchweg viel bessere Christen als die grosse gedankenlose Masse der europäischen Bevölkerung, wenigstens leben sie viel mehr im Einklang mit den Weisungen des Evangeliums. »Heiden« aber finden wir genug bei uns daheim[1]); und können wir *die* nicht »bekehren«, wieviel weniger haben wir Grund und Recht bei anderen Völkern solche Versuche anzustellen. Wenn wir aber mit dem Worte »Heiden« die Brahmanen und die Hindus als *Barbaren* kennzeichnen wollen, so stellen wir uns damit nur das Zeugnis eigenen Unverstandes aus.

[1]) Den Bodensatz unserer Bevölkerung könnte man viel eher »Heiden« nennen als die Hindus, die Brahmanen. Mit dem Worte »Heiden« sind doch wohl die Feinde der gesitteten Gesellschaft, wilde Horden und Räuberbanden gemeint, die ausserhalb der Dörfer und Städte, draussen auf der wilden »Heide« hausen; und im übertragenen Sinne sind es die Barbaren, die unkultivirten Völker.

Gebildete Brahmanen kann das christliche Missionswesen deshalb nicht fesseln, weil es einer stichhaltigen philosophischen Grundlage entbehrt nnd ihnen religiös nichts Neues bietet, äusserlich dagegen sie nur abstösst. Das durchweg irreligiöse Leben der Europäer nimmt sie nur gegen das Christenthum ein; und eine Religion, die ihre Anhänger nur auf ein Jenseits verströstet, aber hier im Leben sie nicht in den Stand setzt, ihren Sinn mehr auf das Geistige als das Leibliche, das materielle und begierdenvolle Wohlleben, zu richten, scheint ihnen nur minderwerthig.

Unter den Missionaren habe ich übrigens sehr tüchtige nnd aufopferungsfähige Menschen kennen gelernt. Einer der Besten fragte mich einmal, woran es läge, dass ich mich mit den Brahmanen religiös so gut verständigen könne, da ich doch »christlich, wenn auch nicht kirchlich gesonnen« sei, Brahmanen aber nie fürs Christenthum gewonnen werden könnten. Ich schlng ihm vor, sich selbst die Antwort aus dem Munde eines Brahmanen zu holen und ging mit ihm zu einem meiner nächsten Freunde. Dort hatten wir mehrere Stunden lang eine höchst anregende Besprechung, die in voller Behaglichkeit und »ohne allen Zorn, wenn auch nicht ohne Eifer« geführt wurde, und zwar in englischer Sprache.

Das Ergebniss dieses Gespräches fasse ich hier als die Antwort des Brahmanen zusammen, um kurz zu sein. In Wirklichkeit ist dieses nicht die Form nnd nicht der Ton, in denen der Brahmane redet. Er ist immer mild und rücksichtsvoll, vorsichtig und zurückhaltend, höflich und umständlich, vor allem auch geistig fein und vornehm in der Auswahl seiner Argumente, von denen die besten ihm oft erst durch sehr bestimmte Fragen abzupressen sind. Die anfänglich an ihn gestellte Frage also war, warum er nicht »Christ« werde, und damit war offenbar gemeint, warum er sich nicht formell irgend einer Konfession der christlichen Kirche anschliesse. Der Sinn der Antwort aber war etwa der folgende:

»Wir Brahmanen halten uns selber für viel bessere Christen als euch Europäer. Ja, wir glanben sogar eure Kirchendogmen besser zu verstehen, und wir wissen, wie sie mit der wissenschaftlichen Weltanschaunng in vollsten Einklang zu setzen sind. Wie mir scheint, wenden sich so viele hoch gebildete Europäer wohl nur deshalb von den Dogmen eurer Kirche ab, weil sie nicht wissen, dass diese eine geistige Bedeutung haben und durchaus nicht an die Vorstellungen der von ihnen überwundenen Kulturbegriffe gebunden sind. Wir halten diese Lehren keineswegs für »Märchen«, wie es eure europäisch Gebildeten zu thun scheinen. Wir sind schon aus uralter Ueberlieferung

mit der Lehre vom Gottmenschen vertraut, sowohl als thatsächliche Offenbarung der Gottheit im Bewnsstsein eines Menschen (*Awatára*) wie auch andererseits als Strebensziel (*Mahâtma* oder *Djiwanmukta*)«. Und so setzte er im Verlaufe des Gesprächs dem Missionar seine innerliche Auffassnng nnd geistige Erklärung der hauptsächlichsten Glaubenssätze der christlichen Kirche auseinander. Dann fuhr er unter andern ungefähr so fort:

»Unsere Vorfahren wussten Alles das schon vor Jahrtausenden als die Vorfahren der Europäer noch in Urwäldern als »Heiden« lebten; und nun kommt ihr her zu uns nnd wollt nns euer Christenthnm als hagelnagelnene Weisheit predigen!«

»Ihr Enropäer seid erst ein junges Geschlecht, eure Knltur und eure Ueberlieferung ist kanm sechs Tausend Jahre alt. So ist es auch natürlich, dass ihr nur von einer einzigen Gott-Offenbarung Kenntniss habt, von der im Christus Jesns. Unsere Berichte über die Vergangenheit gehen aber Millionen Jahre zurück, wir kennen daher auch eine grosse Anzahl solcher Offenbarnngen der Gottheit in Menschengestalt zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Formen und auch in verschiedenen Graden der Vollkommenheit. Aber der Christus Jesus ist sicherlich für die Europäer der allerbeste Meister (*guru*), und wenn sie nur seinem Vorbilde folgten, würde ihre ganze Kultur auch nicht so äusserlich, so materiell und so irreligiös sein

»Freilich findet sich in euren Kreisen ja viel Menschenliebe und praktische Hülfsbereitschaft. Das verdankt ihr dem Einflusse enres Meisters; nnd das ist auch sicherlich der Grnnd, warum ihr Missionare hier nach Indien gekommen seid; und doch könnt ihr hier wenig nützen. Eben deshalb, weil eure Kultur viel weniger als die unserige sich das Vorbild des Gottmenschen gegenwärtig hält. Die Früchte enropäischer Kultur, die wir hier seit eurer Eroberung kennen gelernt haben, werden keinen einsichtigen Hindu für eure Lehren begeistern. Eure Krupp-Kanonen, eure Hinterlader, eure Dampfmaschinen, eure Telegraphen machen ench stärker als uns, aber zeigen uns nicht, dass ihr nns religiös überlegen seid! Noch weniger zeigen uns dies die Vergnügungen nnd Schaustellungen, noch der Luxus und die Ausschweifungen der Europäer, noch auch deren rastlose Unruhe und stetes Jagen nach Besitz, am wenigsten auch deren rücksichtslose Ausbeutung Aller, die für sie arbeiten.

»Oder zeigt etwa enre Geisteskultur mehr innere Erkenntniss? Was weiss die Wissenschaft der Europäer, oder ihre Philosophie von den inneren Thatsachen des religiösen Lebens?! Sie tappen beide nur im Dnnkel des Agnostizismus und erdrücken den natürlichen,

gesunden Idealismus mit dem Gifthauche ihres hoffnungslosen Pessimismus.«

»Die Wenigen, die es euch gelingen mag, an euch heranzuziehen, könnt ihr freilich für das praktische Leben tüchtiger machen, aber in der religiösen Erkenntniss werdet ihr sie schwerlich fördern und noch weniger im religiösen Leben.« — Dazu wies nnser Brahmane noch auf die hauptsächlichsten Vorschriften der Bergpredigt und nnter andern anch anf die so ganz brahmanische Stelle im Matthäus (19, 21) hin (»Verkanfe, was du hast, nnd gieb's den Armen«). »Das ist Alles, wenigstens dem Geiste nnd der Absicht nach, die Grundlage nnserer Kultur, doch keineswegs der enropäischen. Ein jeder echte Brahmane befleissigt sich wenigstens eines möglichst einfachen Lebens; nnd nachdem er alle Pflichten seines Mannesalters treu erfüllt hat, soll er sich von allem Weltleben zurückziehen nnd sich völlig seinen religiösen Zielen hingeben. Unsere ganze Lebensordnung treibt ihn, freilich nicht ein änsserliches Christenthnm zu lehren, wohl aber ein geistiges Christenthnm zn leben!«

Soweit unser Brahmane. Wieviel von dem Allen unser Missionar begriffen hat, das weiss ich nicht. Nach seinen Aeusserungen aber schien es mir, ihm dazu nicht allein an Kenntnissen und Intellekt zu fehlen, sondern auch noch an einem andern inneren Begriffsorgan.

Jedenfalls ist hieraus wohl ersichtlich, was für eine zweifelhafte Figur nnsere christlichen Missionare den Brahmanen gegenüber, und mehr oder weniger in den Augen aller gebildeten Hindus, vorstellen. Nach deren Anschauungen ist eben nur der ein wahrer Vertreter der Religion und berechtigt religiös zu lehren, der sich ganz dem religiösen Leben widmet; und als Vorbild lassen sie nur den Asketen gelten, der auf alles Weltliche vollständigen Verzicht geleistet hat. Vor allem bleiben deshalb anch der grossen Masse der indischen Bevölkerung, die sich ihr Leben lang in ihren Reisfeldern abzuplagen hat, die englischen Missionare in ihrem behaglicheren Leben fremd und unverständlich. Treffend charakterisirt einer der besten Kenner Indiens, *Sir* W. W. Hunter, die Vorstellung, die diese einfach gesinnten Hindns sich von nnseren Missionaren machen[1]): »Der Missionar ist für sie ein wohlthätiger Engländer, der eine billige und gute Schule hält, ihre Sprache gut spricht, ihre alt-indischen Lehren

[1]) *»Englands Work in India«*, Volksausgabe, Madras 1889, S. 48. — *Sir* William Wilson Hunter ist der hervorragendste Statistiker Indiens und Sammler aller Kenntnisse der indischen Kultur. Er ist berühmt besonders durch sein 14bändiges Werk *»The Imperial Gazetteer of India, 2nd. ed.«* Trübner, London 1885—87, aber auch durch viele andere bedeutende und werthvolle Werke, Indien betreffend.

von der Menschwerdung Gottes in europäischer Form predigt und seine Frau und Kinder in einem Pony-Wagen spazieren fährt.«

Das kirchliche Christenthum passt eben ausschliesslich nur für Europäer und hat besonders auch für Indien gar keine Bedeutung. Das zeigt schon die geringe Zahl der nominellen indischen Christen unserer verschiedenen evangelischen Konfessionen, die sich nach dem letztem Censusberichte unter der damaligen Bevölkerung von 287 Mill. Menschen fanden, wie dies die folgende Tabelle zeigt[1]):

Zahl der evangelischen Christen indischer Rassen, 1891.

Baptisten	186,487
Anglikaner	164,028
Lutheraner	64,243
Protestanten	49,223
Presbyterianer	30,915
Methodisten	13,412

Unsere Missionen also haben sich gänzlich unfähig erwiesen, dem degenerirenden Einfluss der europäischen Schulbildung entgegen zu wirken. Indessen hat sich unter den Hindus selbst schon seit der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Bewegung geltend gemacht, die sich gegen diese ungünstigen Wirkungen auflehnt und den jungen europäisch gebildeten Hindus ein religiöses Leben bieten will, das in gleichem Maasse mit den europäischen Anschauungen wie auch mit der brahmanischen Denkweise vereinbar sein sollte. Dies ist die Brahmo-Somadj.

Diese Religionsgemeinschaft wurde am 23. Januar 1830 von Rammohun Roy in Calcutta gegründet. Dieser selten-begabte und geisteskräftige Mann starb schon drei Jahre später in England. Aber ihm folgte in der Leitung dieser Gesellschaft eine Reihe von fast ebenso tüchtigen und kaum weniger bedeutenden Männern. Mit der Zeit spaltete sich diese Bewegung in drei Richtungen, die sich im wesentlichen durch ihre Stellungnahme zu den Anschauungen des Christenthums und Hinduismus unterscheiden. Die Geistes-Richtung

[1]) Einer ganz anderen Beurtheilung unterliegen die Katholiken, weil sie sich in jeder Hinsicht mehr den Hindus anpassen. Die Zahl ihrer indischen Anhänger war 1891: 1'243,529. Aus derselben Ursache gewinnt in Indien auch die Heilsarmee leichteren Einfluss — durch Sensation, nicht durch den Intellekt. Aber werden dadurch die Hindus gefördert?

dieser Gesellschaft ist nämlich ein brahmanisirtes Christenthum, oder auch ein christianisirtes Brahmanenthum. Es ist viel Geist und Gemüth auf diese Bewegung verwendet worden; aber leider fehlt ihr grade das, was einerseits den Geist des Brahmanenthums und andererseits auch das, was den des Christenthums ausmacht. Es ist ein Theismus, der sich durch die anregenden Versammlungen seiner Anhänger lebendig erhält; jedoch fehlt ihm so wohl die philosophische Grundlage der indo-arischen Weltansschauung, wie auch der Glaube an eine Gottmenschlichkeit. Die äussere Form des Gottesdienstes dieser Religionsgemeinschaft lehnt sich an die der protestantischen Kirche an. Schon solche Versammlungen überhaupt, in denen der Geist der Anhänger geweckt werden soll, sind ganz unbrahmanisch, da dies der Brahmane nur in seiner eigenen inneren Erhebung sucht. Weil aber diesem Brahmoismus der Geist des indischen Arierthums ebenso wie dessen philosophische Erkenntniss fehlt, so ist es klar, dass er auch nicht der indischen Jugend, die durch ihre europäische Hochschulbildung ihren inneren Halt verloren hat, einen solchen wieder geben kann. Andrerseits hat er auch nicht auf die grosse Masse wirken können, weil er sich grundsätzlich jeder Verwendung von Bildern oder Symbolen beim Gottesdienste widersetzt. Ohne alles Sinnenfällige sind grosse Massen eben nicht religiös anzuregen, wie wir es ja in unseren sehr irreligiösen protestantischen Ländern sehen. Die Zahl der Anhänger dieser Richtung beläuft sich nur auf wenige mehr als drei Tausend.

Eine andere Geistesbewegung unter den Hindus, die auch in dieser Richtung wirken will, dem veräusserlichenden Einflusse der europäischen Bildung entgegenzuarbeiten, ist die Aryā Somadj. Sie ward in den siebziger Jahren von einem Gudjarātī Brahmanen, Dayānanda Saraswatī, begonnen. Zwar ist sie ganz auf den Weden begründet, aber giebt diesen alten Schriften die subjektive Auslegung des Dayānanda. Sie ist ebenfalls theistisch, aber unterscheidet sich vom Brahmoismus dadurch, dass sie überwiegend intellektuell ist und des praktisch-religiösen Lebens, wie mir schien, fast ganz entbehrt. Grade in dieser Hinsicht steht sie weit hinter dem Geiste des eigentlichen Brahmanenthums zurück und erzielt auch deshalb nicht den Zweck, den jungen europäisirten Hindus das wieder zu geben, was ihnen auf den Hochschulen genommen worden ist. Immerhin aber hat diese Gesellschaft eine viel grössere Anhängerschaft gefunden. Deren Zahl belief sich nach dem letzten Census auf vierzig Tausend. Während die Brahmos ihren Sitz hauptsächlich in Bengalen haben, finden sich die meisten Aryas im Pandjab und Sind.

Die einzige Bewegung, der es bisher in Indien geglückt ist, dem erwähnten Uebel mit Erfolg entgegen zu wirken, ist die Theosophische Gesellschaft. Sie hat den Vorzug, von Europäern begründet zu sein nnd in erster Linie auch von Europäern vertreten zu werden. Ein Vorzug ist dies deshalb für den hier vorliegenden Zweck, weil eben ja europäische Autoritäten den jungen Hindns ihr seelisches und geistiges Gleichgewicht genommen haben; sie hören eben nicht mehr auf irgend welche Männer ihrer eigenen Rasse. Deshalb kann es nur noch einen Eindruck auf sie machen, wenn ihnen nun wieder von Europäern die Augen darüber geöffnet werden, dass sie das geistige Brot ihrer angestammten Geisteskultur von sich geworfen haben nnd sich dafür haben einen glänzenden Stein geben lassen, der recht hübsch und nnter Umständen anch nützlich sein mag, aber weder ihren Geist erhebt, noch ihre Seele nährt. Das hat die theosophische Bewegung dort den jungen Indiern erfolgreich klar gemacht nnd sie gelehrt, sich wieder jenem innerlichen Geistesleben ihrer eigenen Kultur zuzuwenden, in welchem allein die Wnrzeln ihrer Kraft den rechten Boden finden und aus dem heraus allein sie wirklich Grosses für die Menschheit werden leisten können.

Begründet wurde diese Gesellschaft 1875 in New-York, siedelte 1879 nach Bombay über, vereinigte sich dort für einige Zeit mit der Aryä-Somadj des Dayänanda, trennte sich aber von ihm schon im September des folgenden Jahres nnd hat jetzt seit Dezember 1882 ihren Hauptsitz in Adyar bei Madras. Der Einfluss dieser Gesellschaft unter den modern gebildeten Kreisen der Hindus ist sehr gross und die Mitglieder der Gesellschaft sind fast ausschliesslich Männer mit Universitätsbildung, eben diejenigen, auf die es ankam. Die Gesellschaft hat bisher 175 Zweiggesellschaften in den hauptsächlichsten Städten Indiens gegründet und 21 Zweige in Ceylon[1]).

3. Zum Schlusse ist nun der Einfluss europäischer Kultur auf das politische Leben der Indier zn erörtern. Dieses ist der letzte aber anch der weitest-reichende Gesichtspnnkt.

Die moderne Zivilisation hat unserer eigenen Rasse nur einen einzigen Vortheil gebracht, der geistiger Natur ist. Bis ins vorige Jahrhnndert hinein war unsere Kulturentwickelung wohl verhältnissmässig mehr als heute anf das Geistige gerichtet. Seitdem ist nnsere Geisteskultur immer materieller geworden, und sie wird es

[1]) Weitere Mittheilungen über die Wirksamkeit dieser Gesellschaft in Indien und in allen andern Welttheilen (402 Gesellschaften und Centren) sind hier nicht nöthig. Wen weiteres interessirt, der wende sich an den Verfasser in Döhren bei Hannover.

täglich mehr. Alle anderen Vortheile, Friede nach aussen nnd Ordnung im Innern, gleichmässige Rechtspflege und Sicherheit für Gut und Leben, vielerlei Verkehrsmittel nnd Welthandel, Fabrikbetrieb und Volkswohlstand, das alles ist mehr oder weniger materieller Natnr. Selbst unser Erziehungswesen ist heut weniger geistig als noch in der Mitte unseres Jahrhnnderts; es wird auch immer mehr noch zu mechanischer Einpaukerei.

Einen einzigen wirklich geistigen Vortheil hat nns die »Zivilisation« gebracht. Die Engländer und die Franzosen haben ihn, nns zum Vorbilde, errungen. Dies ist die Freiheit des Einzelnen, oder vielmehr das Streben nach möglichster Freiheit nnd Gleichberechtigung aller Einzelnen in ihrer Entwickelung innerhalb des Rahmens eines gesetzlich geordneten Gemeinwesens, an dessen Selbstverwaltung jeder mittelbaren Antheil nehmen soll. Auf dem Boden dieser politischen Freiheit ist allmählich mehr und mehr Gedankenfreiheit[1]) einerseits erwachsen, und es wird daraus auch andrerseits die wirtschaftliche Freiheit Aller aufblühen.

Das ist auch der hauptsächlichste Vortheil, den unsere Zivilisation den Indiern gebracht hat. Sie hat das politische Leben der Hindus geweckt und damit in ihnen eben den Kulturkeim befruchtet, der in ihnen schon ursprünglich sehr stark angelegt war. Dies ist ihre Fähigkeit zur Selbstregiernng.

Schon die Ausbildung der Dorfgemeinden, die wir oben schilderten, ist der beste Beweis dafür, dass die Hindus von jeher das Volk der Selbstverwaltnng waren. Diese Dorfgemeinden sind die Urbilder solcher freien selbständigen Organisationen, die sich von selbst zu einem Ganzen des Staates (Königreiches) zusammenschlossen. Diese Fähigkeit der Selbst-Organisation und Thätigkeit der Selbstverwaltung ist aufs Nene jetzt durch den Einfluss der europäischen Kultur angeregt worden. Es geschah dies 1863, als Lord Elgin, der damalige Vize-König, der Vater des jetzigen, die städtische Verwaltung Calcuttas zu einer Munizipalität nach enropäischem Muster ausgestaltete.

Jetzt sind schon in allen nennenswerthen Städten Indiens solche Selbst-Verwaltungen eingerichtet. Im Jahre 1895—1896 war die Zahl derselben 755 mit einer Einwohnerzahl von fast 16 Millionen und einem jährlichen Einkommen von 87 Millionen Rupies.

[1]) Die Befreiung unserer Philosophie und Wissenschaft vom Despotismus der Theologie war erst möglich, nachdem die selbstständig Denkenden des Volkes ihre Befreiung von der Bevormundung durch Staat und Kirche gesetzlich anerkannt erhalten hatten.

Diese Munizipalitäten geben, so weit mein persönlicher Eindruck reicht, den europäischen an verhältnissmässiger Leistungsfähigkeit kaum etwas nach, wenngleich in manchen kleineren Ortschaften sich diese Behörden unter freiem Himmel versammeln. Meistens werden zwei Drittel der Mitglieder solches »Stadtraths« von den Steuerzahlern gewählt und ein Drittel von der Ortsbehörde der Regierung ernannt. Uebrigens sind unter diesen Mitgliedern bisweilen auch ein oder mehrere Europäer; in solchem Stadtrathe pflegen auch die Mohammedaner sich gut mit den Hindus zu vertragen. Diese Munizipalitäten sind unzweifelhaft eine höhere Organisationsstufe über die alten Dorfgemeinschaften hinaus, die mehr und mehr an ihrer Wirksamkeit einbüssen und an Einfluss verlieren.

Aber ausser jenen Munizipalitäten giebt es noch in Indien sehr viele Körperschaften provinzieller und lokaler Natur (*district boards* und *rural unions*), in denen Indier ihre öffentlichen Angelegenheiten selbst verwalten. Diese hatten 1895—1896 ein Einkommen von fast 100 Millionen Rupies. Diese zusammen mit den Munizipalitäten haben also über jährliche Einnahmen im Werthe von etwa 374 Millionen Mark zu verfügen.

Aber noch in einer anderen Weise hat die englische Kultur besondere Vortheile für die politische Entwickelung Indiens gewährt und damit eine Vorbedingung geschaffen, die vielleicht der aller grösste Nutzen ist, den sie diesem alten Kulturlande bieten konnte; das ist die einheitliche Sprache aller, die ein nationales Leben für ganz Indien anstreben.

Wie in unseren Mittelalter und noch einige Zeit nachher das Lateinische die lebendige Verkehrssprache aller Gelehrten in Europa war, so wird gewiss vor langer Zeit einmal das Sanskrit die lebendige Sprache aller gebildeten Arier in Indien gewesen sein. Heutzutage ist es ebenso wie das Lateinische nur eine todte Sprache. Eine ganz Indien umfassende Verkehrssprache, ausser dem Englischen, giebt es heutzutage nicht in Indien. Zwar sprechen 86 Millionen Hindi und 42 Millionen Bengali; aber dieses sind doch nur Volkssprachen von lokalem Umfange. Den weitesten Bereich beherrscht das Hindostâni oder Urdû, eine Mischung von Hindi, Persisch und Arabisch, die sich als Heeressprache unter den Mohammedanischen Eroberern ausgebildet hat. Man kann mit Hindustâni in Bengalen, im Pandjab, in der Nordwest- und der Central-Provinz reisen. Aber schon in Bombay wird sie weniger verstanden; dort wird Gudjarathi und Marathi, in Madras dagegen Tamil und Telugû gesprochen. Die einzige Sprache der modern Gebildeten ist überall das Englische;

und damit ist zugleich bei diesen allen mehr oder weniger Theilnahme an den gemeinsamen Interessen des politischen Lebens dort verknüpft. Es hat sich auf die Weise ein gewisser Parallelismus zwischen dem Sanskrit und dem Englischen herausgebildet: für das sittlich-geistige Leben sind die Kenner der Sanskrit-Sprache und -Litteratur, für alle öffentlichen und politischen Interessen aber die Englisch-Gebildeten und -Redenden bei ihren Volksgenossen die maassgebende Autorität.

Auf dieser gemeinsamen Grundlage der englischen Sprache bildet sich jetzt langsam eine indische Nationalität in unserem modernen Sinne heraus. Dies geschieht durch eine wirklich grossartige Bewegung, die des »Indischen National-Kongresses.«

Oben schon zog ich eine Parallele zwischen Indien und Deutschland. Diese gilt auch für das Aufkeimen des modernen National-Gefühls. Ebenso wie im März 1848 das Vorparlament in Frankfurt und dann wieder 1859 bis 66 der deutsche Nationalverein aus freier Initiative der tüchtigsten Männer des Volkes zusammentrat, um eine Reform der Reichsverfassung mit allgemeiner Volksvertretung anzustreben, so hat sich auch seit 1885 dieser National-Kongress in Indien konstituirt. Und die Inder gehen ebenso praktisch und thatkräftig vor wie damals die Deutschen; indem sie sich gleich selbst ein Parlament, wie sie es fordern, aus freien Volkswahlen heraus ohne Mitwirkung der Regierung schufen und in regelrechter Form alljährlich tagen, zeigen sie zugleich, wie sie ihre Mitwirkung an der Regierung ihres Landes gestaltet zu sehen wünschen und dass sie zu solcher Mitwirkung imstande sind. Ein solches Vorgehen ist freilich nur unter einer englischen Regierung möglich, welche nicht die selbständigen Kräfte der Bevölkerung unterdrückt, sondern sie gewähren und sich frei entfalten lässt, um sie so dem Kulturfortschritte dienstbar zu machen.

Die Indier waren deshalb auch bisher glücklicher als die Deutschen, wenigstens im Anfange, in demselben Maasse wie sie weniger gewaltsam oder stürmisch vorzugehen nöthig haben. Während unsere Frankfurter Versammlungen sich kaum in's zweite Jahr erstreckten, hielt der indische National-Kongress im Dezember 1897 schon seine 13te Sitzungsperiode. Hoffentlich jedoch wird er ebenso glücklich sein, wie der deutsche National-Verein, und wird seine Bestrebungen so bald und so vollständig verwirklicht sehen, sei es nun unter seiner eigenen Mitwirkung, sei's auch, wie hier in Deutschland, gegen seine eigenen Beschlüsse.

In gewissem Sinne kann man sagen, dass die Ausbildung der Munizipalitäten, die für den Kongress nothwendige Vorschulung

in der Selbst-Regierung war. Daher fand auch die Bewegung bei den Munizipalitäten von vornherein eine günstige Aufnahme und findet heute noch bei ihnen kräftige Unterstützung, wenn auch jetzt nicht ganz so öffentlich, weil jetzt nicht mehr so wie im Anfange der National-Kongress mit günstigen Augen von der britischen Regierung angesehen wird. Doch sind Hunderte von Munizipalräthen noch heute Abgeordnete des National-Kongresses. Dies ist für die Kongress-Bewegung von nicht geringer Bedeutung, denn diese Munizipalitäten geniessen naturgemäss das Vertrauen des Volkes.

Es wird hier nicht nöthig sein, die grosse Zahl der Namen von hervorragenden Männern anzuführen, von denen diese Bewegung ausging, und die noch grössere Zahl der sehr tüchtigen Männer, die sie heute tragen und vertreten. Unter ihnen finden sich alle Religionsparteien Indien's, Hindus und Mohammedaner, auch vor allen Parsis, jene Jünger des wirklichen Sarathustra (nicht des Nietzsche'schen), die noch heute in Bombay eine wohlhabende und einflussreiche Gemeinde von etwa 90 000 Menschen bilden. Doch ist zu erwähnen, dass unter den anfänglichen Beförderern und Beschützern der Bewegung einige Engländer waren; und unter diesen ist wenigstens ein Name zu nennen, dessen Träger man ganz allgemein und mit Recht den »Vater der Kongress-Bewegung« nennt; es ist dies Allan Octavian Hume, der sich in der britischen Verwaltung Indiens zu den höchsten Stellen hinaufgearbeitet hat und jetzt noch, pensionirt, in Indien lebt. Seiner Energie ist das Zustandekommen der Bewegung in erster Linie zu verdanken. Er reiste in Indien umher bis es ihm gelungen war, die für die Ausführung des Planes nothwendigen Männer zu gewinnen.

Die Bewegung ist auch ebenso geschickt geleitet worden, wie sie angefangen ward. Es sei nur unter anderem erwähnt, dass man als Präsident der ersten Sitzungsperiode 1885 in Bombay einen weitest hin beliebten Brahmanen aus vornehmer Familie, den bedeutenden Rechtsanwalt und Redner W. C. Bonnerdji wählte. Die Präsidentschaft des zweiten Kongresses 1886 in Calcutta übernahm ein sehr tüchtiger Parsi, Dadabhai Naorodji, der jetzt Parlamentsmitglied in London ist; und die des dritten 1887 in Madras fiel einem Mohammedaner, Badraddin Tayabdji zu, der ebenso wie W. C. Bonnerdji in London promovirt hat und gleichfalls ein hervorragender Rechtsanwalt ist. Erst die des vierten 1888 in Allahabad wurde einem Europäer, George Yule, übertragen. Die Präsidentschaft des fünften Kongresses 1889 in Bombay übernahm der radikale Parlamentarier Charles Bradlaugh. Allan Hume hat niemals eine

höhere Stellung als die eines Sekretärs in der Kongress-Bewegung einnehmen wollen. Diese wuchs in starker Progression, wie nachfolgende Tabelle zeigt:

Entwickelung des
Indischen National-Kongresses.

Sitzungs-periode	Jahr	Orte	Zahl der Abgeordneten
I	1885	Bombay	72
II	1886	Calcutta	431
III	1887	Madras	607
IV	1888	Allahabad	1245
V	1889	Bombay	1898

Die erste Versammlung war nur ein sehr wohlgeglückter Versuch, die zweite war schon ein wirklicher »National-Kongress«, wenn auch kein officieller, die dritte erweckte den vollsten Enthusiasmus in der ganzen indischen Bevölkerung, die vierte verdoppelte selbst noch die Zahl der Delegirten des dritten Kongresses, und die fünfte verdreifachte sie. Während ferner die Zahl der theilnehmenden Besucher des ersten Kongresses nicht viel mehr als 100 war, belief sich deren Zahl sehr bald auf Tausende. Es war ein wahrhaft grossartiger Anblick, als ich in Madras 1894 der zehnten Sitzungs-Periode des Kongresses beiwohnte, wo in einer rundum offenen, amphitheatralisch aufgebauten Halle (*Pandal*) über 5000 Menschen in den bunten und vielgestaltigen Formen der orientalen Welt zu einem solchen Parlament in unseren occidentalen Formen vereinigt waren.

Die vielen dort während der vier Tage vom 26. bis 29. Dezember gehaltenen Reden in englischer Sprache zeigten durchweg eine meisterhafte Sprachbeherrschung und waren zum Theil Muster glänzender Beredsamkeit. Uebrigens wurde zwischendurch auch einmal von einem Mohammedaner in Hindostâni geredet nnd von Dravidas in Tamil und Telugû. Einer dieser letzteren Redner schien besonders witzig zu sein; er hielt seine Zuhörer in fast beständigen Ausbrüchen von Heiterkeit. Aber auch den englischen Rednern fehlte es weder an Witz noch an Geistesschärfe. Ueberhaupt sind offenbar die Indier ebenso reich an Parlaments- und Volksrednern wie an beredten Gerichts-Anwälten [1]).

[1]) Auch als religiöse Redner in moderner Form stehen einige Hindus keinem Europäer nach.

Anfangs war die Regierung dieser Bewegung günstig. Sie wurde unmittelbar nach der Heimkehr *Lord Ripon's* nach Europa begonnen, und unter dessen Vize-Königschaft hatte sich die Regierung ganz besonders *günstig* den Indiern gegenüber gestellt. Dieses Wohlwollen dauerte an, bis Herrn Hume im Anhange zu seinem Berichte über den dritten Kongress eine *Ungeschicklichkeit* passirte. Er erwähnte dort die Möglichkeit, dass Indier mordend sich gegen die Europäer auflehnen könnten, selbsverständlich in *dem* Sinne, diese Thorheit allen Lesern auf das Deutlichste als gegen jedes Interesse der Indier selbst streitend begreiflich zu machen. Trotzdem nahm man ihm die blosse Erwähnung dieser Möglichkeit so übel, dass seitdem die vize-königliche Regierung sich gegen die Kongress-Bewegung *ablehnend* verhält.

Dadurch wurde aber die Bewegung bei den Indiern erst recht *beliebt*, gleichsam zu einer *heiligen Sache* der Vertretung ihrer Angelegenheiten gestempelt. Dies zeigte sich auch in der steigenden Mitgliederzahl des nächsten Kongresses. Nur bei den *Mohammedanern* wurde dadurch eine *Spaltung* herbeigeführt. Der oben schon erwähnte Gründer der Anglo-Orientalen Hochschule zu Aligarh, Sir Sayed Ahmed Khan, glaubte mit der Regierung gehen zu müssen, zog sich deshalb von dieser Kongress-Bewegung zurück und gründete unter seinen Glaubensgenossen eine Gegenbewegung unter dem Namen der »Patriotischen Association«; doch hat dies die Kongress-Bewegung wenig geschädigt.

Ich fand in Madras nicht nur ziemlich *viele* Mohammedaner unter der Versammlung, sondern sah auch untern den *Rednern* Mohammedaner auftreten, die sich den allgemeinen Beifall zu erringen wussten. Die bekannte Duldsamkeit und das Gerechtigkeitsgefühl der Hindus, vielleicht auch ihre Klugheit, liess sie stets in der Kongress-Bewegung grosse Rücksicht auf die Mohammedaner nehmen. Schon in den Wahlversammlungen unter gemischten Bevölkerungen von verschiedenen Religionsgemeinschaften wählten sie solche mit Vorliebe; und in der That tritt im Kongress nicht der geringste Gegensatz religiöser Unterschiede hervor. Alle Theilnehmer beherrscht *harmonisch* die *Begeisterung* für ihre neue, jetzt auf *englischer* Grundlage aufwachsende *Nationalität*.

Die *Ziele* des Kongresses werden folgendermaassen kurz zusammengefasst:

1. Alle verschiedenen und noch einander widerstreitenden Elemente der Bevölkerung Indiens zu einem *nationalen Ganzen* zu verschmelzen.

2. In allen Theilen die geistige, sittliche, soziale und politische Hebung (Wiedergeburt) dieser zu entwickelnden Natiou zn fördern; und

3. das Band (die Gemeinschaft) zwischen Indien nnd England (der Regierung) zu fördern, indem eine Umgestaltnng aller ungerechten und nachtheiligen Zustände in Indien angestrebt wird.

Schon gegenwärtig ist die Thätigkeit dieses Kongresses fast dieselbe wie die eines Parlamentes. Die behandelten Gegenstände sind Beschwerden über Mängel der Verwaltung und Uebelstände in der Organisation des Landes, laufen auch zum Theil schon auf genauer ausgearbeitete Vorschläge znr Abhülfe hinaus.

Die wesentlichste Forderung des Kongresses aber, die nicht ausgesprochen wird, doch aber als stillschweigendes Verlangen schon in seinem Dasein überhaupt liegt, ist die Hoffnung, dass ihn die Regierung mit der Zeit als indischen Reichstag anerkennen werde. Kurzum, was man fordert, ist eine Umgestaltung der absoluten in eine konstitutionelle Regierung, der wohlwollenden Despotie in eine parlamentarische Verfassnng.

Dass dieses Ziel in Indien schliesslich einmal erreicht wird, ist wohl nur eine Frage der Zeit; und zwar bedarf Indien eines nationalen Reichstags, wie auch provinzialer Parlamente oder Landtage. Fraglich kann dabei für die Regierung wohl nur sein, auf welche Art und mit welchen Uebergangsmaassregeln am besten diese Fortentwickelung auszugestalten ist.

Eine parlamentarische Regierung haben ja auch wir in Deutschland nicht einmal; und ein Regierungssystem wie das unsrige wird auch anf lange Zeit für Indien wohl die äusserste Konzession bleiben müssen. Bis dahin sind auch in Indien noch viele Stufen der politischen Entwickelung durchzumachen. Anfangs müsste sicherlich die Zusammensetzung dieser repräsentativen Körperschaften so gestaltet seiu, dass die Regierung sicher ist, nicht überstimmt zu werden. Auch müssen der Vize-König und die Provinzial-Guvernöre jeder für die betreffenden Versammlungen das Veto gegen deren Beschlüsse behalten. Ueber manche Gegenstände, wie das Bndget, brauchte man anfangs nur eine Erörterung, keine Beschlussfassung zuzulassen. Jedenfalls aber müssten allen diesen Volksvertretern ausser der Besprechung von neuen Maassregeln auch das Recht zustehen, Beschwerden vorznbringen, Petitionen eiuzureichen und selbst Vorschläge zur Abhülfe zu machen.

Diese Forderung, und noch eine *andere*, sind die allerwichtigsten Gesichtspunkte für die britisch-indische Regierung überhaupt; und von deren Erfüllung hängt in erster Linie die Fortdaner dieser Regierung ab. Der andere Pnnkt ist der, dass *Indien* von *Indien* aus nnd nicht von England ans regiert werden müsste nnd mehr nach *indischen* als nach englischen Ideen und Interessen.

Dem nnbefangenen Betrachter der Verhältnisse in Indien kann die Beobachtung nicht wohl entgehen, dass die Engländer dort sich schon vor der *intellektuellen Konknrrenz* der Hindns, insbesondere der Brahmanen, *fürchten*. Noch mehr aber drückt sie die Besorgniss, dass die nngeheure politische Kulturkraft dieses weiten Landes ihnen über den Kopf wachsen könnte. Obwohl solche Befürchtung sehr begreiflich ist, so scheint mir doch bei näherer Betrachtung dafür kein wirklicher Grnnd vorzuliegen, wenn man nur den Muth hat, den Stier dieser enormen Volkskraft bei den Hörnern zn fassen. Allerdings, nur wer hierzu den Muth hat und die Kraft, nur der wird diesen riesigen Volks-Organismus meistern können; wer aber nicht einsichtig und nicht entschlossen genug ist, den wird diese Riesenkraft zuletzt wohl überrennen. Freilich, wenn es den Engländern nicht gelänge, sich mehr als bisher in das ursprüngliche Wesen und Leben Indiens hinein zu finden und sich den Begriffen und der Kultnr-Ordnung des Hinduismns anzupassen, dann würde ihre Herrschaft dort nur eine Frage kürzerer oder längerer Zeit sein. Ein indischer *Reichstag* aber in *englischer* Sprache nnd in *englischen* Formen, der das Volk zu einer grossen *englisch*-indischen Nation zusammenkittet, wird auch mit der *englischen* Sprache die *englische* Herrschaft dort befestigen und auf immer breitere Grundlage stellen. Hierzu kommen noch folgende Gesichtspunkte in Betracht.

Die Indier sind besonders *tüchtig* in der *Selbst-Verwaltung* und die britische Regiernng hat auch diese Fähigkeit in ihnen schon in weitgehenden Maasse fortentwickelt und verwerthet. Warum wollten sie diese nicht noch weiter nutzbar machen und auch ihr System der Selbst-Verwaltnng dort nach oben hin vervollständigen! Durch ihre eigene selbständige Organisation des National-Kongresses haben schon die Indier bewiesen, dass sie auch zn *solcher* Selbst-Regierung *tüchtig* sind. Warum wollte man denn diese ihre Tüchtigkeit nicht *weiter* dienstbar machen! Hat doch bisher jede solche Ausdehnnng der Selbst-Verwaltung nnd der Freiheit in der Mitberathung der Bevölkerung an ihren eigenen Angelegenheiten in Indien, und auch in Ceylon, nnr günstige Wirknngen gehabt! Es giebt auch anerkannter Maassen keine bessere nnd wirksamere Art, die Unzufriedenen zu

befriedigen, als wenn man unter vorsichtiger Leitung sie versuchen lässt, ihren Forderungen nnd Bedürfnissen selbst gerecht zu werden. Regierungsknnst besteht darin, möglichst Kräfte zu wecken und zu fördern und sie ihrer eigenen höheren Entwickelung zuzuführen, nicht diese zu hinderu; auch hier gilt es, alle Kräfte zu einer gemeinsamen Kultur zu verschmelzen und nutzbar zu machen, nicht sie zu beeinträchtigen und zu unterdrückeu!

Da jene vollständige Ausgestaltung der Organisation Indien's nur auf Grundlage englischer Sprache und Kultur und anch nur mit der unentbehrlichen Anlehnung an die englische Weltherrschaft gescheheu konnte und weiter geschehen wird, so kann dies auch nur dazn dienen, diese europäische Zivilisatiou in Indien zu befestigen und zu konsolidiren. Und für Indien ist dies ein unzweifelhaft günstiger, wenn nicht gar der einzige wirklich gute Einfluss europäischer Kultur auf das indische Geistesleben, dass sie die freiheitliche Entwickelung der Einzeluen zur geistigen Selbstständigkeit fördert.

Dies ist für die Engländer in Indien auch die einzige Möglichkeit, die besten Männer und die eigentlichen Führer der Bevölkerung an sich heranzuzieheu und deren Kräfte für das nationale Gedeihen des Landes zu verwerthen. Hente kommen die Anglo-Indier mit diesen Männern überhaupt kaum in Berührung; ja, sie keunen meistens deren Namen kaum. Denn die Männer von Vermögen und von äusserer Stellung, die solche Vortheile durch den europäischen Wirthschaftsbetrieb oder durch die britische Verwaltung erlangt haben, können kaum als die Vertreter der Bevölkerung gelten; ihre Ansichten sind denen der Engländer angepasst und spiegeln selten die der Indier richtig wieder. In dem Maasse, wie sie schou ihr augestammtes Wesen aufgegeben haben, ist ihr Einfluss auf die maassgebenden Kreise nnter den Hindus vermindert; und für die mohammedanische Gesellschaft gilt dasselbe. Ein voller unbeeinträchtigter Ausdruck der Volksmeinung nnd die gutwillige Mitwirkung der Besten unter ihren Vertretern ist aber für die Europäer in Indien mehr als in europäischen Ländern nöthig, weil sie sich nie vollständig in die Verhältnisse, Bedürfnisse und Anschaunngen der ihnen fremden Kultur hineindenken und sich ihnen nie ganz anpassen können. Die Indier könneu sich nicht nur am besten selbst regieren; sie können auch ihre Verhältnisse am besten selbst beurtheilen.

Weiter ist die allmähliche Aubahnung einer konstitutionellen Regierung in Indien auch die einzige Möglichkeit, die durch die

europäische Kultur in Indien augeregte Gährung unter den jüngereu Generationen zum guten Ende hinzuführen. Unter der besten und vorsichtigsten Einführung der europäischen Bildnng hätte es anch kanm anders sein können, als dass sie etwas revolutionär gesinnte Brauseköpfe aus den jungen Indiern machen musste. Das Kennen-Lernen unserer Zivilisation mnsste in diesen geistig hochbegabten jungen Männern den glühendsten Ehrgeiz anfachen, etwas innerhalb dieser Zivilisation zu gelten. Man hat ihnen Einsicht in die britische Verwaltung ihres Landes gewährt und hat sie durch ihre europäische Schulung völlig in den Stand gesetzt, an dieser Regiernng anf allen ihren Stufen Theil zu nehmen. Anf die Dauer ist es mithin ganz unmöglich sie von dieser auszuschliessen. Ein Volks-Aufstand müsste schliesslich die unausbleibliche Folge sein, aber nicht etwa ein Aufstand gegeu die britische Beherrschung Indieus überhaupt, sondern nur gegen die autokratische Art dieser Beherrschung, gegen die patriarchalisch-militärische Despotie der bisherigen Regierungsform.

Jeden derartigen Aufstand könnten freilich die Engländer leicht unterdrücken, da sie militärisch das Land vollständig beherrschen. Aber dieses nöthig zu machen, wäre ein ähnlicher Unverstand, wie er im vorigen Jahrhundert Nord-Amerika gegenüber begangen ward. Für die Abwendung solcher Konflikte ist auch bisher schon der indische National-Kongress den Engländern besser entgegengekommen als einst die Amerikaner.

In den ersten Jahren des Kongresses traten vielfach jüngere heissblütigere Kräfte hervor. Auch jetzt noch ziehen theilweise die älteren, erfahreneren und besten Kräfte Indiens vor, sich in dieser Bewegung zurückhalten. Das wird selbstverständlich anders werden, sobald die Regierung sich dieselbe dienstbar machen wird.

Diese naturgemässe Fort-Entwickelung der politischen Verhältnisse Indiens gewährt zugleich die beste Möglichkeit die Tages-Presse Indiens richtig zu leiten. Seit Lord Ripon's Verwaltnng ist dieselbe vollständig befreit von jeder staatlichen und polizeilichen Beschränkung. Solche Massregel war deshalb richtig, weil die Polizei-Unterdrücknng nicht belehrt, sondern nur Märtyrer schafft und dadurch grade stärkt und fördert, was sie hindern und beseitigen möchte — wie wir dies alltäglich hier in Deutschland sehen.

Gegenwärtig lassen oft die indischen Tagesblätter, ebenso wie auch manchmal die anglo-indischen Zeitungen den ruhigen, vornehmen Tou vermissen. Wilde Ausbrüche von Hass, Abneigung, Aerger, Zorn und Neid machen sich Luft. Das alles ist am besten durch das öffentliche Verhandeln über die Beschwerden in Repräsentativ-

Versammlungen zu verhüten, und zwar müssen dazu in denselben die in Frage kommenden Partheien selbst vertreten sein können. Auf diese Weise wird nicht nur eine öffentliche Meinung geschaffen, sondern diese kann sich auch am besten zu geistiger Vornehmheit entwickeln. In der Volksvertretung wird ihr ein Organ gegeben, das von selbst die Tages-Presse stark beeinflusst und ihr Zügel anlegt, wenn eben diejenigen Männer dort das Volk vertreten, die es selbst als seine besten wählt.

Vor allem aber ist eine konstitutionelle Regierung Indien's auch die einzige Möglichkeit, die britische Herrschaft dort definitiv zu sichern und sie auf die Dauer zu befestigen. Bisher macht sich eine gemeinsame Abneigung der Hindus und der Mohammedaner gegen die Europäer geltend, ebenso wie beider gegen einander. Diese aber findet ihre Nahrung nur in dem ablehnenden Stolze und der Fremdartigkeit, mit der die Europäer sich bisher den Indiern gegenüber stellen. Werden diese sich erst mehr in die Kultur-Ordnung der Hindus eingefügt, gleichsam sich mit denselben mehr auf gleichen Fuss gestellt haben, so wird das materielle Kultur-Uebergewicht der Europäer sich sehr viel ungehinderter als bisher geltend machen, und der innere Widerstand der Indier dagegen wird sich in demselben Maasse abschwächen, wenn nicht gar verschwinden.

Nicht selten taucht jetzt bei den Anglo-Indiern die Frage auf, ob wohl die Europäer später einmal Indien sich selbst zu überlassen haben würden, wenn sie dort ihre Kulturaufgabe erfüllt hätten. Aber die Entwickelung wird jedenfalls einen andern Gang nehmen. Der Osten kann den Westen nicht entbehren. Ohne europäische Organisation, ohne europäische Technik, ohne europäisches Kapital kann Indien seine unermesslichen Kulturkräfte nicht entwickeln. Fraglich könnte höchstens sein, ob stets die Engländer das herrschende Element des Europäerthums in Indien bleiben werden. Aber das ist ebenso unzweifelhaft, denn nur unter Englands Herrschaft wird aus Indien jene nationale Einheit, die es immer enger kulturell und national mit England selbst verknüpft und die England in Indien gegen jede fremde Invasion viel besser schützt, als selbst die grösste Heeresmacht. Es ist auch keine andere Macht der Erde, sowie England, seiner eigenen Entwickelung gemäss so fähig und so bald bereit, dem Lande die freiheitliche Verfassung zu gewähren, die dieses von einem dienenden zu einem ebenbürtigen Gliede seines weltumspannenden Reiches machen wird als eine neue, grosse, englisch redende Nation im grössten britischen Staatswesen, ein neues, einiges Indien.

X. Die kommerzielle Entwickelung.

Die volkswirthschaftliche Entwickelung Indien's seit der Mitte dieses Jahrhunders zeigt am einfachsten eine Vergleichung der Angaben über seine finanziellen und kommerziellen Verhältnisse im Jahre 1849—50 oder wenige Jahre später und über die des Jahres 1895—96, wie sie in dem folgenden Zahlenbilde zusammengestellt sind:

Indiens wirthschaftliche Entwickelung 1849—50 bis 1895—96.

Die Werthangaben in Millionen Mark, den Rupie zu seinen Silberwerth von 2 Mark gerechnet.

1849—50		1895—96
772,000	Flächenraum in (engl.) Quadrat-Meilen	947,887
152	Volkszahl in Millionen	300
548	Staatshaushalt: Einnahme	1967
537	Staatshaushalt: Ausgabe	1937
965	Staatsschuld	4354
227	Waaren Einfuhr } jährlicher Durchschnitt 1849—52 und 1893—96	1490
309	Gesammt-Einfuhr ebenso	1766
369	Waaren-Ausfuhr ebenso	2198
392	Gesammt-Ausfuhr ebenso	2309
82	Edelmetall-Einfuhr ebenso	276
23	Edelmetall-Ansfuhr ebenso	111
8·4	Kapital-Anlagen in Eisenbahnen und andern öffentlichen Werken	4837·7
21 (1854)	Eisenbahnen (engl. Meilen)	20,111
36000 »	Postrouten (engl. Meilen)	122,282
750 (1856)	Postämter	9588
	Postkasten	15,927
33	Postsachen (in Millionen)	423·9
3000 (1857)	Telegraphenlinien (engl. Meilen)	46,375
25	Telegraphenämter	2994

Aus diesen Angaben ist ersichtlich, dass bei nur geringer Gebietsvermehrung sich die Zahl der Bevölkerung verdoppelt hat. Gleichzeitig aber ist der Staatshaushalt auf das 3½fache gestiegen. Der auswärtige Handel Indiens hat sich dagegen versechsfacht. Während die Mehr-Einfuhr von Edelmetallen in Indien um die

Mitte des Jahrhunderts nnr 59 Millionen Mark jährlich betrug, beläuft sich diese jetzt auf 165 Millionen Mark, die Indien alljährlich bei sich aufhäuft. Die Kapital-Anlagen in Eisenbahnen nnd anderen wirthschaftlichen Einrichtungen sind von 8 Millionen auf 4838 Millionen Mark gestiegen. Der Eisenbahnbau, mit dem überhaupt erst vor 45 Jahren begonnen wurde, ist jetzt bis auf 20 000 (engl.) Meilen oder 32 300 Kilometer gewachsen; die Telegraphen-Anlagen bis auf mehr als 46 000 (engl.) Meilen oder 74 600 Kilometer; und der Postverkehr hat sich um das 12½fache vermehrt.

Betrachten wir einzelne Ausfuhrartikel, welche für den Produktionsbetrieb des Landes maassgebend sind, so fällt uns zunächst auf, dass nm die Mitte des Jahrhunderts die Ausfuhr von Kornfrüchten (Reis und Weizen) sich auf nur 15 Millionen Mark belief. Der indische Bauer lieferte fast nur soviel, wie für den eigenen Gebranch des Landes nöthig war. Im Jahr 1892 stieg die Ansfuhr dieser Produkte anf 574 Millionen Mark und noch 1896 wurde für 269 Mill. Mark Reis nnd für 78 Mill. Weizen exportirt.

Trotzdem gegenwärtig schon grosse Mengen von Banmwolle und Jute in Indien selbst verarbeitet werden, beläuft sich die Ausfuhr von Roh-Baumwolle doch immer noch auf den Betrag von 282 Millionen Mark und die von Roh-Jute auf 200 Millionen Mark. Im Jahre 1849—50 betrug die Ausfuhr von Baumwolle nur 44 Millionen Mark, sie stieg aber 1865 nach dem amerikanischen Sezessionskriege auf 751 Millionen Mark.

Während des letzten Jahrzehntes ist die Ausfuhr von Roh-Baumwolle und -Jute auf- und niedergegangen, aber durchschnittlich kaum gestiegen; dagegen ist eine Zunahme der Ausfuhr von indischen Baumwoll- und Jute-Fabrikaten (Garnen, Geweben n. s. w.) unverkennbar. Noch merklicher ist aber solche Zunahme in Coir (Kokos-Faser) und deren Fabrikaten, sowie auch in Roh-Wolle und Woll-Fabrikaten. Ich stelle die letzteren Artikel nach den Ausfuhrlisten der letzten zehn Jahre abgekürzt zusammen:

Ausfuhr aus Indien
in Millionen Mark.

Jahre	Baumwoll-Fabrikate	Jute-Fabrikate	Coir und Fabrikate	Roh-Wolle	Wollen-Fabrikate
1885—86	102	22	3·7	24	2·3
1890—91	180	25	4·3	32	3·4
1892—93	198	64	5·3	34	3·6
1895—96	204	95	6·9	42	4·5

Interessanter für den europäischen Leser ist vielleicht noch der Aufschwnng von solchen Rohproduktions-Betrieben, an denen sich vorzngsweise Enropäer als Unternehmer und Kapitalisten zu betheiligen pflegen. Unter den Pflanzungen nehmen die Thee-Plantagen jetzt dem Werthe nach den ersten Rang ein; auch Kaffee und Taback entwickeln sich vorzüglich. Ferner sind Indigo nnd andere Farbstoffe, sowie anch noch die Lack-Ausfuhr hervorzuheben.

Ausfuhr aus Indien
in Millionen Mark.

Jahre	Thee	Kaffee	Taback	Indigo	Farbstoffe	Lack
1890—91	110	29	2·7	61	12	15
1891—92	123	40	2·8	64	15	15
1892—93	132	42	3·4	83	16	16
1893—94	138	40	2·9	84	17	19
1894—95	160	44	3·5	95	18	28
1895—96	190	45	3·7	107	18	37

Im Jahre 1858 wnrde die Gesammt-Ansfuhr von Thee, Kaffee und Jute zusammen auf nur 9 Millionen Mark valuirt; jetzt beläuft sie sich auf fast 500 Millionen Mark. Für den Aufschwung der Thee-Kultur in Indien und Ceylon spricht besonders auch die im Folgenden zusammengestellte Umgestaltung des Thee-Verbrauches in England (Vereinigtes Königreich während der letzten 30 Jahre:

Thee-Einfuhr in England

im Jahre	von China	von Indien	von Ceylon
1865	93 Prozent	2 Prozent	—
1870	89 »	9 »	—
1875	86 »	13 »	—
1880	76 »	22 »	—
1885	66 »	30 »	2 Prozent
1890	33 »	46 »	19 »
1895	16 »	46 »	32 »
1896	13 »	48 »	36 »

Also vor 30 Jahren deckte England fast seinen ganzen Thee-bedarf aus China; jetzt bezieht es dorther nur 1/8 desselben, dagegen mehr als 1/3 aus Ceylon und fast die Hälfte seiner ganzen Thee-Einfuhr aus Indien. Dabei ist der Durchschnitts-Preis des von China importirten Thees 8 3/4 d. pro ℔, während für den indischen Thee durchschnittlich 10 1/3 d. pro ℔ bezahlt wird.

Obwohl auch der Kaffeebau in Indien einen stetigen Aufschwung nimmt, scheint doch der Thee-Anbau denselben gerade neuerdings zu übertreffen, wie auch folgende Zusammenstellung zeigt:

Export-Agrikultur in Indien.
Angebaute Flächen in englischen Ackern

in den Jahren	mit Thee	mit Kaffee
1890	340,344	260,296
1891	354,504	262,876
1892	364,203	264,990
1894	398,775	278,562
1895	414,988	281,134

Der durchschnittliche Ertrag eines engl. Ackers Thee ist in Assam 420 bis 425 ℔, in Bengalen 330 bis 400 ℔. In den indischen Thee-Pflanzungen werden dauernd 440 000 Arbeiter beschäftigt, ausserdem 156 000 zeitweilig, im Ganzen also fast 600 000 Arbeiter.

Der durchnittliche Ertrag eines Ackers Kaffee unter europäischer Leitung ist 3 Ctr., aber es werden sehr oft viel grössere Erträge erzielt. Ungepflegte Pflanzungen von indischen Bauern ergeben freilich manchmal auch nicht mehr als 3/4 Ctr. — Doch die Menge des Ertrages ist allein noch nicht entscheidend. 1895 war der Durchschnittswerth des Centners indischen Kaffees 104 sh; da der Ertrag der folgenden Ernte 30 Prozent höher war, so fiel der Durchschnittspreis auf 90 bis 95 sh; aber 1885 und 1886 war der Preis nur 54 und 56 sh. — In der indischen Kaffee-Industrie sind dauernd 40 000 Personen und ausserdem zeitweilig 118 000 beschäftigt, im Ganzen also fast 160 000 Arbeiter.

Ueber die europäische Export-Agrikultur liessen sich noch sehr viele Einzelheiten von allgemeinerem Interesse nach den Angaben der amtlichen Berichte mittheilen. Dieser Gegenstand darf aber jedenfalls nicht verlassen werden, ohne dass wenigstens der hauptsächlichsten Mineral-Erzeugnisse gedacht wird.

Die Eisen-Gewinnung ist erst in ihren Anfängen. Die einheimische Industrie der Hindus schmilzt noch heute, wie seit alter Zeit, Eisen in geringen Mengen. In modernem Betriebe thut dies aber in Indien nur eine einzige Gesellschaft, die *„Bengal Iron and Steel Company"*, der die »Barrakur-Werke« gehören. Sie lieferte 1893 fast 13 000 Tonnen Roheisen und 4253 Tonnen Gusseisen.

Von altersher werden in Indien Gold und Edelsteine gewonnen, ersteres jetzt jährlich im Werthe von 40 Millionen Mark, an Edelsteinen besonders Rubinen.

Wichtiger als dieses ist die jährliche Produktion Indiens an Steinkohlen und Petroleum. Wie dieselbe in den letzten sechs Jahren zugenommen hat, zeigt folgende Zusammenstellung:

Brennstoff-Produktion in Indien

im Jahre	Steinkohlen (Tonnen)	Petroleum (Gallonen)
1890	2·169,000	4·931,000
1891	2·329,000	6·136,000
1892	2·588,000	8·725,000
1893	2·562,000	10·360,000
1894	2·820,000	11·001,000
1895	3·537,000	13·014,000

Soweit die Rohproduktionen; jetzt weiter die Fabrik-Industrien.

Ohne irgend welchen Schutzzoll, lediglich gestützt auf die Vortheile der billigen und guten Arbeitskraft und der Rohproduktion in Indien, ist dort eine hoch bedeutende Maschinen-Industrie erwachsen. Unter diesen nehmen die Baumwoll- und Jute-Spinnereien und -Webereien, den ersten Platz ein, sodann Papier-Fabriken, Reismühlen, Sägemühlen und Brauereien. Die Fabrikation von Baumwoll-Waaren hat sich in den letzten 20 Jahren folgendermaassen entwickelt:

Baumwollen-Fabrikation in Indien.

Jahre	Fabriken	mit Spindeln	mit Webstühlen
1876	47	1·100,112	9,139
1881	62	1·550,944	14,386
1886	94	2·261,561	17,455
1891	130	3·378,308	26,317
1896	147	3 844,307	37,278

Diese Industrie wurde erst 1851 in Indien begonnen; 1876 waren in den 47 Fabriken 31 600 Arbeiter beschäftigt, heute sind in den 147 Fabriken im täglichen Durchschnitt mehr als 146 000 Arbeiter angestellt. 101 dieser Fabriken befinden sich in Bombay. Das in ihnen angelegte (nominelle) Kapital beläuft sich auf 256 Mill. Mark.

Die Zahl der Jute-Fabriken ist 28, davon eine in Caonpur, die übrigen 27 in Bengalen. Dazu ist noch eine Hanf-Fabrik in Wizagapatam zu rechnen. Das nominelle Kapital dieser Fabriken ist 80 Millionen Mark; sie beschäftigen 79 000 Arbeiter an 216 139 Spindeln und 10 579 Webstühlen.

71 Reis-Mühlen und 68 Sägemühlen, meistens in Barma, beschäftigen 45 000 Arbeiter.

10 Papier-Fabriken mit 3594 Arbeitern stellten 1895 40 Millionen ℔ Papier im Werthe von 12 Millionen Mark her.

23 Brauereien produzirten 6 239 000 Gallonen Bier und Porter.

An sonstigen Fabriken gab es 1893—94, nach ihren Produktions-Gegenständen klassifizirt, folgende: 5 für Wollenwaaren, 8 für Seidenwaaren, 4 Seifenfabriken, 63 Gerbereien, 78 Eisen- und Messing-Giessereien, 14 grössere Zucker-Raffinerien, 31 Kaffee-Werke, 480 Baumwoll- und Jute-Faktoreien und -Pressen, 25 Baumwoll- und Wollen-Spinnereien und -Webereien, die sich nicht als Fabriken bezeichnen wollen, 12 grosse Lack-Fabriken, 89 Oel-Fabriken und -Faktoreien, 146 Korn-Mühlen, 36 Eis-Fabriken, 21 Töpfereien und Ziegeleien, 14 Knochen-Mühlen, 46 Tabak- und Zigarren-Fabriken, 78 Seiden-Flechtereien, 1 Glas-Fabrik und 1508 Salpeter-Raffinerien.

So liesse sich hier noch manche kleinere jetzt in Indien mehr und mehr nach moderner Art betriebene Industrie anführen; doch gewährt dieses keinen haltbaren Begriff von der Sachlage. Einen besseren Einblick in dieselbe bietet uns die Betrachtung der in den Fabrik-Betrieben beschäftigten Arbeiter; und hierfür finden wir die beste Grundlage in der indischen Fabrik-Inspektion.

Der erste *Indian Factory Act* wurde 1881 erlassen. Danach waren nur die Fabriken mit mindestens 50 Arbeitern der Fabrik-Inspektion unterworfen. 1891 wurde ein neues Gesetz gegeben, das seit dem 1. Januar 1892 in Kraft getreten ist. Dieses unterwirft auch schon alle Betriebe mit mindestens 20 Arbeitern den Besuchen von Fabrik-Inspektoren. Im Jahre 1895 war die Zahl dieser Fabriken 876, und die Zahl der in ihnen beschäftigten Männer, Frauen und Kinder war folgende:

Fabrik-Arbeiter in Indien 1895.		
Männer	293,836	79 Prozent
Frauen	54,530	15 »
Kinder	22,725	6 »
Arbeiter	371,091	100 Prozent

Es wird von Seiten der Regierung gut für die Arbeiter gesorgt, besonders seit dem *Indian Factory Act* von 1891, durch den das Gesetz von 1881 auch in mancher anderen Hinsicht wesentlich verschärft wurde. Das Alter der zu beschäftigenden Kinder ward von 7 bis 12 auf 9 bis 14 hinaufgesetzt, wann bei den Indiern schon die Zeit der Reife anfängt. Die Zeit der täglichen Beschäftigung solcher jugendlichen Arbeiter wurde von 9 anf 7 Stunden hinabgesetzt. Die Arbeitszeit für Frauen wurde auf 11 Stunden beschränkt. Eine Ruhepause von einer halben Stunde um die Mittagszeit wurde für alle Arbeiter vorgeschrieben und eine ganze Stunde für die Frauen.

Die Berichte der Fabrik-Inspektoren lauten in allen Jahren durchweg überaus günstig in jeder Hinsicht; und mich wundert dies nicht, da es meinen eigenen Eindrücken durchaus entspricht. Aber auch von Seiten der Fabrikherren habe ich nicht gefunden, dass sie verkannt hätten, wie sehr ihr eigener kommerzieller Erfolg davon abhängt, dass es ihnen gelingt, die ihnen in Indien leicht zur Verfügung stehende Arbeitskraft ganz der Eigenart derselben gemäss freundlich und nachsichtig, mehr wie Kinder patriarchalisch zu behandeln, nichts von ihnen zu erwarten, was ihrer Natur nicht völlig angemessen ist, und nur nach dem vergleichsweisen Werthe der Arbeitskräfte deren Löhne zu bemessen. Allerdings in Thee-Plantagen habe ich darüber klagen hören, dass die Behörden für die Arbeiter gegen die Unternehmer Partei nähmen, und in der Indigo-Produktion hat dies ja zeitweilig schwere Kämpfe veranlasst. Wer sein Temperament nicht völlig an die indische Natur akklimatisirt hat, der freilich wird mit indischen Arbeitern nie grossen Erfolg erzielen.

Die Verordnung einer mittäglichen Ruhepause haben sich nur etwa zwei Drittheile der Fabriken, insbesondere die in Bombay angeeignet. Dort sind die Arbeiter besser geschult und in strammerer Ordnung zu halten. In Bengalen und auch sonst hat man eine ganz andere Arbeitsvertheilung, die am besten sich an einem Beispiel zeigen lässt.

Es ist dies die Schichten-Arbeitsordnung. Denken wir uns eine Fabrik mit 2000 Arbeitern. Diese werden in 4 Schichten (*gangs*) zu je 500 Arbeitern getheilt. Jede dieser Schichten arbeitet 9 Stnnden von den 12 des Arbeitstages; und je eine Schicht tritt wechselnd für 3 Stunden aus, so dass zu jeder Zeit des Tages 1500 Arbeiter beschäftigt sein sollen. Dadurch ergiebt sich folgende Vertheilung:

Schichten-Arbeit in Indien.

Tages-zeit	Schichten von je 500 Arbeitern, zus. 2000. I	II	III	IV
6—9	500	500	500	—
9—12	—	500	500	500
12—3	500	—	500	500
3—6	500	500	—	500

Nun kann man aber doch nicht darauf rechnen, dass zu jeder Zeit die 1500 Arbeiter wirklich bei der Arbeit sind. Die gewöhnlichen Arbeiter in Indien sind noch zu wenig an europäische Ordnnng gewöhnt, als dass sie stetig bei der Arbeit bleiben möchten. Sitte und Herkommen des Landes gönnen ihnen ohnehin noch ausser der freien Zeit, die ihnen für Essen nnd Erholung gegeben ist, auch kleine Knnstpausen für landesübliche Intermezzos wie Wassertrinken, Ranchen, Baden und ähnliches mehr. Doch spielt das bei der unqualifizirten Arbeit keine grosse Rolle, weil der Lohn danach anch sehr gering bemessen wird. Nur für die Zahl der bereit zu haltenden Arbeiter muss dies in Rechnnng gezogen werden. Man kann auch nicht darauf rechnen, dass jeder Arbeiter seinen vollen Monat arbeitet; durchschnittlich sind es wohl nur drei Wochen von den vier, die er in der Fabrik znbringt. Seine Bedürfnisse sind so gering, dass er zeitweilig zu arbeiten aufhört, wenn es ihm passt, um Feste zu feiern, religiöse Zeremonien zu verrichten, oder unter irgend einem die Familie betreffenden Vorwande.

Auf diese Weise muss eine Fabrik, die 1500 Arbeitskräfte nöthig hat, etwa 2500 Arbeiter an der Hand halten und die gelegentlich Ueberschüssigen best möglichst nutzbringend verwerthen. Diese unqualifizirten Arbeiter sind auch bei nebensächlichen Arbeiten leicht zu beschäftigen. Uebrigens ist denen, die Schicht haben, nicht gestattet, die Fabrik oder den Hof zu verlassen[1]).

[1]) Das englische Wort für den Grund und Boden eines solchen Geweses ist bekanntlich *premises;* von den Anglo-Indiern wird aber ganz allgemein in Indien für Grundstück oder Gehöft das Wort *compound* gebraucht.

Die Arbeitszeit beschränkt sich auf die hellen Stunden des Tages von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Bei künstlichem Licht wird nicht gearbeitet. So sind beispielsweise in Calcutta die Arbeitsstunden im Sommer von 5 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, im Winter aber von 6½ bis 5½. Rechnet man hiervon die drei Stunden ab, die jeder Arbeiter täglich ausser Schicht ist, so ergiebt sich eine nominelle Arbeitszeit von 8 bis 11 Stunden pro Tag. In Wirklichkeit ist aber der Durchschnitt der eingehaltenen Arbeitszeit wohl nicht viel über 8 Stunden. Das ist für die Erwachsenen; die gesetzlich vorgeschriebene Arbeitszeit von 7 Stunden für die Knaben reduziert sich für gewöhnlich auf 6 Stunden, eine zweimalige Schicht von 3 Stunden.

Die Arbeitslöhne sind dabei freilich nur sehr gering. 7 bis 8 Rps. monatlich ist der durchschnittliche Lohn. Frauen erhalten nur 6 bis 7 Rps. monatlich und Kinder nur von 4 Rps. aufwärts. Das ist allerdings nur für gewöhnliche Arbeit[1]). Diese können aber sehr gut dort von solchem Lohne leben; insbesondere wenn sich eine Familie zusammenthut, die auf solche Weise ihre 25 Rps. monatlich zusammen bringen kann. Geschulte Arbeit wird höher bezahlt von 3 Rps. wöchentlich an; so erhalten Garnspinner und Weber bis 5 oder 6 Rps. wöchentlich. Ueberdies wird alle qualifizirte Arbeit stückweise in Akkord vergeben und bezahlt. Zu solcher qualifizirten Arbeit wurde in den Jutefabriken wider mein Erwarten auch das Tragen von Juteballen gerechnet. Diese wiegen 350 bis 400 Pfund und werden von je einem Mann allein getragen.

Die Zahlung der Arbeitslöhne geschieht möglichst monatlich. Dies spart Schreibarbeit und hält die Leute stetiger bei der Arbeit; denn nach jedem Zahltage gehen sie gerne auf Erholung, und man kann nicht sicher auf sie rechnen. In einer Jutefabrik aber, die ich besuchte, liessen sich die Zahlungen nicht anders gestalten, als dass doch mehr als 88 Prozent der Löhne wöchentlich und nicht einmal 12 Prozent monatlich bezahlt wurden. Ueberhaupt schien mir, dass die Jute-Fabriken unter leichteren Bedingungen Arbeiter annehmen als die Baumwoll-Spinnereien.

Für Frauenarbeit ist dort mehr Gelegenheit, als Arbeiterinnen zu haben sind; und da thatsächlich diese Arbeit leicht ist, so ist sie

[1]) Die Landarbeit wird sogar meistens noch sehr viel geringer bezahlt und dabei haben sie noch länger zu arbeiten des Abends oft bis 8 oder 9 Uhr, fast wie bei uns. Laut Zensus-Bericht für Cochin 1891—93 erhält dort der Landarbeiter 14 Pfg., die Frau 10 Pfg. und Kinder 8 Pfg. Tageslohn.

weder schädigend noch entwürdigend für die Frauen. Dies ist insbesondere für die Jntefabriken der Fall, weil dort nicht nur die Arbeit leichter ist, sondern anch der Lohn mehr wöchentlich bezahlt wird. Darauf gehen die Frauen leichter ein, weil sie sich nicht gern auf längere Zeit binden. Trotzdem ist es schwer, Frauen zur Arbeit zu bekommen. Oeffentlich unter Männern zu arbeiten, gilt nach indischen Begriffen schon an sich als Prostitution, mögen solche Frauen auch noch so ehrbar mit ihrem eigenen Gatten leben. Aber eben deshalb melden sich bei den Fabriken nnr Frauen der niedersten Kasten oder kastenloser Klassen.

Kinder dagegen sind in grösserer Zahl zur Arbeit zu haben, als verwendbar sind. Ich fand sie besonders in Baumwoll-Spinnereien, für deren Arbeit sie mit ihren kleinen geschickten Fingern vorzugsweise geeignet sind. Sie machten einen höchst vergnügten Eindruck und schienen die Arbeit mehr als Lust, denn als Last zu empfinden. Fast möchte ich sagen, sie hätten sie als Spielerei betrachtet. Nur pflegen Kinder beim Spiel fast noch mehr bei der Sache zu sein und ihre Aufmerksamkeit daranf zu konzentriren.

Au Angebot von Arbeitern fehlt es kaum jemals; doch ist dasselbe vom Ausfall der Ernte abhängig. Ist diese gut, so muss man höhere Löhne bezahlen, weil die meisten Arbeiter die Feldarbeit im Freien vorziehen. In gewöhnlichen Erntejahren aber sind immer noch genug Arbeiter zu den minimalen Löhnen auch für die Fabriken zu bekommen.

Dies betrifft die nngeschulten Arbeitskräfte aus den umliegenden Dörfern. Eine andere und bessere Arbeitskraft ist die der von anderen Provinzen eingewanderten Arbeiter, so in Calcutta die aus Orissa, in Bombay aus Gudjerat. Diese arbeiten viel stetiger und erwerben sich dadurch grössere Geschicklichkeit für bessere schwierige Arbeit. Sie kommen eben nnr zum Zweck des Lohnerwerbs nach den Fabriken, leben eingezogen wie die echten Hindus und sparen ebenso sorgsam, wie sie fleissig arbeiten, um so bald als möglich mit ihrem Gewinne heimkehren zu können. Sie geben sich deshalb auch immer Mühe, halten sich nicht nur emsiger bei der Arbeit, sondern sind auch überhaupt zuverlässiger; sie arbeiten durchweg im Akkord. In Calcutta sind solche Arbeiter seltener zu haben, als in Bombay. Das ist der Grund, warum in Calcutta fast nnr Baumwollengarn gesponnen werden kann. Bombay, das überwiegend mit den Gudjerati-Einwanderern arbeitet, webt mit ihnen seine guten Baumwollenzeuge.

Für diese fremden Arbeiter haben die Fabriken auf ihren eigenen Terrain *(Compound)* Hütten errichtet; gewöhnlich unmittelbar an der Mauer des Fabrikhofes entlang. Dort wohnen diese Arbeiter kostenfrei. In 300 solcher Hütten sah ich ungefähr 900 Arbeiter untergebracht, also durchschnittlich drei in einer Hütte.

Allen Arbeitern in den indischen Fabriken verschiedener Art, die ich besichtigte, geht es offenbar viel besser als ihren europäischen Kollegen. Die Räume, in denen sie arbeiten, sind schöner, luftiger und höher, als ich irgend welche in Europa gesehen. Man braucht sich eben dort nicht vor Kälte zu schützen, sondern hat mehr Schatten und frischen Luftzug nöthig; und die sind, besonders für die eingeborenen Indier, leicht in hinreichendem Maasse zu beschaffen. Vor allem wird auch dort das Sonnenlicht niemals durch trübes Lampenlicht ersetzt.

Ich habe auch gefunden, dass der Ton, in dem die Arbeiter von den Fabrikherren behandelt werden, dort viel freundlicher und weniger barsch ist, als er mir in europäischen Fabriken fast durchweg zu herrschen scheint. Besonders den arbeitenden Kindern gegenüber herrschte väterliche Freundlichkeit; und mancher indische Fabriksdirektor nimmt sich ihrer wie ein Vater oder Vormund an. Scherz und Lustigkeit wird offenbar bei ihnen mehr befördert als verhindert. Ueberhaupt wäre die Milde und Nachgiebigkeit, mit der ich indische Arbeiter behandeln sah, wohl in Europa unbegreiflich.

Ohne solche Anpassung an indische Kulturbegriffe würde man dort aber wohl kaum Arbeiter bekommen. Dort herrscht nirgends unser Rennen und Hasten. Jeder Arbeiter kann seinen wenigen Bedürfnissen bequem nachgehen, und in dieser Hinsicht wird besonders auf die Frauen Rücksicht genommen.

Denjenigen Arbeitern, die etwas Land zur eigenen Bepflanzung zu haben wünschen, einerlei, ob es Arbeiter aus den nahen Dörfern oder zugewanderte Arbeiter sind, stellen die Fabriken solches Land zum nominellen Preise von drei Viertel der dafür an die Regierung zu bezahlenden Landrente zur Verfügung. Diese Rente ist für einen englischen Acker, wenn er Reisland ist, etwa $4^{1}/_{2}$ Rps., wenn Zuckerrohrland, 8 bis 10 Rps. jährlich.

Im Krankheitsfall erhalten alle Arbeiter freie ärztliche Behandlung und Kost zu Hause. Epidemien, die nicht etwa die ganze Gegend beherrschten, sind unter den Fabrikarbeitern seit Menschengedenken nicht vorgekommen. Aber jeden Sommer während der Regenzeit herrscht unter ihnen Fieber, sodass sich dann 60 bis

100 Patienten unter 2500 Arbeitern in täglicher Behandlung befinden [1]).

Streiks haben die indischen Arbeiter in früheren Jahren wohl einmal den europäischen Arbeitern nachzumachen versucht; jetzt sind solche schon seit längerer Zeit nicht vorgekommen. Eigentlich jedoch waren es niemals Streiks im europäischen Sinne; niemals handelte es sich dabei um die Erhöhung ihres Arbeitslohnes. Dieser regelt sich dort ganz von selbst nach Angebot und Nachfrage unter den gegebenen Landesverhältnissen. Die Bedürfnisse der Arbeiter sind so gering, dass sie stets mehr erwerben, als sie brauchen. Scheint der ihnen angebotene Lohn ihnen nicht recht und billig zu sein, so nehmen sie die Arbeit gar nicht auf. Unzufriedenheit unter den Arbeitern war viel mehr nur durch ungleiche Behandlung hervorgerufen. Bald hatte man sie überfreundlich, bald unwirsch und hart behandelt und sich ihnen gegenüber auch wohl Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Da die indischen Arbeiter ihren Dienst so sehr viel leichter niederlegen können, als die europäischen, so werden allerdings dort solche Unzuträglichkeiten europäischer Unternehmer und Aufseher durch die Arbeiter selbst leicht unmöglich gemacht. Jetzt aber schien mir allgemein das Verhältniss zwischen den Arbeitern und den Fabriks-Herren ganz vortrefflich.

Was nun die Arbeitstüchtigkeit der Indier anbetrifft, so ist es schwer, sie im Verhältniss zu der unserer Arbeiter zu bestimmen. Nur das, dass sie geringer ist, kann nicht verkannt werden. Von erfahrenen Sachverständigen in Indien hörte ich angeben, dass die Arbeitskraft der Indier sich zu der von Engländern wie 1 : 3 verhielte und dass zwei Männer in Indien nicht mehr leisten als eine Frau in England. Einer dieser Herren, ein Baumwollenspinner, meinte, mit 450 Arbeitern in Oldham gerade soviel Arbeit beschafft zu haben, wie mit 2000 Indiern in Calcutta; ja, in einzelnen Verrichtungen, wie das Haspeln, meinte er, sei das Verhältniss für die Indier noch ungünstiger.

[1]) Die Kultur des Tschintschona-Baumes wurde 1858 in Indien eingeführt. Seitdem ist der Preis des Chinins wie des Tschintschona so gefallen, dass sich die Privatkultur kaum noch rentirt; die Unze des ersteren kostet dort nur 13 Annas (etwa 1 Mark Goldwerth), die des letzteren nur 8 Annas. Aber auch die indische Regierung pflanzt beide Arten dieses Baumes an, um diese Fiebermittel jedermann zugänglich zu machen. In den öffentlichen Kliniken werden sie, wie alle Medizinen, gratis abgegeben. Ausserdem aber wird das Chinin, in 5 gran Dosen abgewogen, in Päckchen mit Anweisungen in den Volkssprachen für 4 Pfg. verkauft und zwar überall durch die Postämter, Eisenbahn-Stationen, viele kleine Läden und alle Arbeitgeber für ihre Leute. Auf diese Weise wurden im Jahre 1895—96 an Chinin 9814 ℔ und an Tschintschona 6496 ℔ vertrieben.

Hierzu aber ist doch zu bemerken, dass diese Autoritäten auch die deutsche Arbeitskraft, verglichen mit der englischen, nur im Verhältniss wie 2 : 3 schätzten. Danach wäre dann die indische doch immerhin nur halb soviel werth wie die deutsche. Rechnet man nun den Rupie zu seinem Goldwerth, also den Monatslohn der besseren Arbeiter in Indien, auf 15 Mark, den eines deutschen Arbeiters aber auf 60—80 Mark monatlich, so würde doch die indische Arbeitskraft immer nur auf die Hälfte oder gar nur auf ein Drittel des Preises der deutschen zu stehen kommen. Auch habe ich die Intelligenz, Geschicklichkeit und Bildungsfähigkeit der indischen Arbeiter durchweg nur loben hören. Allerdings erfordert ihre Verwendung viel Geduld und Nachsicht. Aber jedenfalls sind sie entwickelungsfähig; und die weitere Ausgestaltung des Industriebetriebes mit ihnen scheint einstweilen unbegrenzt.

Trotz aller bisherigen Entwickelung der sich reich entfaltenden Fabrik-Industrie, der aufblühenden Export-Agrikultur und des beständig sich vervielfachenden Handels-Verkehrs ist Indien doch noch ein sehr armes Land nach europäischen Begriffen, wie wir oben gesehen haben; und es wird dies auch noch lange bleiben. Denn was bedeutet all' dieser kommerzielle Aufschwung für ein Land von 300 Millionen Einwohnern. Die grosse Masse der Land-Bewohner Indien's wird überhaupt niemals an solchem europäischen Wirthschaftsbetriebe theilnehmen können. Nur fördern und entwickeln lässt sich ihre Landwirthschaft, worüber Weiteres im folgenden Abschnitte. Auch wird bis zum gewissen Grade wohl noch ihre Haus-Industrie, ihr Spinnen und Weben, ihre Messing- und Eisenarbeiten, ihre Töpferei und Schusterei, wie vieles andere, vor allem auch ihr Kunsthandwerk in Gold und Silber, sich in der bisherigen, uralten Weise noch sehr lange halten. Aber mehr und mehr gewinnen doch die europäischen Fabrikerzeugnisse in Indien Boden und verdrängen so die einheimische Industrie. Besonders haben auf diese Weise die Weberei von Seidenwaaren und Goldbrokaten, die Fabrikation besserer Baumwollen-Waaren, die Verfertigung von Eisen- und Messerschmiede-Waaren, wie noch manches andere, sehr gelitten.

Diese Schädigung wurde von den Hindus selbstverständlich bei der ersten Einführung von Fabrikbetrieb mit Maschinen um die Mitte dieses Jahrhunderts am peinlichsten empfunden. Dieser Vorgang dort entsprach ganz den bei uns gefühlten Uebelständen überall da, wo Hand-Industrie durch Maschinenbetrieb, oder Frachtwagen-Verkehr durch Eisenbahnen ersetzt wurden oder werden. Ein Bericht aus jener Zeit von Bombay soll dieses in hochfliegender Phantasie

mehr, als wissenschaftlich genau, so ausgedrückt haben, dass »die Gefilde Indien's bedeckt seien mit den bleichenden Gebeinen der verhungerten Weber«. In Wirklichkeit verhungert in der indischen Gesellschafts-Ordnung nicht so leicht jemand, wenn nicht gerade eine Hungersnoth herrscht, und thatsächlich haben die indischen Arbeiter sich auch sehr schnell an die Maschinen-Industrie in den Fabriken gewöhnt. Die früheren Inhaber grösserer Gewerbebetriebe sind jetzt vielfach Aktionäre der Fabriken nach europäischem Muster geworden, und die schnell wachsende Masse der Bevölkerungen in und bei den städtischen Kulturzentren des Landes bildet sich leicht zur Fabrikarbeit heran.

Vergleicht man aber die im Vorstehenden ziemlich vollständig zusammengestellten Industrie-Betriebe Indien's mit der dort zur Verfügung stehenden Arbeitskraft, die fast in's Unendliche wachsen kann, so wird man sagen, dass die kommerzielle Entwickelnng Indien's noch in ihren ersten Anfängen begriffen ist und dass, wenn sie erst ihren rechten Aufschwung nimmt, sie sich verhundertfachen kann; nnd wie die Aussichten für den Fabrikbetrieb, so sind sie auch für den Plantagenbau. Die für denselben nöthigen Arbeitskräfte sind in noch unerschöpflicherer Menge vorhanden und deren Qualität ist noch verhältnissmässig besser als die der Fabrikarbeiter.

Was man so in der tropischen Landwirthschaft in Indien erzeugen kann, wird seine Grenze nur in den Bedürfnissen der kauffähigen Welt finden. Doch geht die Möglichkeit solcher Pflanzungsbetriebe weit über Thee und Kaffee hinaus, und kann sich mindestens in Indien ebenso erweitern, wie in irgend einem anderen Tropenlande.

Ungleich mehr entwickelungsfähig für den europäischen Betrieb bleibt aber immer die Fabrik-Industrie. Sie ist nicht allein auf auswärtigen Absatz angewiesen, sondern hat die Anssicht immer mehr und mehr von den Millionen der Einwohner Indien's als Kunden zu gewinnen. In diesem Sinne kann man sagen, wird fast all und jedes Fabrikat in Indien herzustellen sein, und billiger herzustellen seiu, als in England, Deutschland oder sonst wo in der Welt. Um nur einige Beispiele zu nennen, möchte ich glauben, dass zunächst Fabriken von Seifen, Glaswaaren oder Ackergeräthen unmittelbar in Indien ihren Absatz finden könnten; nur muss dabei, insbesondere in Ackergeräthen, möglichst nicht Neues geboten, sondern engster Anschluss an das Hergebrachte erstrebt werden. Doch sind dies eben nur Vermuthungen, und ein Sachverständiger

würde wahrscheinlich noch viel geeignetere Produktionszweige anführen können. Dabei würde auch in Indien durchweg nicht so sehr wie anderwärts die Neuheit und die Billigkeit der Produktion oder ihrer angebotenen Arten und Formen das zunächst entscheidende Moment sein, als viel mehr Rücksichtnahme auf den Massenabsatz. Mir scheint zweifellos, dass man in Indien selbst so ziemlich alles produziren könnte, was in Indien gebraucht wird; und wenn nöthig, könnte man dort wohl gar alles produziren, was die ganze Menschheit braucht. Man kann das alles auch wohl billiger dort produziren, als in irgend einem anderen Lande.

Nur zwei Dinge sind dazu erforderlich: Die sachkundige Leitung und das Kapital der Europäer. Die Arbeitskraft ist gut und preiswürdig, entwickelungsfähig und so gut wie unerschöpflich; aber es bedarf zu ihrer Nutzbarmachung einer sachverständigen und vor allen einer menschenkundigen Leitung. Man muss schon die Indier verstehen und sich in sie einleben, wenn man ihre Arbeitskraft ausgiebig verwerthen will.

Ob Kapital-Anlage irgend wo sonst in der Welt rentabeler und sicherer ist, das weiss ich nicht. Rentabel aber scheint sie mir in Indien zu sein, wenn sie von den bezeichneten sachkundigen Leitern unternommen wird. Jedenfalls ist Indien sehr arm an Kapital; im europäischen Betriebe fast ebenso wie im einheimischen. Der landesübliche Prozentsatz für Darlehn ist im Innern 37 ½ Prozent jährlich und selbst gegen Verpfändung von Land-Eigenthum werden oft 12 Prozent jährlich gefordert. Selbst der Bank-Diskont ist aber gegenwärtig (16. Januar 1898) auch 16 Prozent.

Dabei habe ich verschiedentlich in Indien von Europäern, auch von Deutschen, die Ansicht äussern hören, dass sie ihre Kapital-Anlagen in Indien für sicherer als in Europa hielten. Hier sind in der Landwirthschaft schon kaum noch überhaupt Gewinne zu erzielen. Der Industriebetrieb jedoch wird von der hochgespannten Konkurrenz bedroht. So unrentabel diese mehr und mehr ihn werden lässt, so unsicher scheint er auch schiesslich durch die Neigung der Arbeiterschaft zur Emanzipation zu werden. Auf alle Fälle halten die Engländer ihre Kapitalanlagen in Indien, so wohl die in Eisenbahnen und in der Staatsschuld, wie die in Plantagen, in Fabriken und in Handelshäusern heute für genau so sicher, wie die gleichen Kapitalanlagen selbst in England.

XI. **Die britische Staatswirthschaft.**

Formell ist das britisch-indische Reich als eine einheitliche Organisation erst am 20. August des Jahres 1833 begründet worden. Damals wurde bei der Erneuerung des Freibriefs der *East India Company* der General-Guvernör von Bengalen zum General-Guvernör von Indien gemacht. Zugleich wurde die Gesellschaft verpflichtet, sich ganz der staatlichen Organisation und Verwaltung des Landes zu widmen; mit dem Jahre 1834 ward der Handelsverkehr mit Indien für den Privatbetrieb freigegeben. Zwanzig Jahre später, 1853, wurde auch die Anstellung der Beamten dort den Direktoren der Gesellschaft aus den Händen genommen und für die allgemeine Bewerbung im Staats-Examen geöffnet. Aber noch regierte der General-Guvernör das Land im Auftrage des *Court of Directors* in London, und dieser stand nur unter der Kontrolle eines *Board of Commissioners* der Regierung.

Dann kam der indische Aufstand 1857—58. Dieser ward vollständig beigelegt und ausgeglichen in der »Proklamation« der Königin durch den General-Guvernör an die Fürsten, Adeligen und Völker Indiens zu Allahabad am 1. November 1858. Inzwischen war jedoch die wichtigste Wirkung dieses Aufstandes bereits perfekt geworden. Dies war die Auflösung der *East India Company* und Uebertragung der Regierung Indiens auf die Krone am 2. August 1858. Der *Court of Directors* und *Broad of Control* wurden in eine einzige Behörde umgestaltet, den »Staatssekretär für Indien mit seinem Rathe«[1]). Der General-Guvernör Indiens aber wurde der direkte Vertreter der königlichen Majestät und führt seitdem den Titel Vize-König[2]). Er ist dem Staatssekretär verantwortlich, wie dieser als Mitglied des Staats-Ministeriums dem Parlamente. Im Uebrigen blieb die indische Regierung wie vorher. Erst 1861 wurde die Verwaltung in allen Hauptzügen so ausgestaltet, wie sie gegenwärtig ist.

---

[1]) Der *Secretary of State for India in Council* trägt die volle Verantwortung für die Verwaltung Indiens dem Parlament gegenüber. In einzelnen politischen Fragen hat er sogar geheim auf eigene Hand zu entscheiden. Der Rath darf bis 15 Mitglieder umfassen; jetzt sind es 13. Da die Parlaments-Mitglieder meist von Indien nicht viel verstehen, ist deren Einmischung in indische Verwaltungs-Angelegenheiten manchmal ungeschickt; auch fördert englische Partheipolitik nur selten die Regierung Indiens. Dagegen findet sich im *India Office* des »Staatssekretärs und seines Rathes« ein grossartiger Schatz an Ueberlieferungen der Verwaltung und an Lehren praktischer Erfahrung angesammelt.

[2]) Aber ebenso wenig wie dieser Titel, ist auch seine Verwaltungszeit nicht gesetzlich festgesetzt; jedoch ist letztere nach bisheriger Gewohnheit fünfjährig.

Der Vize-König so wie auch sein »Rath« von 6 Mitgliedern werden von der Krone ernannt. Diese 7 Personen theilen sich, wie das Kabinett eines Ministeriums, in die Verwaltung der verschiedenen Departements (Portefeuilles); der Vize-König selbst leitet das Auswärtige Amt und hat alle anderen Ministerien zu kontrollieren. Für gesetzgeberische Zwecke gehören dieser Zentral-Regierung noch Beiräthe an, die in Indien ernannt werden, und deren Zahl durch Parlaments-Akte von 1892 auf 10 bis 16 festgesetzt ist. In diesem erweiterten »legislativen Rathe« wird auch Indiens Budget besprochen; aber eine Entscheidung über dasselbe hat er nicht, wenn nicht der Vize-König etwa sie ausdrücklich gewährt. Des letzteren Zustimmung ist für die Gültigkeit aller gefassten Beschlüsse erforderlich. Der Staatssekretär für Indien hat das Veto-Recht gegen alle Beschlüsse.

Indien ist in elf Provinzen eingetheilt. Von diesen stehen drei unmittelbar unter dem Vize-König (General-Guvernör von Indien): (1.) Adjmir und Mhaiwara, (2.) Berar, (3.) Kürg. Ferner stehen zwei Provinzen unter Guvernören, die noch das Vorrecht haben, direkt mit dem Staatssekretär für Indien amtlich korrespondiren zu dürfen; dies sind die früheren Präsidentschaften (4.) Madras und (5.) Bombay (einschliesslich Sind, Aden und Perim). Unter Leutenant-Guvernören stehen vier Provinzen: (6.) Bengalen, (7.) die Nord-West-Provinzen (so genannt von ihrer geographischen Lage im Verhältniss zu Bengalen), zu denen auch Oudh gehört, (8.) der Pandjab und (9.) Barma. Unter Chef-Kommissionären stehen (10.) die Zentral-Provinzen und (11.) Assam. Ausserdem werden die etwa 470 indischen Lehnstaaten, die in 13 Gruppen eingetheilt sind, theils durch eigene britische Residenten, theils von den Provinzen aus, in oder an denen sie liegen, kontrolliert.

Die Regierungen dieser Provinzen sind im Wesentlichen ähnlich eingerichtet wie die Zentral-Regierung Indiens. Doch stehen nicht alle Provinzen einander gleich, wie denn ja Indien nicht ein einheitliches Land ist, sondern ein Kontinent von ganz verschiedenen Ländern und Völkern, die best möglich ihrer Zusammengehörigkeit nach in diesen Provinzen zusammengefasst sind. Jede Provinzial-Regierung hat deshalb ihren eigenen Charakter und eigenartigen Beamtenstab.

Wenn man indessen in dieser Vielgestaltigkeit der Organisation die grundlegende Einheit in's Auge fassen will, gleichsam die Zelle, aus der sich dieser ganze Verwaltungs-Organismus aufbaut, so müssen wir den »Distrikt« betrachten. Jede Provinz ist in

Distrikte eingetheilt. Sowie die indische Reichsregierung alle Provinzial-Verwaltungen umfasst, so jede Provinzial-Regierung all' ihre Distrikte; und die Verwaltung dieser Distrikte ist wieder ähnlich geordnet wie die oberen Behörden. Der »Distrikts-Beamte« hat den Titel *Collector-Magistrate*, in einigen Provinzen auch den Namen *Deputy-Commissioner;* und wie seinen Oberbehörden, so steht auch ihm ein Rath von Assistenten zur Seite, von denen gewöhnlich zwei oder drei, der *Joint-* und der *Assistant-Magistrate-Collector* und der *Deputy-Collector* oder *Assistant-Commissioner*, Engländer sind. In manchen Gegenden kommt dazu noch ein europäischer Distrikts-Richter. Ausserdem steht ihm noch ein grosser Stab von höheren und niederen indischen Beamten zur Verfügung. Jeder von diesen Beamten soll möglichst selbständig arbeiten; aber die Kontrolle, die endgültige Entscheidung und Verantwortung beruhen ganz bei dem obersten Distriktsbeamten selbst.

Die Grösse dieser Distrikte ist etwa von 4- bis 6000 Quadratkilometer und deren Einwohnerzahl beläuft sich auf ¾ bis 1½ Millionen. In der Madras-Provinz sind aber diese Distrikte noch viel ausgedehnter bis fast 30 000 Quadratkilometer mit mehreren Millionen Einwohnern. Während also sonst diese Distrikte so gross sind, wie die deutschen Grossherzogthümer, erreichen sie im Süden Indien's die Grösse eines Königreichs.

In vielen dieser Distrikte sind die paar britischen Beamten am Centralsitze die einzigen Europäer im Lande. Auf diese Weise sind solche kleinen Gruppen von Europäern, die von einander um 100 Kilometer und mehr getrennt sind, spärlich über das ganze Land verstreut.

Von der Universalität und Tüchtigkeit, die von diesen jungen Beamten gefordert wird, machen wir uns hier in Deutschland schwer einen Begriff. In erster Linie ist solcher *Collector-Magistrate* ein Finanzbeamter, der die Steuern zu vertheilen, zu erheben und einzuliefern hat. Sodann hat er gewisse richterliche Befugnisse, sowohl in erster, wie theilweise in zweiter Instanz, und ferner gehören zu seinem Dienste die Oberleitung der Polizei, der Gefängnisse, des Erziehungswesens, der städtischen Munizipalitäten, des Wegebaues, des Sanitätswesens, der ärztlichen Anstalten, Kliniken und Apotheken und auch des lokalen Steuerwesens. Es werden also von ihm ausser einer guten akademischen und Allgemein-Bildung auch Kenntnisse und einige praktische Erfahrung in Agrikultur und Ingenieurwesen verlangt; er muss im Rechnungswesen ebenso zu Hause sein, wie in der Volkswirthschaft; er muss Finanzmann und vor allem tüchtiger

Rechtsgelehrter sein, besonders auch ein gewandter Berichterstatter, da die Provinzialbehörde von ihm über alles Wichtige in Kenntniss gesetzt sein will und stets auch die Beantwortung von Fragen und die Ausführung besonderer Untersuchungen von ihm verlangt. Er hat die Aufgabe, sich mit allen sozialen und wirthschaftlichen Angelegenheiten seines Distriktes vertraut zu machen; und er hat die sämmtlichen Interessen der Bevölkerung, sowie der Regierung stets im Auge zu behalten. Amtliche Einmischung, die über unmittelbare Kontrolle hinausgeht, soll er möglichst vermeiden. Aber sein Einflnss ist so mächtig, dass von seiner Initiative sehr wesentlich das Gedeihen seines Distriktes abhängt.

Diese Verwaltnngsbeamten sind sämmtlich junge Leute, meistens Mitte der zwanziger Jahre, bis höchstens dreissig. Aber das *India Office* prüft sie sehr auf ihre Tüchtigkeit, Energie und Zuverlässigkeit, ehe es sie in diese Stellnngen versetzt; denn ans diesem Material baut es den so vorzüglichen Verwaltungsapparat von Indien anf.

Das erste Staats-Examen fordert von den jungen Leuten den Inbegriff der vollendetsten Ausbildung, die in Grossbritannien überhaupt zu haben ist, wie etwa in der sogenannten »Ehren-Schnle« der dortigen Universitäten. Die Altersgrenzen für dieses Examen sind vom 21. bis 23. Jahre festgesetzt. Besteht es der Bewerber, so folgt für ihn ein Prüfungsjahr, nach dessem Ablauf er sich einem weiteren Examen zu unterwerfen hat in all' den Fächern, die speziell für den indischen Dienst erfordert werden. Nach Maassgabe des Bestehens in diesem zweiten Examen kann die Ernennung für den indischen Verwaltungsdienst stattfinden.

Dieser Dienst hiess früher *Convenanted Service*, weil die Ernennung der Beamten in Gestalt eines Vertrages geschieht, den sie mit dem Staatssekretär für Indien eingehen. Jetzt wird dieser Dienst nur *Civil Service of India* genannt. Uebrigens findet nur die Ernennung für denselben durch das *India Office* in London statt; die Verfügung über die Verwendnng der ernannten Personen liegt ausschliesslich in den Händen der Regierung in Indien selbst. Auch richtet sich die Zahl der Ernennnngen ganz nach dem Bedürfniss disponibler Stellen.

Die Zahl der sämmtlichen Beamten dieses *Civil Service of India* ist viel geringer, als es für gewöhnlich in Europa angenommen wird. Im aktiven Dienst sind nicht einmal 900 dieser Beamten. Im Jahre 1892 belief sich deren Gesammtzahl auf 939 Mitglieder; diese Zahl jedoch schliesst alle Beamten, die auf Urlaub sind und die zur Dis-

position stehen, ein. Ausserdem enthält diese Zahl noch 21 Indier. Rund gerechnet kann man sagen, dass einschliesslich einiger Militärbeamten und weniger anderer die verantwortliche Civil-Verwaltung Indiens in den Händen von wenigen mehr als 900 Europäern liegt. Es kommen also mehr als 300 000 Indier auf je einen Engländer der britischen Verwaltung [1]). In den Diensten zweiten Ranges [2]) sind dagegen fast nur Indier angestellt, es stehen dort 2600 Indier und wenige mehr als 100 Eurasier 30—35 Europäern gegenüber.

Eben so überraschend wie die geringe Zahl dieser jungen Leute, die Indien regieren, ist wohl für die meisten Leser das hohe Gehalt, das sie beziehen. Es beginnt mit 9600 £ und steigt bis zu 24 000 £ pro Jahr. Zwar werden diese Beträge in Zehn-Rupies (Rx) bezahlt und deren Goldwerth steht dem Sovereign sehr beträchtlich nach. In Indien aber hat der Rupie stets seinen Silberwert von zwei Mark. Es bezieht also ein solcher junger Beamter ein jährliches Einkommen von 192 000 bis 480 000 Mark.

Nach deutschen Begriffen sind solche Honorirungen unfasslich; und doch wissen die Engländer sehr gut, was sie thun, haben auch durchaus nicht die Neigung unnöthig Geld wegzuwerfen. Nur durch so hohe Vergütigung sichert die Regierung sich die aller ersten Kräfte an Menschenmaterial, die es hierfür wohl auf unserem Planeten überhaupt giebt. Nur beiläufig erwähne ich, dass es ja selbstverständlich dabei keinerlei Bevorzugung von Adeligen giebt. Es muss aber diesen allerbesten Kräften der Mühe werth gemacht werden, sich lieber dem überaus schweren Dienste in dem so sehr angreifenden und entkräftenden Klima Indiens als grossen Privat-Unternehmungen zu widmen.

Ferner muss ihnen ihr Einkommen eine Selbständigkeit und Unbestechlichkeit leicht machen, um in dem bösartigen Klima die bei ihnen erforderte, angeborene Charakter-Tüchtigkeit nicht auf zu harte Probe zu stellen. Schliesslich kommt auch noch hinzu, dass sie wie Fürsten in ihrem Distrikte und wie Könige in ihrer Provinz sind und deshalb wie solche leben und auftreten müssen,

---

[1]) Also auf die Engländer in der Civil-Verwaltung Indiens. Die europäischen Privatleute in Indien verhalten sich zur Gesammt-Bevölkerung wie 1 : 3000, mit dem europäischen Militär zusammen wie 1 : 1710 und mit diesem und den Eurasiern zusammen wie 1 : 1160.

[2]) Der *Provincial Service*, früher *uncovenanted Service* genannt. Dieser rekrutirt sich in Indien selbst. Gesetzlich steht auch der Reichsdienst des *Civil Service* den Indiern offen; aber es ist für sie sehr schwer, sich in ihn hineinzuarbeiten. Sie müssen sich dazu in die ihnen ganz fremde Geistesatmosphäre Englands einleben, und doch widerspricht es schon all ihrem Herkommen, überhaupt in's Ausland zu reisen.

zumal unter den dortigen orientalischen Verhältnissen. Das Meiste von diesen Extra-Kosten trägt aber freilich auch der indische Staat.

Nur wenn die Distrikt-Verwaltungen gut sind, wird Indien gut regiert. Die beste Qualität der oberen Verwaltungsstellen könnte die der niedrigen nicht ersetzen, wenn sie schlecht oder unzureichend wäre. Sind diese jedoch mit guten, tüchtigen Beamten besetzt, so wird aus ihnen immer die genügende Anzahl entsprechend tüchtiger Oberbeamten erwachsen.

Diesem *Civil Service of India* anzugehören gilt für eine der höchsten Ehren, die ein junger Brite überhaupt erlangen kann. Es ist dies wohl der einzige Staatsdienst in England, der die gesellschaftliche Stellung des Beamten hebt, während das Aufgeben der politischen Unabhängigkeit im ständigen Beamtenthum daheim das Ansehen der Persönlichkeit in England sonst beeinträchtigt. Der indische Beamte ist auch nur in Indien Beamter; nach England zurückgekehrt, ist er Privatmann und geniesst die volle Freiheit seiner Individualität. Selbst in Indien ist mit seiner Gebundenheit kein bureaukratisches Marionettenthum verbunden, denn der indische Beamte ist in allen seinen eigenen Interessen dort so völlig eins mit der Regierung, der er angehört, dass seine Wirksamkeit für diese ganz von selbst der Ausdruck seiner eigenen Individualität ist.

Wollten wir Deutschen jemals ähnliche Erfolge in der Kolonisation und Kultivation erzielen, wie die Engländer, so müssten wir erstreben, solches Beamtenmaterial wie das des indischen *Civil-Service* heranzubilden. Das ist hier nicht möglich, ehe nicht ein Geist der individuellen Selbständigkeit, wie in England, auch bei uns auflebt. Bisher richtet sich die deutsche Ausbildung auf theoretische Kenntnisse und auf praktische Disciplinirung für die willenlose Einfügung in das grössere Ganze. Bei uns wird durch die Militärzucht jetzt der Einzelne mehr zur lebendigen Maschine als zu einem selbständigen Gliede des Volks-Organismus ausgebildet.

In der Weltwirthschaft ist überall der Deutsche unentbehrlich, weil er mehr weiss, als die anderen Völker, und sich besser einfügt in die gegebenen Verhältnisse; doch ist er in der Regel nur zum Dienen, nicht zum selbständigen Leiten und Regieren zu gebrauchen. Auf den jungen Deutschen kann man sich verlassen, solange er sich in geordneten Verhältnissen befindet, in die er hineingeschult ist; dort sticht er auch den Engländer aus. Auf diesen aber kann man sich besser, als auf den Deutschen dann verlassen, wenn es die Bethätigung in neuen, ungewohnten, ungeordneten Verhältnissen gilt. Hier kommen seine stärkere Individualität und seine mehr charakter-

volle, als intellektuelle Ausbildung zur Geltung. Statt unserer bureankratischen Natur muss auch bei uns mehr individuelle Natur zur Geltung kommen, und zwar solche, die getragen ist von einem voruehmen Charakter.[1])

Was Alles unsere Kolonialbeamten von den iudischen lernen könnten, kann ich hier uicht weiter anführen. Nur Eins darf hier uicht unerwähnt bleiben. Die Verautwortlichkeit aller Beamten ihren vorgesetzten Behördeu gegenüber ist ja selbsverständlich; ein Beamter aber, der für die Natiou zu wirkeu und zu arbeiten berufen sein soll, muss sich auch der öffentlichen Meiuung gegenüber verantwortlich fühlen. Er muss sich zu jeder Zeit bewusst sein, dass er die Nation, das deutsche Volk vertritt, und dass von ihm die Ehre nnserer Kultur vor dem Urtheil der Menschheit abhängt. Darin sollten unsere Beamten vor allen den indischen nacheifern. Der indische Beamte ist durch die parlamentarische Selbst-Regierung der englischen Nation von vornherein daran gewöhnt, iu dem Gedanken an seine Verantwortung vor der Oeffentlichkeit zu leben und zu wirken — mehr, als dies bei uns der Fall ist, wo uoch die Bnreaukratie der Anfang und das Ende nnserer Regierungsweise ist.

Jedem uuserer Kolonialbeamten möchte ich empfehlen oder wünschen, dass er, ehe er in seine Stellung eintritt, eiumal einen jener iudischen *Collector-Magistrate* in dessen Distrikt aufsuchte. Ich glaube ihm sogar versprechen zu köunen, dass, wo immer er auch unerwartet kommen mag, er freundlich aufgenommen werden wird. Diese jnngen Engländer und ihre Fraueu fühlen sich uaturgemäss so abgeschieden von der europäischen Knlturwelt dort, dass sie mit Freuden jeden Gentleman begrüssen, der sie dort besucht, auch ohne steife Etiquette.

Wie sehr die Qualität solcher Beamten vou den Anforderungen abhängt, die von vornherein an sie gestellt werden, davon überzeugt man sich am besten durch die eigene Beobachtung. Wenn solch' ein junger Mensch nur irgend welche guten Eigenschaften nnd einen festen, tüchtigen nnd ehrenhaften Charakter hat, so werden die Amts-Pflichten, die ihm als Distrikt-Verwalter auferlegt sind, alle

[1]) Es ist wohl kaum nöthig, hier weiter auszuführen, dass mir hier nichts ferner liegt, als unsere sämmtlichen deutschen Beamten verurtheilen zu wollen. Mir ist wohl bewusst, dass wir einige besonders tüchtige Beamte haben, übersee sowie daheim. Ich sage nur, dass wir noch viel von den Engländern lernen können, insbesondere für die Kolonisation und die Kultivation. Wer etwas in der Welt leisten will, soll vorerst seine eigenen Schwächen erkennen, um sie bald zu überwinden. Eitelkeit und Selbst-Ueberhebung sind die allergrössten Hindernisse jedes kulturellen Fortschritts.

diese Eigenschaften auf das beste ausbilden; und dies steigert sich naturgemäss, je höher er in der Verwaltung steigt, die ganz aus solchem Menschenmaterial herauswächst.

Beständig sieht er sich gezwungen, seine Kräfte auf das Höchste anzuspannen und zugleich sich selbst im Zanm zu halten. Fortwährend hat er seine Kenntnisse anznwenden und erweitert sie naturgemäss in seiner Praxis. Er ist nicht nur wie der Fürst im Lande, das er zu verwalten hat, er hat sich immer auch als solcher zu betragen; er hat stets ein gutes Beispiel zu geben. Nur auf diese Weise kann er eine so feinsinnige Bevölkerung, wie die der Hindus leicht regieren; und in demselben Maasse, wie er sich die Achtung seiner Unterthanen erwirbt, wird anch seine Verwaltung erfolgreich sein. Sein persönlicher Einfluss hat den ganzen weit gedehnten, stark bevölkerten Bereich zu beherrschen. Er muss sich vollständig auf sich selbst verlassen können, auf seine Kenntnisse, auf seine Geistesgegenwart und seinen Muth; auch vor den schwersten Verantwortlichkeiten darf er nicht znrückschrecken, und er muss jeden Augenblick auch allen nnerwarteten Anforderungen gewachsen sein. Dafür ist ihm allerdings auch eine Carrière sicher, wie sie ihm sonst nirgends in der Welt geboten wird.

Es ist nicht wohl möglich in dem engen Rahmen dieser kurzen Skizze nur alle wesentlichen für die Verwaltung Indien's in Betracht kommenden Punkte zn berühren, nicht einmal auf die so oft als Gegenstand des Streites urtheilslos dargestellten Fragen der indischen Finanzwirthschaft näher einzugehen, auf die Belastung Indien's durch die Staatsschuld oder durch die militärischen Ausgaben oder anf die Einnahmen aus dem Opiumbau oder anf die sich entwerthende Silberwährung. Drei brennende Fragen aber, die das Interesse Europa's an der Verwaltung Indien's beständig wach halten, müssen hier doch erörtert werden. Es sind dies die gegenwärtige Militär-Organisation Indien's nnd die militärischen Operationen an der Nordwest-Grenze; ferner die Hungersnöthe nnd schliesslich die Pest. Zum Schlnsse wird dann kurz die Frage zn behandeln sein, wie weit die britische Staatswirthschaft einerseits für Indien, und andererseits für England sich bezahlt macht.

I. Schon oben (S. 166) wurde erwähnt, dass die Militär-Organisation seit dem Anfstande 1857 wesentlich verändert worden ist. Bis dahin war die Armee Bengalen's fast ansschliesslich aus den Hindus der Provinzen und ihrer Nachbarländer rekrutirt. Ein Theil der Bombay-Armee bestand aus eben solchen Regimentern nnd die Madras-Armee war aus der eigenen Präsidentschaft ausgehoben. Der bei

weitem grösste Theil der Artillerie bestaud ans indischen Soldaten; vor allem war anch das Verhältniss der indischen Soldaten zu den europäischeu zu ungünstig. Es war fast wie 6 : 1, nnd ein Dritttheil der europäischen Truppen waren nnr für lokalen Dienst von der *East India Company* angeworben worden.

All diese Uebelstände sind seither beseitigt worden. Das Verhältniss der Indier zn den Europäern in der Armee ist als 2 : 1 festgesetzt. Die Artillerie ist fast ausschliesslich in den Händen britischer Soldaten, in den Festungen ohne Ausnahme; nnd die heutigen Geschüzte nnd Geschosse beherrschen das Feld in vollständigerer Weise als vor 40 Jahren. Die europäischeu Regimenter sind jetzt britische Linien-Truppen, natürlich angeworben wie alles englische Militär.

Die grossen Kantonements, Festnngen nnd Arsenale sind unter einander und mit der Seeküste durch Eisenbahnen verbunden; und Schienen durchziehen das ganze Land.

Vor allem aber ist die Zusammensetzung der indischen Regimenter vollständig geändert. Die Armeen von Madras und Bombay setzen jetzt ihre Regimenter ans den vielen verschiedenen Völkerstämmen und Kasten der verschiedenen Gegenden der Präsidentschaft zusammen; nnd in Bombay werdeu überdies noch Sikhs und Hindus aus dem Norden Indien's eingereiht. Diese Regimenter werden als die von »gemischten Rekruten« bezeichnet. Jede Kompanie schon ist aus Männern verschiedener Rassen, Religionen nnd Provinzen zusammengesetzt, so dass nur der militärische Korps-Geist sie zusammenhält, aber die verschiedenen persönlichen Interessen einander widerstreiten.

In den Armeen von Bengalen und dem Pandjab besteht die Mehrzahl der Armee-Korps aus sogenannten »Klass-Kompanie«-Regimentern. Diese bezieheu ihre Rekrnten zwar auch ans verschiedenen Rassen und Gegenden, aber die zusammengehörigen Leute werden in Kompanien für sich zusammengehalten. So mag zum Beispiel ein Infanterie-Regiment 2 Kompanien Sikhs, 2 Kompanien hindostänische Brahmanen und Radjpnten, 2 Kompanien panjabische Mohammedaner, 1 Kompanie Pathänen und 1 Kompanie Dogras aus deu Kangra-Bergen haben. Der indische Offizier jeder Kompanie gehört naturgemäss derselben Rasse und Art an, wie die Leute selbst.

Nur in einigen Gurkha-Regimentern sind alle Kompanien ganz aus diesem vorzüglichen Truppen-Material zusammengesetzt. Diese Gnrkhas haben sich bisher an Treue und Tüchtigkeit besonders bewährt. Ich bemerke auch nebenbei, dass ich sie habe in den Vorbergen des Himalaya manövriren sehen und überrascht war von der

Qualität ihrer Leistungen; ich glaube nicht, dass selbst deutsche Truppen diese Uebungen hätten eleganter und schneller ausführen können, insbesondere auf dem schwierigen bergigen Terrain.

Die europäischen Truppen, über 70000 Mann, werden selbstverständlich von europäischen Offizieren befehligt. Die höheren Offiziersstellen der indischen Regimenter sind gleichfalls mit Europäern besetzt. Die Mannszahl dieser Regimenter beläuft sich auf über 144000 und sie werden von 1667 europäischen Offizieren befehligt.

Dies sind die regelmässigen Truppen. Ergänzt werden zunächst die europäischen Militärkräfte durch 26000 Mann Freiwilligen Regimenter, die bis auf 30000 vermehrt werden können. Ausser den indischen Regimentern aber steht der Regierung noch die Polizeimannschaft zur Verfügung. Rechnet man die Dorfpolizei nicht mit, deren Zahl sich auf 700000 beläuft, so bleiben als reguläre Polizei-Mannschaften noch 156000 Mann. Von diesen sind gegenwärtig 51000 mit Schusswaffen ausgerüstet und mehr oder weniger einexerziert.

Schliesslich kommen noch die Truppen der indischen Lehnsstaaten in Betracht. Deren Zahl wird auf zirka 350000 Mann angegeben. Für militärische Operationen gegen europäisch geschulte und geleitete Regimenter kommen diese Truppen wenig oder garnicht in Betracht, wohl aber wenn es sich darum handeln sollte, Ruhe und Ordnung im Lande zu halten. Die militärischen Kräfte Indiens setzen sich also, wie folgt, zusammen.

Militärkräfte Indiens 1895.

I. Regelmässiges Heer.

A. Europäer.

Korps	Offiziere	Mannschaften	Zusammen
Kavallerie	261	5,418	
Artillerie	489	12,821	
Infanterie	1508	52,232	
Ingenieure etc.	279	74	
Stabs-Korps	812	—	
Allgem. Liste etc.	114	17	
Indische Regimenter	1667	—	
	5130	70,562	75,692

B. Indier.

Korps		Zusammen
Kavallerie	22,870	
Artillerie	4,499	
Infanterie	112,630	
Pioniere etc.	3,824	
Leibgarde	193	144,016
		219,708

Transport 219,708

II. Andere Truppen-Körper.

A. Europäer.

Freiwilligen Regimenter		Zusammen
Aktive	25,895	
1. Reserve	3,144	
2. Reserve	1,264	30,303

B. Indier.

1. Polizei.

Europäische Beamte	31	
Oberbeamte	445	
Unterbeamte	13,798	
Polizisten, bewaffnet		
mit Gewehren	51,001	
mit Säbeln	46,152	
mit Schlägeln	44,514	155,941

2. Truppen der Lehnstaaten.

a. Truppen des Reichsdienstes.

Kavallerie	8,045	
Artillerie	299	
Infanterie	8,768	
Pioniere etc.	318	
Kamel-Korps	493	
Transport-Korps	971	18,894

b. Nominelle Truppen der Lehnstaaten.

	Geschütze	Mannschaften	
Hindu-Staaten	3096	188,475	
Mohamm. »	865	74,760	
Maratha »	116	59,600	
Kaschmir	160	27,000	349,835
Gesammtzahl disziplinirter Mannschaften			774,681

Die Existenz der Lehnsfürsten ist gegenwärtig so sehr mit dem Bestande der britisch-indischen Regierung verknüpft, dass sich dieselbe ganz auf sie verlassen kann. An deren Widerstand gegen die Regierungs-Truppen wäre ohnehin garnicht zu denken. Diese Truppen sowie auch die geschulten Polizeimannschaften würden im Nothfalle ermöglichen, dass die britische Regierung in Indien fast ihre ganze militärische Kraft auf irgend einen Punkt konzentrirte, an dem es etwa durch eine fremde Macht angegriffen würde.

Dieses ist ja bekanntlich das Gespenst, was seit Jahrzehnten Britisch-Indien über die Berge der Nordwest-Grenze her bedroht. Zwar fasst heute jeder Anglo-Indier die Furcht vor Russland nicht sehr ernst auf; dass aber dieser Konflikt über kurz oder lang kommen muss, bestreitet Niemand. Mag auch England heute noch so sicher sein, eine Invasion Russlands verhindern zu können, immerhin muss dieselbe beständig im Auge behalten und die Mittel, dieser Gefahr zu begegnen, müssen stets vermehrt werden.

In diesem Sinne gewinnen heutzutage die Guerilla-Kriege mit den Bergstämmen an der afghanischen Grenze eine ganz andere Bedeutung als in früheren Jahrhunderten. Die Einfälle der Afghanen und der Perser haben sich seit 900 Jahren immer wiederholt und haben an und für sich gegenüber einer modernen Kriegsmacht wenig oder garkeine Bedeutung. Steckt aber Russland gegenwärtig noch nicht hinter diesen Anführern, so braucht es sie doch jedenfalls zu seinem Vordringen bis an den Indischen Ozean und wird sich deshalb mit der Zeit unzweifelhaft ihrer als Werkzeug bedienen.

Im Hinblick auf diese Entwickelung, die nur eine Frage der Zeit ist, erscheinen die Grenz-Kriege, welche England dort seit Jahren fast ganz unaufhörlich führt, mehr als ein Vortheil denn als ein nothwendiges Uebel. Schliesslich wird auch Britisch-Indien es wohl nöthig finden, ganz von diesen Gegenden Besitz zu nehmen. Theils muss es Russland zuvorkommen, theils muss es auch der ewigen Unruhe dieser Berg-Kriege ein Ende machen. Einstweilen jedoch sind diese Kämpfe die beste Uebung zur Schulung seiner Truppen für die Sicherung eben dieser Grenze, und in dieser Hinsicht haben sich die indischen Soldaten in unübertrefflicher Tüchtigkeit schon jetzt bewährt. Was aber die Kosten dieser Kriege anbetrifft, so bezahlt sie ja nicht England, sondern Britisch-Indien; und wenn es auch zu beklagen ist, dass dessen Sicherheits-Interesse eine Vermehrung seiner Staatsschuld nöthig macht, so spielt es doch keine sehr grosse Rolle, ob zu den 4350 Millionen noch ein paar hinzukommen.

II. Jetzt ein Wort über die Hungersnöthe. Nach den Verlusten an Menschenleben, die auf Rechnung der Hungersnöthe gesetzt werden, lässt sich deren Bedeutung nicht immer ermessen; heutzutage würde man danach viel eher auf die Ungeschicklichkeit schliessen, mit der dem Uebel begegnet worden ist. Die Zeit der Hungersnoth von 1866 bis 69, die in den verschiedenen Theilen Indiens wechselnd auftrat, soll drei Millionen Menschenleben gekostet haben. Die zehn Jahre spätere Hunger-Periode von 1873 bis 79 hat in Bombay und Süd-Indien 5¼ Millionen und in der Nord-Westprovinz 1¼ Millionen Opfer gefordert, diese beiden

Hungersnothperioden zusammen also 9½ Millionen. Bis zum Jahre 1896—97 ist dann keine Hungersnoth von dem Umfange wieder vorgekommen[1]).

Im Jahre 1877, während die vorletzte Hungersnoth-Periode ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurden auf vier verschiedenen Eisenbahnen täglich 4000 Tonnen Nahrung aus dem Ueberflusse von Bengalen, Barma, Nord- und Zentral-Indien in die von der Hungersnoth betroffenen Gegenden Süd-Indiens beschafft. Dies gab tägliche Mahlzeiten für 7 Millionen Menschen. In der vorjährigen Hungersnoth wurden Landestheile mit etwa 55 Millionen Einwohnern bedroht. Trotzdem sollen dieses Mal nur wenige Menschenleben wirklich der Hungersnoth erlegen sein. In einigen der betroffenen Landestheile war die Sterblichkeit nicht einmal grösser als in gewöhnlichen Jahren[2]). Dass die Bevölkerung dabei schwer gelitten hat, besonders die unteren Schichten der grossen Masse des Land-Volks, das ist selbstverständlich. Es sind jedoch vielleicht in keinem früheren Hunger-Jahre so wenige Mittel aufgewendet worden, um dem Uebel zu begegnen. Zur Beschaffung von Nahrungsmitteln hat die britisch-indische Regierung nur etwa 16 Millionen Mark geopfert und an Darlehn und Steuernachlass etwa 8 Millionen ausgegeben. Freilich sollen die noch ausserdem verwendeten Sammlungen von privaten Spenden 35 Millionen Mark betragen haben.

Will man ein Urtheil über die Bekämpfung dieser letzten Hungersnoth in Kürze zusammenfassen, so wird man wohl sagen müssen, dass bisher keine von solcher Ausdehnung und Stärke so erfolgreich überwunden worden ist wie diese. Auch ist der Verlust an Menschenleben unbedeutend im Vergleich zu den ungeheuren Opfern, welche grosse Hungersnöthe vordem verschlungen haben.

Dass jedoch dieses Mal das Unheil besser bekämpft worden ist, als früher, ist doch wesentlich wohl auch den vorbeugenden Arbeiten der britischen Regierung seit Jahrzehnten zuzuschreiben. Hungersnöthe treten in Indien nur ein, wenn der Sommer-Regen ausbleibt und dadurch die Ernte versagt.

---

[1]) Ernte-Ausfall in kleinerem Umfange findet allerdings jedes Jahr in einem oder dem anderen Theile Indiens statt. Daher giebt auch die Regierung alljährlich kleinere Beträge zur Unterstützung hungerleidender Gegenden aus. Der geringste dieser Beträge in den letzten zehn Jahren belief sich auf 80,000 Mark im Jahre 1887—88, die beiden bedeutendsten dagegen waren 1·366,000 Mk. in 1889—90 und 1·417,000 Mk. in 1892—93.

[2]) Es sind schon 4 oder 5 *Bluebooks* über diese Hungersnoth veröffentlicht, die sehr genaue Angaben hierüber enthalten.

Das direkteste Mittel also, das dem Uebel entgegenwirkt, ist die künstliche Bewässerung des Landes; nnd diese hat die britische Regiernng in grossartigstem Maasstabe in Angriff genommen. Von dem unter Kultur befindlichen Lande ist bis jetzt ein Sechstel künstlich bewässert, davon der grössere Theil noch durch Brunnen nnd Teiche. Immer grösser aber wird das Areal, dem die riesigen Kanal-Anlagen der Regierung Wasser in beliebiger Menge znr Verfügung stellen. Diese Kanäle haben bereits eine Ansdehnung von fast 40 000 englischen Meilen und bewässern über 14 Millionen engl. Acker Landes oder etwa 57 000 Quadrat-Kilometer.

Nehmen wir zur Veranschanlichnng der Grösse dieser Anlagen als Beispiel den oberen Gangeskanal bei Hardwâr. Wo der Ganges ans den Bergen tritt, nimmt dieser Kanal den grössten Theil des Wassers aus dem Flusse in sich auf. Um dieses Wasser dorthin zu bringen, wo es nöthig ist, hat der Kanal besonders in seinen ersten 20 Meilen die erstaunlichsten Hindernisse zu überwinden. Er wird über nnd unter anderen Flüssen durchgeführt, die gelegentlich während der Regenzeit zu gewaltigen Strömen anwachsen. Einer solcher Flüsse wird, in ein künstliches Bett eingezwängt, über den Kanal weggeführt, aber in solcher Breite, dass selbst die grössten Flnten des Stromes den Kanal nicht schädigen können. Ueber einen anderen, noch beträchtlicheren Strom, dessen Bett mehr als zwei englische Meilen breit ist, wird dieser ganze Ganges-Kanal in einem mächtigen Aequädukt sicher hinweg getragen.

Einige 200 englische Meilen unterhalb Hardwârs ist der Ganges wieder ein gewaltiger Fluss geworden. Dort wird sein Wasser abermals in einen Kanal abgeleitet. Dieser und der obere Kanal zusammen geben 10000 Kubikfuss pro Sekunde; und die Masse dieses Wassers wird in einer grossen Anzahl von grösseren nnd kleineren Kanälen über weite nnd entfernte Landflächen vertheilt. Die Länge der zwei Hauptkanäle ist über 1000 engl. Meilen, und die Vertheilungskanäle haben mehr als 5000 Meilen Länge.

Einige dieser Kanäle haben keinen finanziellen Ertrag. Diese sämmtlichen Anlagen zusammen aber ergeben doch immer 5½ % auf ihr Anlage-Kapital von etwa 646 Millionen Mark. Es ist auch bemerkenswerth, dass der Ertrag der Ernte auf dem Lande, welches sie bewässern, 1100 Millionen Mark werth ist, also fast das doppelte der Anlagekosten der Kanäle.

In mehr oder weniger unmittelbarer Weise dienen auch die Eisenbahnen dazu, solchen Hungersnöthen abzuhelfen. Vor allem ermöglichen sie eine Nahrungs-Zufuhr in die nothleidenden Gegenden.

Aber sie helfen auch insofern dem Uebel entgegenwirken, als sie überhaupt den Wohlstand der Landwirthschaft befördern und den Bauern in normalen Jahren einen Absatz ihrer Produkte ermöglichen, der ihnen genug Ueberschüsse über ihren jährlichen Verbrauch gewährt, um davon in Nothjahren zehren zu können und nicht gleich auf Unterstützung der Regierung angewiesen zu sein.

Der enorme Aufwand von 330 Millionen Mark, welchen die Zeit der Hungersnöthe von 1873 bis 78 erfordert hatte, brachte damals die Regierung des Lord Lytton auf den Gedanken, alljährlich von dem Budget einen Betrag von 30 Millionen zur Begründung eines Fonds zu verwenden, aus dem bei wiederkehrenden Hungersnöthen dem Uebel abgeholfen werden könnte, ohne durch sehr grosse Extra-Ausgaben das Budget oder die Staatsschuld übermässig belasten zu müssen. Dieser Hungersnoth-Versicherungs-Fond ist aber nicht begründet worden, weil die Staats-Einnahmen nicht genug Erträge lieferten. Dagegen hat man doch alljährlich Summen erübrigt, deren jährlicher Durchschnitt in den letzten 10 Jahren sich auf 427 000 Rx, also 8½ Millionen Mark belief; und hierfür hat man Eisenbahnen und Kanal-Anlagen geschaffen, die zwar unrentabel sind, aber der Abwendung von möglichen Hungersnöthen dienen.

In noch direkterer Weise freilich muss der Landwirthschaft Indien's allgemeiner aufgeholfen werden, wenn man die Bevölkerung gegen einen Ernte-Ausfall widerstandsfähig machen will. Dabei handelt es sich nicht so wohl um die etwaige Verbesserung des Landbaues selbst, auf deren Erörterung (wie Seite 90) wir hier auch nicht eingehen könnten, als vielmehr um organisatorische Maassregeln.

Wichtiger als alle anderen Gesichtspunkte gerade für die ärmsten Bauern Indien's ist ihre Befreiung von den Wucherern, die sie vermöge der enormen Zinsen, die sie fordern, nicht nur aussaugen, sondern sie oft in einer Art von Sklaverei erhalten. Der moderne Rechtsstaat giebt den Wucherern sicheren Schutz für Eigenthum und Leben, dessen sie sich vordem nicht erfreuen konnten. Die modern gleichmässig durchgeführte Rechtsordnung setzt den Gläubiger für gewöhnlich in den Stand, seine Schuldner bald von ihrem Grund und Boden zu vertreiben, wenn er will. Gegen solche äusserste Ausplünderung hat freilich die Regierung seit einigen Jahren den indischen Bauern gesetzlich geschützt, besonders in der Provinz Madras, in der das Land von kleinen Bauern selbständig (nicht als Pächtern) bewirthschaftet wird.

Aber das ist nur ein negatives, man könnte sagen, symptomatisches Lindern des Uebels. Es beseitigt den Parasiten nicht durch Weckung

eines neuen wirthschaftlichen Lebens dieser Bauern. Dieses wird wohl nur durch ein einziges Mittel erreicht werden können; das ist die Begründung von Darlehnskassen. Solche müssten durch Vereinigung der kleinen Landleute selbst erzielt werden, vielleicht in Anlehnung an die alten Einrichtungen der Dorfgemeinden. Dass die Indier von Haus aus die Möglichkeit zur Selbst-Organisation besitzen, ist ja zweifellos. Aber wie vieler Anregung, Nachhülfe und etwa auch finanzieller Unterstützungen sie zur Begründung solcher Darlehnskassen haben müssten, das entzieht sich hier unserer Beurtheilung.

Der Grund, warum der Wohlstand der Land-Bevölkerung in dem letzten halben Jahrhundert des Friedens nicht mehr, als geschehen, zugenommen hat, liegt hauptsächlich darin, dass die Volkszahl mehr gewachsen ist, als bisher unbebauter Boden in der Nähe der Gemeinden noch zur Verfügung stand. Diesem Uebelstande würde wohl nur dadurch abzuhelfen sein, dass man versuchte grössere Massen indischer Bauern von den übervölkerten Landestheilen in die noch leeren überzusiedeln und ihnen den freien Boden gegen Bezahlung der Landrente zur Verfügung zu stellen.[1] Solcher Boden ist noch in beträchtlichem Umfange vorhanden.

Das eigentliche Britisch-Indien, ohne die Lehnsstaaten, umfasst 542½ Millionen Acker; 1896 waren davon 189 Millionen mit Getreide aller verschiedenen Arten bestellt. 36½ Millionen lagen für den Fruchtwechsel brach. 63 Millionen Acker sind Waldbestände, und 131 Millionen Acker sind anderweitig nicht verfügbar oder unbrauchbares Land. Es bleiben mithin etwa 123 Millionen Acker noch zur Kultivation übrig. Es ist also kein Grund vorhanden, warum jetzt in Indien jemand nicht genügend Unterhalt finden sollte, da sich doch die Masse der Bevölkerung anerkanntermaassen ganz besonders gut auf den Landbau versteht.

Als letztes Abhülfsmittel gegen Hungersnöthe bleibt etwa noch die Auswanderung zu erwähnen. Sicherlich ist Uebersiedelung in ein anderes indisches Gebiet für Indien die günstigere Maassregel, weil dadurch diese Arbeitskräfte der Nation erhalten bleiben. Wo es sich jedoch um Kulis handelt, die aus irgend welchen Gründen lieber Indien ganz verlassen möchten, als sich anderwärts anzusiedeln, da könnte man ja anderen Ländern, wie zum Beispiel unserem Ost-

[1] Das hat allerdings seine grosse Schwierigkeit, weil die Masse der Hindus so konservativ ist, dass sie lieber an Ort und Stelle verhungert, als sich anderswohin übersiedeln liesse. Aber möglich ist es doch, denn die Grossmoghuln haben es ja wiederholt fertig gebracht. Am besten thäte man dabei, durch die Brahmanen auf die Masse des Volkes einzuwirken.

Afrika, von diesem grossen Ueberflusse abgeben. In den letzten zehn Jahren von 1886 bis 1896 war die Zahl der so in's Ausland übergesiedelten Kulis im jährlichen Durchschnitt nur 13 263. Wir in in Ost-Afrika könnten jedenfalls einige Hunderttausende, so in ihrem, wie zu unserem Nutzen gut verwenden.

III. Wenn hier von den chronischen Uebelständen die Rede ist, unter denen Indien leidet, so darf nicht die Pest vergessen werden. Es ist jetzt nicht das erste Mal, dass sie das Land so schrecklich heimsucht; aber nie zuvor hat dies so sehr die Aufmerksamkeit und das Mitleid der zivilisirten Welt in Anspruch genommen.

Alle Mittel, welche uns die europäische Kultur zur Abwendung solcher Seuche an die Hand giebt, sind nach Menschenmöglichkeit von der Regierung angewandt worden. Aber die Durchführung solcher Mittel stösst in Indien auf die grössten Hindernisse bei dem Konservatismus und dem Vorurtheil der unwissenden Volksmassen, übrigens gerade so wie bei unsrer eigenen niederen Bevölkerung. Man hat nicht immer mit derjenigen Vorsicht vorgehen können, wie die Indier wünschten; diese aber konnten die Gefahr der Sachlage nicht richtig beurtheilen.

Das, worüber sich besonders die Hindus beschweren, sind die Haussuchungen nach verdächtigen Fällen und die Absonderung der Kranken. Insbesondere sind dabei auch zwei Missstände übel empfunden worden. Erstens bediente man sich europäischer Soldaten zur Ausführung der Maassregeln. Freilich ist der Muth und die Gewissenhaftigkeit, ja man könnte sagen, die Todesverachtung, mit der dabei diese britischen Soldaten ihre Pflicht gethan haben, nur zu bewundern; aber wenn man sich vergegenwärtigt, mit welcher Verachtung die Hindus auf uns Europäer als Barbaren herabsehen, so wird man doch wohl bedauern müssen, dass dazu nicht indische Soldaten verwandt werden konnten. Der zweite Missstand war, dass die sehr vielen Klagen, die von Seiten der Indier einliefen, nicht wenigstens formell Berücksichtigung fanden, wenn ihnen auch keine Folge gegeben werden konnte.

Uebrigens ist aller Widerstand, der gegen diese sanitären Maassregeln von Seiten der Indier geleistet worden ist und mancherwärts noch jetzt geleistet wird, ohne irgend welche politische Bedeutung; ja, sogar der Mord des einen Leiters der Pest-Kommission ist nur die That eines überspannten Fanatikers. Alle höheren Volks-Kreise fühlen sich durchaus mit der Regierung einverstanden und sind dieser dankbar für die Energie, mit welcher sie sich der Bekämpfung dieser Seuche annimmt.

Es mnss allerdings erwähnt werden, dass die Epidemie in Wirklichkeit wohl grösser ist, als sie nach den offiziellen Berichten erscheint, weil die Behörden von einer grossen Zahl von Fällen keine Kenntniss erhalten. Die Indier sind in der Geheimhaltnng so sehr Meister, und sie konspiriren gegen die ihnen verhassten Maassregeln so vielfach, dass dies selbst der grössten Energie des europäischen Eingreifens Trotz bietet. So lange aber diese Pest nur noch auf wenige Städte beschränkt ist, bedeutet sie für Indien als Ganzes keine grössere Gefahr, als etwa das besonders schwere Auftreten der Cholera in Hamburg vor einigen Jahren für Dentschland bot.

Dass das enropäische Sanitätswesen besser ist als mittelalterliche Vorkehrungen gegen solche Seuchen, wie sie bei den Hindus jetzt noch gang und gäbe sind, das ist wohl selbstverständlich. Wenn aber die Hindus, nm sich gegen die Pest zu schützen, Bitt- und Sühne-Tage veranstalten, so liegt dem eine Anschauung zu Grunde, die auch unserem Volke nicht fremd ist. Sie schreiben solche Seuche dem Zorne der Gottheit zu, die sie als Strafe über sie verhängt. Die Wirksamkeit solcher Abhülfsmittel mag man bezweifeln; aber ich sehe gar keinen Rechtfertigungsgrnnd für solche Europäer, die über die unwissenden »Heiden« in Indien lachen, weil sie solche allgemeinen oder individnellen Busstage abhalten. That und thut man nicht bei uns dasselbe? Hat man nicht bei all solchen Kalamitäten schon im alten römischen Reiche, besondere Busstage angeordnet? Sind nicht Bittgänge und Wallfahrten in der katholischen Kirche allgemeiner Brauch? Und hält man denn nnsere norddeutschen Busstage für wirksamer als die indischen?

IV. Angesichts dieser Landplagen und mancher anderer Unglücksfälle, die Indien letzthin betroffen haben, ist schon oftmals in Europa nnd in Indien selbst behauptet worden, dass Indien zn Grunde gehe; namentlich ist bei gewissen Lenten ein beliebter Refrain, dass Indien durch die kostspielige britische Staatswirthschaft verarme. Sehen wir einmal näher hin, ob dies der Fall ist oder nicht.

»Kostspielig« ist ein relativer Begriff. Freilich ist die britische Verwaltung sehr viel thenrer, als die deutsche, und noch theurer im Verhältniss zn dem, was ansschliesslich indische Beamten kosten würden. Da aber die Leistnngen der britischen Verwaltung im Verhältniss zu einer von nur indischen Kräften sehr viel grösser sind als der Mehrbetrag ihrer Kosten, so »macht sie sich doch wohl bezahlt«. Betrachten wir zunächst, was Indien jährlich an

England zu bezahlen hat. Im Durchschnitt der drei Finanzjahre 1893 bis 96 stellten sich diese Beträge pro Jahr, wie folgt:

Jährliche Zahlungen Indiens an England
in Millionen Mark, Rx. zu 20 Mark gerechnet.

Zinsen für die indische Staatsschuld	51·6
Verwaltung der Staatsschuld	1·0
Zinsen für das Kapital in Eisenbahnen etc.	114·9
Post- nnd Telegraphen-Kosten	2·4
Politisches und andere Departements	1·3
Oeffentliche Arbeiten, Beamte auf Reisen	1·0
Marine-Ausgaben	2·7
Militär-Ausgaben	73·1
Civil-Verwaltung. Beamten nnd Spesen	44·1
Material und Vorräthe von England bezogen	22·2
Gesammtbetrag der jährlichen Zahlung	314·3

Es wird wohl kaum ein sachkundiger und zngleich billig denkender Mensch diesen jährlichen »Tribut« von 44 Millionen Mark für Englands unmittelbaren Antheil an der Zivil-Verwaltung Indien's in Gestalt von Gehalten und Pensionen in Europa zu hoch finden, wenn er bedenkt, was England seit 100 Jahren für Indien geleistet und was es aus Indien gemacht hat. Ob irgend eine andere Nation der Welt dies Alles hätte billiger leisten mögen, weiss ich nicht; jedenfalls aber weiss ich kein anderes Volk der Erde, das dies Alles überhaupt zu thun vermocht hätte.[1]) Und dass sich England Indien's angenommen hat, ist zweifellos das grösste Glück für Indien; auch ist das Aufblühen dieses »Glückes« jetzt erst in seinen Anfängen begriffen. In weiteren hundert Jahren kann auf dieser Grundlage in Indien eine neue Weltmacht hochgewachsen sein.

Doch redet man von Unglück und von Nachtheilen, unter denen Indien zu leiden hat, dann darf freilich das Wichtigste, dem auch am schwersten abzuhelfen ist, nicht völlig unerwähnt bleiben. Unendlich viel drückender für Indien's Staatswirthschaft, als alle Kriege, Pest und Hungersnöthe, ist seine unglückliche Silberwährung. Diese lähmt seinen gesammten Verkehr mit dem Anslande auf das traurigste.

[1]) Das neidische und höhnische Anbellen England's, wie es bei den deutschen Zeitungsschreibern landesüblich ist, beweist nur die völlige Unkenntniss und den beschränkten kontinentalen Horizont dieser Herren. Kämen sie nach England, sie würden dort nur komische Figuren vorstellen. Wenn sie aber versuchen würden, Indien zu regieren, dann würden sie es selbstverständlich besser machen als die Engländer!

Und das macht eben sich nicht nur in dem Handelsbetriebe der Privatleute geltend, sondern noch viel schwerer in den finanziellen Beziehungen der indischen Regierung zu Europa.

So hatte Indien während der Jahre 1893 bis 96 nicht weniger als 75 Prozent Kursverlust, da das Disagio des Silbers durchschnittlich 43 Prozent betrug. Um daher jene obigen Beträge nach England zu remittiren, musste es noch $^3/_4$ derselben dazu legen, um in seiner Silberwährung die gleichen Beträge in der Goldwährung des Weltwirthschaftsbetriebes aufzubringen.

Wie oben schon gesagt, können wir hier auf eine Erörterung dieser schwierigen, aber interessanten Frage der Silberwährung nicht eingehen. Nach dieser beiläufigen Vorbemerkung aber wird die hier folgende Rechnung zwischen Indien und England im Durchschnitt der Jahre 1893 bis 96 wohl verständlich sein.

Rechnung zwischen Indien und England
in Millionen Mark.

Indien bezahlte in England jährlich	314·30
Darauf hatte es Agio zu bezahlen	234·70
Brutto-Kosten-Aufwand Indiens	549·00
Indien empfing von England	7·25
Netto-Ausgabe Indiens	541·75

Diese Beträge nun, die Indien jährlich nach England zu bezahlen hat, decken sich durchschnittlich so ziemlich mit den Ueberschüssen der Finanz-Verwaltung Indien's. Im Durchschnitt der Jahre 1893 bis 96 betrugen diese Ueberschüsse 546 Millionen Mark.[1]).

Ungefähr stimmt mit diesen Beträgen auch die Summe der Wechsel-Beträge, welche die englische Regierung jährlich auf die indische zieht. Im Durchschnitt der hier in Betracht gezogenen drei Jahre 1893 bis 96 beliefen sich diese auf . . $518^1/_2$ Millionen Mark.

Für diese Wechsel in Rupies erhielt England nur	294	»	»
Dagegen betrug der Kursverlust.	$224^1/_2$	»	»

[1]) Genauer fallen z. B. diese Beträge zusammen, wenn man den jährlichen Durchschnitt von 1892 bis 96 nimmt. Dann wurden jährlich nach England $535.^4$ Mill. Mk. bezahlt und die Ueberschüsse in Indien betrugen jährlich $534.^6$ Millionen. Hier wie durchweg rechne ich die Rx zu 20 Mark.

Der trassirte Gesammt-Betrag stimmt wohl deshalb nicht mit dem der fälligen Zahlungen, weil von diesen neue Kapital-Anlagen England's in indischen Eisenbahnen oder etwa neu kontrahirte Staatsschuld Indien's abgehen. Durch gelegentliche Amortisation von Beträgen der Staatsschuld, soweit sie in England zahlbar ist [1]), würden die Rimessen nach London steigen. Uebrigens hält auch die indische Regierung bei der englischen einen an Grösse wechselnden Kassen-Saldo. Im Jahre 1895—96 nahm Indien in London eine neue Anleihe von 6 Millionen £ auf [2]) und verwandte davon 2 Millionen, also 40 Millionen Mark, zur Vermehrung jenes Kassen-Saldos [3]).

Sehen wir jetzt zu, auf welche Weise jene Werthe der indischen Zahlungen nach England gelangen.

Der jährliche Ueberschuss der Ausfuhr über die Einfuhrwerthe von Waaren in den Jahren 1893 bis 96 betrug	708 Millionen Mk.
Davon gehen ab für die jährliche Mehreinfuhr von Edelmetallen, die Indien mehr und mehr bei sich anhäuft [4])	165 » »
Der jährliche Mehrbetrag der Gesammt-Ausfuhr war	543 Millionen Mk.

Wie man sieht, deckt sich dieser Betrag fast ganz genau, mit der jährlichen Netto-Ausgabe Indiens an England. Freilich geht nun weder die Gesammt-Ausfuhr Indiens, noch auch dieser jährliche Mehrbetrag derselben ausschliesslich nach England, sondern nur 33 ⅔ % der Ausfuhr. Aber ein grosser Theil der von Indien England geschuldeten Beträge fliesst doch indirekt auch von den anderen Weltgegenden, nach denen die indische Ausfuhr hingeht, wieder nach London, dem Mittelpunkt des Weltverkehrs. zurück. Das Uebrige

[1]) Von der indischen Schuld waren am 31. März 1896: 113·9 Millionen £ in England zahlbar und 103·8 Millionen Rx. in Indien.

[2]) Diese Anleihe zu 3 Prozent wurde zum Kurse von 99 £ 18 sh. 3 d. begeben; — sicher ein Beweis, dass Indien am Weltmarkt unbezweifelten Kredit geniesst.

[3]) Alle vorstehenden Angaben finden sich im *Bluebook „Moral and Material Progress for 1895—96"*, pg. 48. — Indien's Saldos betrugen am 1. April 1895 in Indien selbst 450·6 Millionen Mark, in England 50 Millionen; 1896 in Indien 330 Millionen, in England 67·9 Millionen.

[4]) Dieses Anhäufen von Edelmetallen in Indien, spricht wohl nicht für den industriellen Erwerbssinn der Indier, jedenfalls aber für ihren zunehmenden Wohlstand. Im Durchschnitt der Jahre 1881 bis 96 betrug diese Mehreinfuhr von Edelmetallen in Indien jährlich 221·4 Millionen, im Durchschnitt der 15 Jahre von 1855 bis 70 sogar 297·8 Millionen Mark jährlich. Während des Jahrzehntes 1881 bis 91 waren davon 820 Millionen in Gold und 1780 Millionen in Silber (*Census of India* 1891 pg. 85).

bleibt als englisches Kapital im Weltwirthschaftsbetriebe rentabel angelegt.

Indessen könnte es hiernach scheinen, als ob nur die englische Regierung von Indien Nutzen zöge, und als ob aller Privatbetrieb in Indien, der Handel, die Fabriken und die Pflanznngen, gar keinen Gewinn abwürfen. Dass das Gegentheil der Fall ist, habe ich im vorigen Abschnitte nachgewiesen. Wie erklärt sich nun, dass Indiens Ausfuhr nicht solche Gewinne aufweist?

Die Gewinne werden wohl gemacht, aber sie werden nicht aus Indien herausgezogen. Dass gerade die Beträge der Mehrausfuhr Indiens nnd seiner Zahlnngen an England letzthin gleich waren, gestattet keineswegs einen ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden zu vermuthen. Nnr das folgt daraus, dass ebenso viel Kapital, wie jährlich an Gewinnen im indischen Wirthschaftsbetriebe erzielt worden ist, auch (im jährlichen Durchschnitt) wieder neu in Indien angelegt ward. Dabei mag mancher seine Gewinne nach Europa heimgesandt haben; dann aber sind Andere dafür mit nenen Kapitalwerthen in's Land gekommen.

Wie gross dieser jährliche Gewinn und diese neuen Kapital-Anlagen in Indien sein mögen, das ist nur schwer zu vermuthen, noch unmöglicher, es zu berechnen. Nur einen beispielsweisen Anhalt giebt vielleicht der Fortgang des Eisenbahnbaus und anderer öffentlicher Zinsen- oder Dividende-tragender Anlagen. Die indische Regierung machte letzthin jedes Jahr durchschnittlich für 102 Mill. M. neue Anlagen, die nur zum Theil ans dem vorhandenen Kassen-Saldo bezahlt werden konnten, andern Theils durch Anleihen am Geldmarkte gedeckt wurden [1]). Ansserdem garantirte oder subsidiirte sie noch Eisenbahn-Anlagen von Privat-Gesellschaften im Betrage von 31 Mill. Mark jährlich. Wie stark die Neigung zur Anlage von Privat-Kapital in Indien ist, mag beiläufig auch die Angabe des *Bluebooks* ›*Railways in India for 1892—93*‹ (pg. 73) zeigen. Während jetzt der Anlagewerth der Staatsbahnen etwa 2462 ½ Millionen Mark ist, wurde derjenige aller Bahnen einschliesslich der Privat-Gesellschaften bis zum 31. Dezember 1892 anf 234 474 000 Rx angegeben, also etwa 4689 ½ Millionen Mark [2]).

[1]) Von der gesammten indischen Staatsschuld, die am 31. März 1896 in Indien und in England 4353.9 Millionen Mark betrug, waren abgesehen von anderer Sicherheit, 71 Prozent allein durch den rentablen Anlagewerth der Staatsbahnen (2462 ½ Millionen) und der Kanalanlagen (622 Millionen) gedeckt.

[2]) Nebenbei mag hier noch kurz erwähnt sein, dass Indien auch Zeiten sah, in denen ihm englisches Kapital in solcher Fülle zuströmte, dass seine Einfuhr seine

Man mag nun freilich gegen diesen Nachweis des zunehmenden National-Besitzes nnd National-Wohlstandes nicht ganz mit Unrecht einwenden, dass der erstere zumeist dem Staat gehöre nnd dass der ans Industrie und Handel aufblühende Wohlstand nur sehr Wenigen von der Gesammt-Bevölkerung zufliesse, anch dass diese Wenigen in erster Linie, wenn nicht fast ausschliesslich Europäer seien, die sich nur vorübergehend, um Gewinn zu machen, dort anfhalten, nicht die Indier. Das brancht garnicht abgelengnet zu werden. Wenn das auch so ist, so schliesst es doch nicht aus, dass anch der Wohlstand der Gesammt-Bevölkerung znnimmt.

Dies aber beweisen doch wohl die statistischen Angaben nnseres vorigen Abschnittes nnd wohl auch die Thatsache, dass mehr nnd mehr Edelmetalle in Indien eingeführt und dort dem Geldnmlauf entzogen werden. Vor 1870 betrugen diese an Werth fast 300 Millionen Mark jährlich, seit 1880 immer noch dnrchschnittlich über 200 Millionen; nnd zu diesen kommt der Werth desjenigen Edelmetalls hinzu, das jährlich in Indien selbst gewonnen wird. Dies sind weitere 40 Millionen, so dass jährlich also 2- bis 300 Millionen Mark an Gold und Silber daselbst angehäuft werden. In der Weise der Hindus dient dieses auch nicht allein dem Luxus, sondern, es als Schmuck zn tragen, ist ihre nnpraktische Art der Sparanlage.

Dass grosse Massen der Bevölkerung in wirthschaftlicher Hinsicht zunehmen, zeigt auch der steigende Ertrag von solchen Steuern, Abgaben nnd Verkehrsmitteln, die von der grossen Masse, selbst der ungebildeten Bevölkerung, abhängen. Dies veranschaulicht die folgende Znsammenstellung:

Steigende Erträge des indischen Staatshaushaltes
in Millionen Mark mit einer Dezimale.

Erträge der	1884–85	1889–90	1895–96
Grundsteuer	486·6	479·5	524·0
Salzsteuer	126·9	163·6	177·3
Stempelsteuer	72·1	81·6	94·6
Accise	80·3	97·8	114·4
Post-Verwaltung	20·9	26·0	34·8
Staatsbahn- »	168·4	267·8	373·3

Ausfuhr überstieg. Eine solche Periode war die Zeit von 1855 bis 1862. In diesen Jahren belief sich die Einfuhr auf 4631 Millionen Mark, die Ausfuhr auf 4180.4 Millionen. Der Zufluss von Kapital betrug also 450.6 Millionen, abgesehen von den Gewinnen, die im Lande selbst erzielt wurden; und diese wurden damals nur in dem einen Jahre des Aufstandes 1857—58 schwer beeinträchtigt.

XII. Indiens Zukunft.

Ob Indien eine Zukunft habe — eine Zukunft, wie sie seiner uralten Vergangenheit würdig sein wird, brauchen wir wohl nach den Studien der vorhergehenden Abschnitte nicht mehr zu fragen. Aber wie wird diese Zukunft sich gestalten? Welche Folgerungen lassen sich aus der bisherigen Entwickelung für die Art der zukünftigen ziehen?

Kein verständiger Mensch wird sagen wollen, das sollte man thnn nnd das sollte man lassen, ehe er sich nicht darüber völlig klar geworden ist, wie die Verhältnisse sich unter den ihnen inne wohnenden, natürlichen Triebkräften nothwendig entwickeln müssen. Niemand wird sich einbilden, die Verhältnisse eines Landes, wie Indien, nach seinen Wünschen modeln zu können, wenn sich diese Wünsche nicht diesen gegebenen Verhältnissen auf's engste anpassen.

Wie wir gesehen haben, beherrscht der Hinduismus kulturell ganz Indien, nnd er wird es immerdar beherrschen. Seine Zuknnft wird sich von seiner Vergangenheit nur durch die Einfügung von immer neuen Elementen unterscheiden. Wie vormals die Moslims, indem sie Indien beherrschten und theilweise mohammedanisirten, selbst sich mehr und mehr in die Kultur-Ordnung der Hindus einfügten und dabei sich zunehmend hindnisirten, so wird auch das Europäerthnm den gleichen oder ähnlichen Entwickelnngsgang dort dnrchzumachen haben. Der Hinduismus ist von allem Arierthnm bei weitem die konservativste Form, und in seiner Passivität ist er ebenso widerstandsfähig wie unverwüstlich. Wenn das Arierthum irgendwo in der Welt je Lebenskraft und Leistungsfähigkeit bewiesen hat, so ist das sicherlich in Indien der Fall.

Die Europäer prägen wohl sogar noch mehr, als ihre Vorgänger in der Beherrschnng Indiens, eine neue Kriegerkaste in sich aus. Schon von jeher, und jetzt mehr als je, haben sie sich scharf begrenzt und abgesondert wie eine eigene »Kaste« (*Warna*) nnter den Hindus und zu den Hindus gestellt. Sie mögen ferner machen, was sie wollen, mögen sich einbilden, was ihnen gefällt, sie werden immer unter der Bevölkerung Indiens eine eigene Gesellschaftsklasse oder Warna bilden. Und wie wir gleich sehen werden, ist dies auch für sie der grösste Vortheil, der ihnen erleichtert, sowohl ihre eigenen Interessen wie die ideale Ausgestaltung der Kulturverhältnisse des Landes zu fördern.

Die Brahmanen werden unter dem Einflusse der europäischen Kultur ihr Wesen nach und nach vielleicht ein wenig umgestalten, europäisiren, wie sie vormals sich mohammedanisirten. Jenes

aber wohl nicht so sehr zn ihrem Nachtheil wie dieses. Doch so lange sie ihr geistiges Strebensziel im Ange behalten, werden sie Brahmanen bleiben und als solche stets die Träger des gesammten Hinduismns nnd der indischen Geistes-Knltnr sein.

Die Landban betreibende Masse der Bevölkerung wird künftighin, sowie seit Tansenden von Jahren, der Waischya-Stand der Hindus bleiben. Ihnen werden knltnrell alle diejenigen *(Djâtis)* unter den Waischyas zngerechnet werden, die sich noch in keiner Weise enropäischem Gewerbebetriebe zugewendet haben werden; und auch diejenigen Shndras, bei denen das Gleiche der Fall ist, werden künftig als ein Anhängsel des nenen Landbau-Standes gelten. Dieser Stand aber wird vollständig der Herrschaft der Brahmanen nnterworfen bleiben.

Den vierten, den nenen Shndra-Stand, werden diejenigen Indier bilden, die im Dienste des modernen Fabrikwesens sich als Arbeiterstand der Maschinen-Industrie znsammenschliessen. Dies ist jetzt schon in ganz ähnlicher Weise, wie hier in Europa, auch in Indien der Fall. Bei den Krawallen zwischen Hindns nnd Mohammedanern in der ersten Hälfte der 90er Jahre, fiel es den Verwaltnngsbehörden als ein überraschendes Symptom anf, dass die Arbeiter der Baumwollenfabriken *(Mill Hands)* in Bombay sich selbständig zn grossen geschlossenen Banden oder Trnppen *(gangs)* organisirt hatten nnd, da sie ansschliesslich aus Hindus bestanden, den Mohammedanern in ihren Uebergriffen scharf entgegentraten nnd bös nnter ihnen aufräumten. Leider haben sie dadurch, dass sie sich so in geschlossenen Haufen an den Krawallen betheiligten, mehr zur Ruhestörung als zur Friedensstiftung beigetragen. Da sie aber nnmittelbar als Partei betheiligt waren und noch überdies durchweg auf niederer Bildnngsstnfe stehen, so ist dieses ebenso verzeihlich wie erklärlich.

Von den britischen Behörden wurde die Befürchtung angedentet, dass dies nen aufkeimende soziale Element in seiner Selbst-Organisation einst für die Beherrschnng Indiens Schwierigkeiten machen könne. Mir scheint aber die Wahrscheinlichkeit, dass diese Arbeiter sich je gegen die Enropäer als solche wenden könnten, ansgeschlossen; denn gerade als Fabrik-Arbeiter gründen sie ja ihre Lebensexistenz vollständig auf dem Europäerthum. Auch sind ja ihre Arbeits-Herren als solche gar nicht Enropäer, sondern Aktionäre, die zum grossen Theil selbst Indier sind.

Selbst, dass sie sich, wie die enropäischen Arbeiter, gegen diese Arbeitsherren als Kapitalisten wenden könnten, ist nicht wahrscheinlich. In keinem Lande ist das Volk, so wie in Indien, an den Unterschied der Stände und der Lebensstellungen gewöhnt. Sich

überhaupt, und noch gar durch Gewalt, von einem Stande in den anderen hinaufarbeiten zu wollen, ist eine Abenteuerlichkeit, auf die der Hindu nie verfallen kann.

Dass aber diese Arbeiter sich europäisch organisiren, scheint mir doch im hohen Grade erfreulich; und Niemand, wie der Europäer, wird ein so lebhaftes Interesse daran haben, diese Selbst-Organisation zu fördern. Dass sie überhaupt stattfindet, das ist völlig indisch, ist die arische Art der Hindus. Solche Organisation macht den europäischen Wirthschaftsbetrieb in Indien um so leichter heimisch und kann auch nur dazu dienen, grössere Massen guter Arbeitskräfte für die Maschinen-Industrie zu gewinnen. In solchen Arbeiterschaften könnten die neu hinzukommenden Arbeiter ähnlichen Anhalt finden wie früher in ihren Djätis.

Man darf nicht vergessen, dass die neuen beiden Stände der Brahmanen und der Waischyas auf Jahrhunderte hinaus immer noch 90 bis 95 Prozent der Bevölkerung bilden werden. Davon wird die grössere Masse, mindestens zwei Drittel, Bauern sein und bleiben, und auf diese werden Europäer niemals grösseren kulturellen Einfluss üben können, — auch kaum auf die übrigen 30 Prozent der Bevölkerung, die den Rest der gewerbetreibenden Landbewohner bilden werden. Um so wichtiger ist es für die Europäer, dass sie möglichst sich bestreben, alle diejenigen Indier, welche sich als vierter Stand organisiren, unter ihren Einfluss zu bringen. Jede Europäisirung indischer Volksmassen kann nur dazu beitragen, das Euräpäerthum im Lande zu kräftigen und seine Herrschaft zu befestigen. Auch militärische Disziplirung unter richtiger Leitung wird zu diesem Zwecke dienen. Aber wirthschaftliche Organisation, gebunden durch die Lebensinteressen der Betheiligten, bietet hierfür eine noch sichrere Grundlage. Nähme man selbst an, dass sich in diesem neuen Shudra-Stande ein selbständiges Genossenschaftswesen im Grossen entwickeln könnte, so würde ihn dies nicht dem Europäerthum entfremden, eher ihn noch abhängiger von uns machen.

Diese städtische Bevölkerung ist das einzige kulturelle Element, auf das sich die Europäer nicht nur den Brahmanen, sondern auch den Mohammedanern gegenüber stützen können. Letztere sind naturgemäss in Zukunft darauf angewiesen, sich mehr an die Europäer anzulehnen. Schon jetzt bilden sie einen übergrossen Theil der niederen Beamten und Dienstboten der Europäer. Unter der Landbevölkerung haben sie mit Ausnahme des äussersten Ostens und Nordwestens ebensowenig Einfluss wie der Europäer. Sie leben nicht nur zum sehr grossen Theil bloss in den Städten, sondern haben auch

nur dort selbständige Bedeutung. Durch Europäisirung grosser Massen dieser städtischen Bevölkerung wird daher am besten ihnen gegenüber das nöthige kulturelle Gegengewicht genommen.

Indien, sowie überhaupt der Orient, kann zu seiner kulturellen Fortentwickelung die Europäer keineswegs entbehren. Wesen und Charakter der Hindus könnte man als weiblich bezeichnen und ihr idealistischer Kulturboden bedarf sehr der Befruchtung durch die männliche Art der europäischen Geistes-Schärfe; und noch mehr bedarf ihr wirthschaftliches und politisches Leben europäischer Schaffenskraft. Ohne unsere Thatkraft und ohne die Leitung einer europäisch organisirten Staatswirthschaft kann Indien überhaupt nicht als Kulturstaat im Bereich der zivilisirten Welt bestehen, geschweige denn seiner Bestimmung zu einer grossen Zukunft entgegen gehen.

Aber auf den in Europa geborenen Europäern wird die europäische Kultur in Indien nicht allein beruhen. Die Indier selbst gewöhnen sich in europäisches Denken und Wirken hinein; und ihre Antheilnahme an demselben kann auch nicht auf ihre Anstellung als Beamte in der englischen Verwaltung, noch auf ihre Theilnahme am europäischen Wirthschaftsbetriebe beschränkt bleiben. Sie werden sich durch die Europäisirung ihres ganzen politischen Lebens als selbständiges Kulturelement in die europäische Weltwirthschaft eingliedern; und schliesslich werden sie sich auch durch eine parlamentarische Selbstregierung immer vollständiger in das Europäerthum einleben.

Die Zahl Derer, denen dieses möglich ist, wird freilich stets verhältnissmässig sehr beschränkt sein. Dieses hochstehende Volks-Element wird auch nie einen selbständigen Warna in dem indischen Staatsleben bilden; es ist vielmehr nur eine Ergänzung der regierenden »Kriegerklasse« des Europäerthums, die dieses stärkt und ihm als ein Verbindungsglied dient, mittelst dessen es das Land leichter bewirthschaftet. Diese Klasse von modern gebildeten Hindus und auch einigen Mohammedanern ist gleichsam der Zügel, mit dem die Kulturkraft Indiens geleitet und gelenkt wird.

Dass nun aber Indien auf die Dauer nicht von England aus geleitet werden kann, scheint ganz so selbstverständlich, wie es bei Amerika der Fall war und bei allen anderen englischen Besitzungen der Fall sein wird. Nicht selten taucht jetzt bei den Anglo-Indiern der Gedanke auf, dass sie einst Indien sich selbst zu überlassen haben würden. In den verschiedenen Formen, wie sich dieser Gedanke geltend zu machen pflegt, scheint mir durchweg eine Verkennung der Verhältnisse und der nothwendigen historischen Entwickelung vorzuliegen.

Die kurzsichtigen Materialisten meinen, wenn nicht Indien mit dem Schwert regiert würde, so würden sie all ihr dort angelegtes Kapital verlieren.

Die nicht viel weniger kurzsichtigen Idealisten meinen, das sei gleichgültig; man solle nur die Hindus christianisiren nnd dann Indien seinem eigenen Schiksal überlassen.

Andere Wohlgesinnte, einige davon sogar unter den anglo-indischen Beamten, sagen schon verständiger, dass die Enropäer wohl noch tüchtige Knlturarbeit in Indien zn thun hätten; wenn sie jedoch den Indiern an europäischer Kultnr soviel gegeben hätten, wie sie könnten, sollten sie für immer von dort Abschied nehmen und nach England heimfahren.

Noch andere fürchten sich nervös vor inneren oder änsseren Feinden, gerade wie die Kinder vor Gespenstern, Nachts im Dunklen. Bald soll unerwartet irgend ein mohammedanischer Fürst nnd Held anfstehen können, der mit undisziplinirten Massen von Moslims oder gar Hindus einen Anfstand anfacht. Bald sind es die Russen, die nach einer einzigen siegreichen Schlacht mit Hülfe von sinnlosen Volksmassen die Engländer ans Indien vertreiben.

In all solcher Schwarzseherei erkenne ich nichts weiter als die subjektive Beschränktheit des Gesichtskreises, wenn nicht gar das schlechte Gewissen der Redenden. Sicher freilich ist, dass wer gegen die Naturgesetze verstösst, dadnrch zu Schaden kommt, und auch die Knlturentwickelung der Völker hat ihre Naturgesetze. Wer aber gescheidt ist, wer sich nicht durch einseitige Interessen blenden lässt, wer die Gesetze der Entwickelung erkennt und sie rechtzeitig sich zu Nutzen macht, der braucht die Zukunft nicht zu fürchten.

Doch bei all solchen Befürchtnngen und Resignationen ist man in der Regel sich nicht einmal über die verschiedenen Möglichkeiten klar, deren Eintreten man befürchtete. Denkbar wäre es vielleicht, dass, wenn die jetzigen Verhältnisse der Herrschaft Indiens sich veränderten, drei Möglichkeiten sich ergeben könnten:

1. Alle enropäische Beherrschnng würde ganz aus Indien vertrieben und durch irgend eine orientalische Regierung ersetzt, oder

2. Eine andere europäische Macht würde an Englands Stelle als Beherrscher Indiens treten, oder

3. Indien wird zn einem selbständigen Reiche englischer Nation und Sprache.

I. Dass die erste Eventualität unmöglich ist, bedarf nach unseren obigen Ausführnngen keiner weiteren Worte. Selbst wenn irgend ein Aufstand im Innern Indiens möglich wäre, würde England ihn

mit Leichtigkeit bemeistern. Könnte England das nicht selbst, so würden ihm schon andere europäische Nationen dabei helfen, um sich etwa nachher mit ihm im Besitze Indiens zu theilen. — Aber das sind nichts als thörichte Phantasien, völlige Unmöglichkeiten. England kann allein mit Indien fertig werden.

Doch vor allem würden selbst die unzufriedensten Indier, wenn die Europäer einmal ganz aus Indien vertrieben werden könnten, ihren Irrthum sehr bald einsehen. Wie einmal Einer solchem Pessimisten sehr mit Recht erwiderte: Die Engländer würden auf ihrer Heimfahrt noch nicht den Suez-Kanal erreichen können, ohne schon in Aden oder sonstwo telegraphisch das Gesuch der Indier vorzufinden, dass sie doch sobald als möglich wiederkehren möchten.

II. Dass dagegen Indien einstmals russisch werden könnte, liegt wenigstens nicht im Fabelland der Absurdität. In absehbarer Zukunft ist es wohl nicht möglich; und wenn es geschehen sollte, so würde es einem Abtreten der Weltherrschaft Englands an Russland gleichkommen. Doch hängt es nur von England ab, sich völlig dagegen zu sichern, wie wir gleich noch weiter darzustellen haben.

III. Dass Indien aber ein selbständiges Reich von englischer Nation und Sprache wird, das scheint mir eine Möglichkeit von garnicht ferner Zukunft. Der gegebene Zeitpunkt dafür würde die Umgestaltung des *British Empire* in eine *British Federation* sein. Ich glaube auch, dass durch die letztere Gestaltung die Weltherrschaft der englischen Kultur gefördert und gekräftigt werden würde, insbesondere, wenn damit sogar ein engerer Zusammenschluss mit Nord-Amerika verbunden werden könnte.

Wenn doch einmal alle grösseren britischen Besitzungen zu selbständigen Reichen heranwachsen müssen, Kanada, das Kapland, Australien, Neu-Seeland: warum sollte dann nicht Indien selbständig werden können? Warum sollten nicht genügend Engländer in Indien sich heimisch machen können, um allein dass Land dort zu regieren, ohne Englands Gängelband, nur mit seiner mittelbaren Unterstützung und mit Hülfe europäisirter Indier? Warum sollte sich nicht dann ein Vize-König für die Präsidentschaft finden, der auch allen Anforderungen solcher Stellung ganz gewachsen wäre?

Dass dies möglich wäre, kann ich nicht bezweifeln. Dass es auch die beste Lösung des Problems für England und für Indien wäre, scheint mir gleichfalls zweifellos. Ebenso ausser allem Zweifel aber steht, dass Indien gegenwärtig dazu noch nicht reif ist.

England hat mehr Interesse daran, in Indien viele Millionen Kunden und Genossen zu haben, die mit ihm durch nationale und

sonstige gemeinsame Bedürfnisse verbunden sind, als eben so viele fremd gesinnte Unterthanen, deren Kultivirung nnd Beherrschung ihm beständig Sorge macht. Wenn daher England seine offenbaren Interessen nicht vernachlässigen will, so sollte es nach Kräften dahin wirken, Indiens Heranreifen zur Selbständigkeit zu befördern. Sollte England einen Krieg gegen eine europäische Macht verlieren, auch wenn es nicht Russland wäre, so könnte es zur Umgestaltung seines *Empire* in eine *Federation* gezwungen werden. Dann würde das politisch unreife Indien leichter einer fremden Macht zur Beute fallen, als ein reifes selbstbewusstes Indien britischer Nation. Ferner aber hat sich England auch vor einer Wiederholung seiner Erfahrungen mit Nord-Amerika zu hüten. Es wird Indien mehr durch freiheitlich politische Anglisierung an sich fesseln als durch Unmündig-Erhaltung in einer Regiernngsform, die das Gepräge des Eroberers an der Stirn trägt. Dass Indien nicht dauernd mit dem Schwerte regiert werden kann, das ist wohl selbstverständlich. Aber gerade in einem reifen selbständigen Indien englischer Nation und Sprache halte ich die Suprematie des angelsächsischen Enropäerthnms für am gesichertsten, nnüberwindlichsten. Auf diese Weise also würde England sich das kulturelle nnd das wirthschaftliche Uebergewicht in Indien am gewissesten erhalten.

Betrachten wir jetzt kurz die Schwierigkeiten, die sich den Engländern für die Förderung dieser Entwickelnng entgegenstellen.

A. Wenn es sich darum handelt, Indien in seiner Selbständigkeit zu fördern und zngleich zu anglisiren, so ist offenbar das wichtigste, bei ihnen das politische Geistesleben des englischen Stammes einheimisch zn machen. In der National-Kongress-Bewegung ist dazu bereits die beste Grundlage geboten. Dieser National-Kongress ist zweifellos als eine grosse That der Selbsthülfe des indischen Volkes in Sachen seiner Selbstregierung zu betrachten. Dieser Geist und diese Thatkraft sind es, die der grossartigen Fortentwickelnng Indiens als eines selbstständigen Gliedes der zivilisirten Menschheit zum Ziele verhelfen werden. Fehlte dieser arische Geist in den Hindus, dann würde das Europäerthum allein aus Indien das nicht machen können, was es werden wird. Thatsächlich repräsentirt der National-Kongress schon heute die politische Geisteskraft des indischen Volkes.

Zwei Bedenken freilich machen sich hier für die Europäer geltend.

Einmal meint man, dass diese Kongress-Bewegung nur den Demagogen Vorschub leistete. Doch ist es wohl klar, dass dieser

Uebelstand, falls er vorläge, beseitigt würde, so bald man solcher National-Versammlnng ein gesetzliches Gepräge giebt und für die überwiegende Betheiligung der richtigen Männer an derselben Sorge trägt.

Das weitere Bedenken ist, ob nicht durch solche parlamentarische Entwickelung das noch nicht herangereifte Indierthum den Europäern über den Kopf wachsen könnte. Doch bei näherer Betrachtung stellt sich auch diese Befürchtung als grundlos heraus. Dass man in der Entwickelung solcher konstitutionellen Regierung Indiens vorsichtig und langsam vorgehen wird, ist selbstverständlich, weil aber gerade dies die wichtigste Kultnrform des modernen Europäerthums und ganz besonders die Errungenschaft der angelsächsischen Kultur ist, so wird eben dieses anch am meisten das moderne Leben Indiens an die Europäer und Engländer fesseln. Mögen jetzt sehr viele Indier sich noch über die Engländer ärgern, über einander ärgern sich die Hindus nnd Mohammedaner jedenfalls nicht minder. Indem sie sich aber so auf dem nentralen Boden des Engländerthums zusammen finden und vertragen, vereinigen sie sich in demselben Maasse mehr und mehr mit den Engländern. Daher wird durch solche konstitutionelle Regierung des Landes den Engländern dort am besten ein dauernder Besitzstand geschaffen. Ueberdies ist selbstverständlich, dass wenn man das Aufbäumen von Kraft fürchtet, es die thörichste Maassregel wäre, zu versuchen sie zu unterdrücken. Dann ist es nur eine Frage der Zeit, dass sie sich immer stärker ansammelt und wie der überhitzte Dampf in einem Kessel ohne Sicherheits-Ventil zerstörend explodiren wird. Das einzig Richtige ist daher, solche sich geltend machende Kulturkraft, ebenso wie jede Naturkraft, richtig zu leiten und sich dienstbar zu machen.

Indem sich die Engländer die richtige Verwerthung dieser mächtigen Kulturkraft in den Städten Indiens als Ziel vorsetzen, brauchen sie sich anch nicht mehr auf ihr alt-römisches Prinzip des *Divide et impera!* (»Theile und beherrsche!«) zu stützen. Ans den angegebenen Gründen ist dies nicht allein in Zuknnft unnöthig; es ist im Gegentheil, nur schädlich. Nur durch ein Zusammenarbeiten aller auf dasselbe Ziel der Grösse Indiens gerichteten Kulturkräfte nnd durch die möglichste Verschmelzung aller Gegensätze auf Grundlage der europäischen Kultur kann dem künftigen Indien zur Selbständigkeit als ein englisches Reich englischer Nation und Sprache verholfen werden. Die Engländer sollten alles thun, was sie nur können, um den gegenseitigen Fanatismus der Volksmassen, der

Hindus sowie der Moslims, zu besänftigen; denn solche Streitigkeiten schwächen nur das geistige Leben nnd das Werden dieses neuen Volkes. Auch die vielen Gegensätze von Nord nnd Süd von Ost nnd West sollten in Indien möglichst ausgeglichen werden, und dazn ist sicherlich nichts mehr geeignet als eine parlamentarische Vertretung in einer ganz Indien repräsentirenden Versammlung unter unbedingter englischer Leitung in englischer Sprache und in englischen Kulturformen.

Auch sei hier beiläufig noch einmal das betont, dass eine freie Presse unbedingt für die Kulturentwickelung Indiens ebenso wie für eine zivilisirte Regierung jedes Landes unbedingt erforderlich ist. Die Tagespresse mnss die Freiheit haben, der Regierung all ihre Beschwerden vorzutragen. Nur unter dieser Voraussetzung, oder sagen wir nur nach solcher Vorarbeit kann anch das Volk selbst seine Stimme in gesetzlicher Vertretung zum Ansdruck bringen. Eine freie Presse ist die nöthige Ergänzung jeder Volksvertretung; aber diese ist anch für die Presse nothwendig, denn ohne sie entartet jede freie Presse, weil sie sich allein doch machtlos fühlen muss.

Die Engländer brauchen nur ihre Hand geistig den Indiern entgegenzustrecken nnd ein solches Band auf politischer nnd nationaler Grundlage zu ermöglichen, dann werden sie die Masse der modern gebildeten Indier so treu zu ihnen halten sehen, wie sie es nur wünschen können. Aber Wehe über England, wenn es diese Freiheiten, die zu der Fortentwickelung Indiens nöthig sind, nicht aus Gerechtigkeits-Gefühl nnd klarer zielbewusster Politik bewilligen wollte, sondern etwa später erst der Furcht gehorchend oder drohendem Zwange weichend. Behanpten wird sich europäische Thatkraft für immer in Indien; aber sie verliert an Einfluss um so viel, wie sie an rechtzeitiger Einsicht vermissen lässt. Und wenn die Engländer diejenigen Europäer wären, die solchen Missgriff sich zu Schulden kommen liessen, so würde dadurch das Prestige gerade ihrer Nationalität beeinträchtigt.

B. Als weiteres Erforderniss, um Indien gross und selbständig zu machen, ward schon oft betont, dass Indien mehr von Indien aus, im indischen Sinne und nach indischer Art regiert sein wolle.

Die Europäer sind zu schneidig. Die Indier sind Orientalen und sind nur mit biegsamer Anpassnngsfähigkeit zn regieren.

Zwar werden wohl die Steuern und Abgaben von den Engländern gerechter als unter den Gross-Moghuln, aber doch noch mit zn abstrakter, unbeugsamer Härte vertheilt und eingetrieben. Dies geschieht wohl freilich nicht mit Absicht der Beamten, aber doch in

Ausführung von generellen Bestimmungen, die in europäischer Weise mechanisch gleichmässig, ohne Berücksichtigung individueller Verhältnisse durchgeführt werden. Dass sich ein englischer *Collector Magistrate* um die persönlichen Verhältnisse seiner Million Unterthanen bekümmern sollte, ist unmöglich; und doch darf er nach europäischen Begriffen eine individualisirte Durchführung seiner Verfügungen nicht dem Ermessen seiner Unterbeamten überlassen.

Ja, es wird sogar von indischer Seite weniger persönliche Einmischung britischer Beamten in ihre Verhältnisse gewünscht — aus leicht begreiflichen Gründen; fehlt doch selbstverständlich einem Europäer jede Möglichkeit, die ihm dem Wesen nach ganz fremden einheimischen Verhältnisse wirklich durchschauen und beurtheilen zu können. In dieser Hinsicht hatten die mohammedanischen Beamten es noch leichter als die Engländer, weil sie wenigstens Orientalen waren. Hierfür giebt es nur ein einziges Abhülfsmittel; das ist vermehrte Anstellung einheimischer Beamten in selbständig verantwortlichen Stellungen.

Es wird selbst von anglo-indischen Beamten die Behauptung aufgestellt, dass die indischen Staaten unter eingeborenen Fürsten verhältnissmässig besser regiert würden, als ihre eigenen europäisch verwalteten Provinzen. Wie schon erwähnt, ist die Zahl dieser Lehnsstaaten fast 500; einige haben noch Macht über Leben und Tod; die meisten müssen solche Kriminalfälle an die englischen Gerichte überweisen. Auch werden alle ihre politischen und militärischen Maassnahmen überwacht. In jeder anderen Beziehung aber haben sie in ihrer inneren Verwaltung freie Hand. Mag nun diese auch roher und einfacher sein, als die europäische, so zeigt sie sich doch jedenfalls erschwerenden Umständen und Kalamitäten besser gewachsen. Auch sollen sie nicht nur die Hungersnöthe mit geringeren Mitteln zu bekämpfen verstehen, sondern ihnen auch besser vorbeugen können als die Engländer, denen eben doch das Land und Volk fremd bleiben. Ihre Verwaltung ist mehr dezentralisirt und individualisirt. Dabei können die selbständigeren Unterbeamten ihre genauere Kenntniss der Verhältnisse und des orientalischen Denkens und Lebens mehr zur Geltung bringen. Dies macht ihr Verfahren den Indiern mehr sympathisch und entschädigt sie für manche Härten in demselben, welche die abstrakte Rechts-Herrschaft der Engländer vermeidet. Daher sagt man, dass die indische Bevölkerung im grossen Ganzen selbst verhältnissmässig schlechtere Wirthschaft eingeborener Fürsten einer besseren Verwaltung der ihnen ganz fremden Europäer vorzieht. Manche behaupten sogar, dass in den Lehnsstaaten mehr

Glück nnd Wohlstand herrsche, als in den von Europäern verwalteten Provinzen. Das ist schwer, genauer zn ermessen; allgemein aber sind einheimische Verwaltnngen durch indische Staatsmänner, wie die Haiderabads durch *Sir* Sâlâr Jang, oder Trawancores durch *Sir* Mâdhawa Râo oder Holkars durch Raghnnâtha Râo und noch einige andere mit Recht als mustergültig berühmt geworden. Die Indier sind mindestens ebenso gut wie die Europäer, wenn nicht besser, für die Staatsknnst veranlagt und verstehen es vor allen leichter, sich nenen Verhältnissen anzupassen.

Könnten so in mancher Hinsicht die Engländer von den Orientalen lernen, so sollten sie doch wohl in mancher anderen Hinsicht weniger orientalisch anftreten. Wenn znm Beispiel ein Provinzial-Guvernör in Indien reist, so geschieht das mit dem gleichen, wenn nicht grösserem Kostenaufwande, als bei den Gross-Moghuln oder indischen Fürsten. Viele Tausende von Personen werden als Tross aufgeboten, um das Zeltlager und die Ansrüstungen und Vorräthe zu befördern. Dabei kommt jedoch weniger Geld in Umlauf, als es bei den einheimischen Fürsten der Fall zu sein pflegte. Was den Indiern dabei besonders unsympathisch ist, das ist die Anwendung des sogenannten *Begar*-Systems. Das ist eine Aufbietung von zwangsweisen Dienstkräften zur Beförderung der Träger-Lasten und ähnlichen Leistungen. Diese werden zwar nicht schlecht bezahlt, wogegen einheimische Fürsten sie wohl gar nicht bezahlten, aber die rechtmässige europäische Art und der dazn nothwendige Zwang ist eben den Orientalen weniger sympathisch als das eitlere Kostenverschwenden der indischen Fürsten, deren Auswerfen von Gold- und Silberstücken nnter die Volksmassen und Aehnliches. Dabei ist es ausserdem für die Engländer nachtheilig, dass mit ihrer fremdländischen Erscheinung der Indier immer noch viel mehr, als es in Wirklichkeit der Fall ist, den Begriff verbindet, dass sie das als Steuern und Abgaben aus dem Lande gezogene Geld nach Europa senden.

Indien muss hente von den Enropäern nicht nur indischer, sondern auch mehr von Indien aus verwaltet werden und wenn irgend möglich sparsamer, als es bisher der Fall ist. Dieser Zweck kann wieder nur durch mehr Verwendung indischer Beamten in selbständigen Stellnngen erreicht werden.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass der *Civil Service* irgendwie degeneriren dürfte. Die Errichtnng eines *Civil Service Institute* in Indien aber in der Art einer europäischen Hochschule, könnte anfangs als Versnch betrachtet werden. Wenn man neben den besten indischen Lehrern die vorzüglichsten englischen Kräfte an

die Spitze stellt und dann dort Europäer nnd Eurasier mit den Hindus konkurriren lässt, so dass der Korpsgeist solches Instituts auf dem Niveau der europäischen Thatkraft nnd Charakterfestigkeit erhalten bleibt, so wäre davon doch wohl ein Erfolg zu hoffen.

Ausser der Gewinnung eines mehr indischen Verwaltungs-Apparates würde dadnrch viel an hohen Gehalten und Pensionen erspart. Bei gleicher Kompetenz nnd Unbestechlichkeit sind indische Beamte mit geringeren Bezahlungen zufrieden. Zwar wird man von den Indiern nicht die gleiche Arbeitstüchtigkeit nnd Thatkraft wie von den jungen britischen Distriktsbeamten erwarten dürfen; und wie schon gesagt, sollte Indien zu seinem eigenen Heile niemals ohne europäische Beamten sein. Aber die Indier können neben ihnen immerhin ihr Land selbst gut genug verwalten, und das Land ist eben jetzt zu »arm«, um sich den Luxus vieler theueren europäischen Beamten in dem bisherigen Maasse leisten zu können.

Ein weiteres Moment zur Rechtfertigung des Wunsches, dass Indien nicht von England ans, sondern in Indien selbst, doch aber von den Engländern regiert werden solle, ist gleich weiter unten auszuführen. Es ist dies, dass sich die Engländer in Indien heimisch machen sollen.

C. Die demnächst wichtigste und schwierigste Frage für die Fortentwickelung Indiens ist die, wie der Volks-Wohlstand zu heben sein wird.

Allerdings ist es wohl übertrieben, wenn behauptet wird, dass die Bevölkerung Indiens hnngere oder sonstwie Noth leide, auch da, wo nicht gerade Hungersnoth oder Seuchen oder sonstige zeitweilige Kalamitäten herrschen. Dennoch ist es nicht zu leugnen, dass etwa fünfzig von den 300 Millionen Indiern ständig nicht so viel zu essen haben, wie es für sie nach nnseren Begriffen wünschenswerth ist, dass sie auch ihre sonstige Lebensnothdurft nicht in ausreichender Weise befriedigt erhalten und dass ihnen auch vor allen nichts an Zeit und Kraft übrig bleibt, um sich intellektuell fortzubilden (übrigens genau so wie bei nns).

Allen diesen Menschen sollte reichlicheres »täglich Brot« beschafft werden. Die dabei wichtigsten Gesichtspnnkte sind schon im vorigen Abschnitte erörtert worden. Hauptsächlich sind jene Aermsten kleine Bauern und Landarbeiter. Selbst dieser Landbevölkerung sollte, soweit es möglich, mehr und mehr der Vortheil der europäischen Zivilisation und Organisation zu Theil werden; und bei der Verbesserung ihrer wirthschaftlichen Lage sollte ihnen diese auch als Vortheil der Zivilisation fühlbar gemacht werden.

Diese Aufgabe hat auch die britisch-indische Regierung schon seit vielen Jahren in's Auge gefasst. Die Begründung von Agrikulturschulen wurde schon oben erwähnt. Als ein weiteres Beispiel sei hier unter anderem hervorgehoben, dass 1889 Dr. J. A. Voelcker, der konsultirende Chemiker der *Royal Agricultural Society* von England, nach Indien berufen wurde, um die ganze Frage der indischen Agrikultur gründlich zu untersuchen und über die Maassregeln zu berichten, die zu ihrer Verbesserung getroffen werden könnten. Dr. Voelcker blieb 13 Monate in Indien und widmete diese ganze Zeit auf das eifrigste seinen praktischen und wissenschaftlichen Untersuchungen in den verschiedenen Provinzen. Seine Ergebnisse sind veröffentlicht in dem *Report on the Improvement of Indian Agriculture.* Auf die Einzelheiten dieses Berichtes kann hier nicht wohl eingegangen werden. Derselbe hat aber zu der Konferenz von Gauhâti im Januar 1896 geführt, wo beschlossen wurde, das Erziehungssystem in Indien umzugestalten, es praktischer zu machen und mehr auf den elementaren Unterricht in den Wissenschaften Gewicht zu legen, um dadurch besonders die Beobachtungsgabe der Schüler und ihre technische Ausbildung zu fördern. Sehr zu hoffen ist, dass diese Maassregeln wenigstens mittelbar auch mit der Zeit der grossen Masse jener armen Landbevölkerung zu Gute kommen mögen.

Leichter ist der wirthschaftliche Aufschwung der städtischen Bevölkerung zu befördern; und der Wohlstand in den Städten steigert sich ja ganz von selbst schon jetzt mit ihrer wachsenden Produktivität. Zugleich gestaltet sich auch ihr Wirthschaftsbetrieb immer mehr in europäischer Weise aus. Das einzige, was dazu noch zu erwähnen sein mag, ist vielleicht, dass Schutzzölle für die Entwickelung der indischen Industrie zeitweilig wünschenswerth sein werden.

Aber der Industrie-Aufschwung Indiens ist wohl die geringste Sorge, die sich eine europäische Regierung dort zu machen braucht. Mit der Arbeitskraft dieser Bevölkerung, die ein Fünftel der gesammten Menschheit ausmacht, wird das Land sich einen hohen Platz in der modernen Weltwirthschaft schon ganz von selbst erobern.

In der Hauptsache wird die gesammte Industrie von Grossbritannien und Irland mit nur 3 Millionen Arbeitern bewerkstelligt. Für eine gleiche Leistung würden im Indien vielleicht 9 bis 12 Millionen Fabrikarbeiter nöthig sein. Jetzt ist deren Zahl etwa 400,000. Aber dass sie sich verdoppelt und verdreifacht oder auch verzehnfacht und verhundertfacht, ist doch nur eine Frage von kürzerer oder längerer Zeit. Die Arbeitskräfte Englands sowie aller europäischen Länder sind

beschränkt und wachsen höchstens mit dem Zuwachs der Bevölkerung; die Indiens sind noch unerschlossen, nnd der Vorrath seiner Arbeitskraft scheint unerschöpflich.

Jetzt leben etwa 20 Millionen Indier in oder bei den grösseren Kulturzentern des Landes und sind dadurch unmittelbar dem Einfiusse der europäischen Knltur zugänglich. Mit fortschreitender Ausbreitung der zivilisirten Volkswirthschaft in Indien, extensiv und intensiv, wird sich die Zahl jener Bevölkerung bald auf 30 oder mehr Millionen heben. Nicht nur ist bereits von dieser jetzigen Volkszahl in den grössern Städten ein sehr grosser Theil voraussichtlich dazu präsdestinirt, über knrz oder lang an der Fabrikarbeit sich zu betheiligen: ganz besonders wird anch der grössere Theil der immer weiter noch den Städten znziehenden Arbeitskräfte eben nur durch den znnehmenden Fabrikbetrieb angezogen werden.

Dabei ist es für Indien ein Vortheil, dass seine Arbeiter nicht, wie die deutschen und die englischen, durch etwaige Znfnhr von chinesischen Kulis oder Negern nnterboten werden können. Indien aber hat noch einen anderen grossen Vorzug vor den Staaten europäischer Rassen, dass es nämlich ihrer Länder nicht zu seiner Güter-Produktion bedarf; es findet alles Rohmaterial, was es gebraucht, im Lande selbst und kann auch selber alle Fabrikate, die es braucht, erzeugen.

D. Dass die sozialen Unzuträglichkeiten Indiens den Europäern irgendwie ernstliche Schwierigkeiten bieten, halte ich für eine irrthümliche Vorstellung. Durchweg sehen die Europäer die Lebensverhältnisse der Hindus missverständlich an, weil sie mit den Vorurtheilen ihrer einseitigen europäischen Anschauung an sie hinantreten.

Die Regierung mischt sich sehr mit Recht, so wenig wie nur irgend möglich, in die gesellschaftlichen und anderen kulturellen Verhältnissen der Hindus ein. Es ist auch solche Einmischnng nm so weniger nöthig, als die Hindus selbst bereits zn der Erkenntniss der Reformbedürftigkeit vieler ihrer Sitten und Einrichtnngen hell erwacht sind. An den National-Kongress schliesst sich in jeder seiner Sitznngsperioden eine Sozial-Konferenz. Dabei kommt aber durchaus nichts von Sozialismus oder wirthschaftlichen Gesichtspnnkten zur Sprache. Denn diese Konferenz bezieht sich eben ansschliesslich auf die Reform des Hinduismus. Unter andern werden dort auch alle von nns oben erwähnten Schattenseiten des gesellschaftlichen Lebens der Hindus besprochen.

Welche Reformen aber in Hinsicht derselben wünschenswerth

und auch durchführbar sind, das muss gänzlich den Trägern dieser Bewegung überlassen bleiben. Wirkliches Eingreifen in diese Verhältnisse ist ja den Europäern ganz unmöglich; wo aber die Hindus selbst die Unterstützung der Regierung wünschen, werden sie es nicht versäumen, diese zu erbitten. Freilich möchte auch ich glauben, dass es für Indien gut sein würde, wenn die Hindus etwas mehr *radjasaguna* Thatkraft in sich ausprägten. Aber deshalb ihr Familienwesen und selbst ihr Pardâ-System angreifen zu wollen, ist besonders für die Anglo-Indier bedenklich; denn in Hinsicht ihrer Frauen trauen die Hindus grade den Anglo-Indiern am wenigsten. Diese stehen bei ihnen in sehr schlechten Rufe, was das Verhältniss der Geschlechter anbetrifft. Und nach den vielen Skandal-Geschichten, von denen das Leben der anglo-indischen Kreise voll ist, muss — wenn auch nur ein Theil davon wahr ist — das Sittenleben in den grossen Städten Indiens nicht viel besser sein als das Pariser Leben seinem Rufe nach.

E. Als die grösste Schwierigkeit für die Engländer, sich den Besitzstand Indiens kulturell und kommerziell für immer zu erhalten, wird durchweg der Gegensatz der Rassen und Kulturen des Westens und des Ostens bezeichnet. Jede der beiden Partheien hält sich für der anderen weit überlegen an Herkunft wie an kulturellem Werthe, und die Kluft zwischen beiden scheint unüberbrückbar; insbesondere ist auch der Rassen-Instinkt der Engländer so stark, dass ihr Wesen mit dem der Indier ganz unvereinbar erscheint.

Besonders dem Hindu gegenüber ist der typische Engländer in Indien, der eigentliche Anglo-Indier, nicht nur kalt, sondern meist so beleidigend, dass man annehmen sollte, ein Zusammengehen mit den Indiern könnte ihm überhaupt nie als erwünscht erscheinen; und doch muss sich jeder Europäer dort, der nachdenkt, sagen, dass all seine Interessen sehr darauf gestellt sind, dass solche Gemeinsamkeit sich möglichst anbahnt. Die Gewaltherrschaft trägt stets den Keim des Todes in sich selbst.

Das Auftreten der Engländer in Indien kennzeichnet sich dadurch, dass sie die Indier sämmtlich nur als »Eingeborene« (*Natives*) im Sinne von Halb-Wilden bezeichnen, nicht als Indier oder Hindus. Welchen Eindruck das auf die feinsinnigen Indier macht, kann man sich leicht vorstellen, wenn man annähme, dass die hier in Deutschland reisenden Engländer sich angewöhnen wollten, uns nicht mehr als »Deutsche«, sondern in jenem Sinne nur als »Eingeborene« zu bezeichnen. Es liegt zweifellos darin der grandioseste Hochmuth ausgesprochen, ungefähr so wie in der Bezeichnung als »Heiden«.

Verschärft wird jener Rassengegensatz von Seiten der Engländer noch durch die Prätension der unbedingten *Ueberlegenheit* nicht nur unserer materielleren *Kultnr*, sondern auch der christlichen *Religionsform*; nnd doch stellt gerade diese Aeusserlichkeit sie als minderwerth in den Augen der Brahmanen dar. Nicht die äusserliche *Form*, die Dogmen und Gebränche, verleihen einer Religion den Werth, sondern die Fülle ihres Geistes an Erkenntniss nnd an Liebe. Im Sinne dieses Geistes aber wird man leicht erkennen, dass das *geistige* Christenthnm und das *geistige* Brahmanenthum aus ganz derselben Quelle der Erkentniss fliessen nnd demselben Meer der Gottesliebe zuströmen. Ob aber unser Kirchenthnm oder das Brahmanenthnm auf ihrem Laufe durch die Welt von zielbewussterer Erkenntniss und von klarerer Philosophie getragen werden, das ist ja eine Frage, über die doch Niemand sich ereifern sollte.

Uebrigens kommt jener Rassen-Gegensatz kaum dort znr Geltung, wo der Europäer sich den Massen der Bevölkerung im offenen Lande gegenüberstehen sieht, viel mehr *nnr* in den *Städten*, wo auch ihrerseits die Indier mit dem Anspruche znm mindestens auf volle Anerkennnng, wenn nicht gar auf *Gleichberechtignng* auftreten. Da verschärft der Gegensatz sich um so mehr, je leichter es den Indiern wird, den Enropäern dnrch die Universitätsbildung in höheren Verwaltungsstellen, wie anch im wirthschaftlichen Wettstreite *Konkurrenz* zu machen. Wo der Indier sich stillschweigend als minderwerthige Rasse gelten lässt, da ist der Anglo-Indier ihm gegenüber leutselig und lässt sich wohlwollend zu ihm hinab. Doch die Brahmanen, die in den modernen Wissenschaften gut beschlagen sind, deren gelehrte Arbeiten von vornehmen Verlegern Londons gedruckt werden, oder die mit Anszeichnung als Richter in den höchsten Gerichtshöfen fungiren, oder die einheimische Staaten mit vielen Millionen Einwohnern verwalten, oder moderne Fabriken betreiben, oder grosse kaufmännische Geschäfte leiten nnd kühne Spekulationen durchführen, oder englische Zeitungen herausgeben, oder als gewandte Redner mit staatsmännischer Einsicht und Weltkenntniss auftreten, die sind ein Greuel im Ange jedes richtigen Anglo-Indiers.

Ein *gesellschaftlicher Verkehr* zwischen den Engländern und Indiern ist nur in sehr beschränktem und einseitigem Maasse nnd auch nur in oberflächlicher Weise möglich. Um irgend welches Einverständniss zwischen den gebildeten Gesellschaftsklassen beider Rassen zuzulassen, ist der *Unterschied* der Anschauungen und der Lebenskreise viel zu gross. Alle Gewohnheiten der beiden Rassen

sind zu grundverschieden; ihre Lebensauffassung und ihre Strebensziele sind einander fast entgegengesetzt. Mehr als all' dieses jedoch machen die *Frauen* diese Rassengegensätze unvereinbar. Stellt der Anglo-Indier sich dem Hindu gegenüber kalt, formell und vornehm, so drückt die Verachtung, selbst für die gebildeten Hindus, bei den anglo-indischen Damen sich oft noch verständnissloser aus.

Schlimmer noch für die Unmöglichkeit eines gesellschaftlichen Verkehrs auf einigermaassen gleichem Fusse ist auch auf Seite der *Hindus* das gänzliche *Fehlen* des *weiblichen* Elements. Mehr noch als die absperrenden Vorschriften der *Djâti*-Ordnung trennt sie von den Europäern das *Pardâ*-System ihrer *Senânas*. Etwaige Festlichkeiten daher, zu denen ein Indier Europäer einladet, können immer nur einen rein formellen, oberflächlichen Charakter tragen. Mag dabei auch noch soviel an Glanz und Luxus aufgewendet werden, dass dabei wohl Europäerinnen, aber *keine* Hindu-Frauen erscheinen, lässt solche Festlichkeit sich für die Europäer niemals über das Niveau eines Vergnügens, wie etwa eine Jagdpartie oder eine Zirkus-Vorstellung, erheben.

Noch eine andere Seite dieses Rassen-Gegensatzes ist es, die besonders den Engländern einen intimeren Umgang mit den Hindus fast bis zur Unmöglichkeit erschwert; das ist die *Aesthetik* oder vielmehr das nach europäischen Begriffen *unästhetische* Wesen des Hinduismus. Schon die vegetarische, einfache und enthaltsame Lebensweise der Hindus wäre — auch ganz abgesehen von der Djâti-Ordnung — störend, weil der Europäer unaufhörlich Hunger und Durst hat oder zu haben vorgiebt und seinen Umgang mit Menschen hauptsächlich durch ein Zusammen-Speisen und Zusammen-Kneipen, wenn nicht gar Zusammen-Skatspielen betreibt. Je intimer aber der Verkehr mit den Brahmanen ist, um desto mehr beschränkt er sich auf den Gedanken-Austausch.[1]

Eben dieses, dass den Indiern die gesellschaftlichen *Formen* und die *äussere* Aesthetik des konventionellen Lebens der Engländer fehlen, ist der eigentliche Grund und Sinn des Wortes »Eingeborene«, mit dem die Anglo-Indier die Hindus als halb-kultivirtes Volk bezeichnen wollen. Der heutige Europäer schätzt den Menschen eben nach den *Formen* seines Auftretens, nicht nach dem *Wesen* seines *Gedankenlebens*.

Was den Europäer aber von dem Hinduismus als besonders unästhetisch abstösst, ist das, was er »*Götzendienst*« zu nennen

[1] Der gewöhnliche Deutsche würde deshalb wahrscheinlich sagen, das Hinduleben ist ein Hundeleben.

pflegt. Die verwandte Geistessphäre im Katholizismus sucht sich möglichst in schöne, künstlerische Formen zu kleiden. Das vermeidet der Hinduismus fast grundsätzlich. Wohl hat auch die Kirche, sowie er, ihre Symbolik, aber diese ist dem heutigen Kirchenchristen fremd geworden. Selbst in seinem Kruzifix sieht dieser nur die Darstellung einer geschichtlichen Thatsache und vergisst, dass deren Authentizität nicht einmal fest verbürgt ist, sondern nur auf frommen späteren Berichten beruht. Ehe daher nicht ein Europäer eingesehen hat, dass die Symbolik des gekreuzigten Gottmenschen, als erlösendes Erlebniss jedes Einzelnen, das geistige Wesen und der eigentliche Sinn und Werth der Erzählung von Golgatha ist, (was ja freilich alle christlichen Mystiker immer begriffen haben), eher wird ihm auch ein geistiger Verkehr mit den Brahmanen weder werthvoll noch auch leicht sein.

Die Hindus und besonders die Brahmanen sehen wieder ihrerseits auch jetzt noch auf die materiell gesinnten, Rindfleisch essenden, Wein und Bier trinkenden Europäer als »Mletschtschha«[1]) mit demselben Widerwillen herab, wie einst ihre Vorväter auf die barbarischen Ureinwohner Indiens. Es ist jedoch ein wesentlicher Unterschied in ihrer Stellungnahme von der Art der Engländer: während diese mehr demonstrativ und aggressiv sind und auch ihre Rassenabneigung persönlich mehr empfinden, sind die Hindus mehr durch ihre herrschenden Kasten-Vorschriften und die sie zwingenden Sitten als durch persönliche Abneigung gebunden.

Wie der Hindu jetzt die Herrschaft der Engländer dort empfindet, kann man übrigens sich leicht vorstellen. Denkt man sich das Deutsche Reich sei nicht gegründet worden, dagegen habe eine Armee von Japanern sich das Land des alten Deutschen Bundes erobert, indem es die zersplitterten und auf einander eifersüchtigen Bundesstaaten, ähnlich wie Napoleon I., gegen einander ausgespielt habe; und so sei das alte Kulturvolk Deutschlands durch ein so junges, wie die Japaner, unterworfen worden. Ungefähr so wie wir jetzt auf diese hinabsehen, so betrachten die Hindus von ihrem idealistischen Standpunkte die Engländer.

Nun denke man sich, Deutschland würde als ein japanisches Reich durch einen japanischen Prinzen verwaltet, dessen Person

[1]) Das Wort drückt schon in seiner Lautbildung vortrefflich die Empfindung der Verachtung aus. Für uns moderne Europäer habe ich auch in den Bergen einmal einen Ausdruck gehört, der wie »Pieling« lautete und etwa als »schwächliches Blassgesicht« wiederzugeben wäre. Dies soll ein tübetanisches Wort sein. — Uebrigens aber hegen durchweg auch die Mohammedaner uns »Kafirs« gegenüber mindestens die gleiche, wenn nicht grössere Verachtung, die noch durch ihre Intoleranz gegen das Christenthum verschärft wird.

alle fünf Jahre wechselt. Unter ihm fungierte ein Beamtenstab von Tausend ganz gescheidten Japanern, die sich meist uns gegenüber recht wohlwollend stellten, nnd sehr viele gute und geschickte Einrichtungen machten, die zum grossen Theil sogar uach dentschen Rathschlägen, Ideen und Gewohnheiten gemodelt wären. Aber diese Beamten sowie anch ihr Prinz hätten vor allen das Interesse hohe Gehalte zu beziehen und bald möglichst wohlhabend mit guter Pension nach Japan heimzukehren; auch würden alljährlich viele Millionen ans dem Steuerertrage unseres Landes nach Japan geschickt. So wie wir uns dann den Japanern gegenüber fühlen würden, so empfindet jetzt der Hindu den Europäern gegenüber.

Alle jene unleugbaren Gegensätze zwischen den Engländern und den Hindus werden allgemein so sehr betont, dass man allmählich angefangen hat, an ihre unüberwindliche Bedeutsamkeit zu glauben. Allerdings würden sie vielleicht in jedem anderen Lande ein unübersteigliches Hinderniss sein; jedoch sind sie es gerade nicht in Indien, das an solchen Gegensätzen reich ist und dessen Kultur-Ordnung ganz auf den »Kasten«-Unterschieden beruht. Das einzige, was hierzu nöthig, ist, dass man alle Prätensionen anfgiebt, diese Rassengegensätze vereinbaren zu wollen. Man hat lediglich anzuerkennen, dass die Europäer eben einen eigenen »Warna« (Stand) darstellen, der sich grade um so besser und natürlicher in die Gesellschafts-Ordnung Indiens hineinfügt, je schärfer er sich absondert.

Sich nicht als eigene Gesellschaftsklasse (Warna) anzuerkennen, haben auch die Engländer gar keinen Grund, denn in Europa ist die Kluft zwischen den höheren und niederen Gesellschaftsklassen ebenso nnüberbrückbar wie in Indien. Auch gesellschaftlicher Verkehr zwischen den verschiedenen Kreisen ist in Europa ebenso wenig möglich, wie in Indien zwischen den verschiedenen »Kasten« oder Rassen oder Religionsgemeinschaften der Europäer, Hindus und Mohammedaner. Auch das Eintreten eines fremden Elementes in die indische Kulturordnnng der Hindus ist diesen nichts Neues mehr seit den Jahrhunderten, dass die Mohammedaner als eigene gesellschaftliche Klasse abgesondert unter ihnen gelebt haben.

Also diese Unterschiede sind nicht unindisch, und selbst Hochmuth und Prätension irgend welcher Art sind so landesüblich, dass sie keinen Hindn stören sollten. Selbstverständlich ist dabei, dass wenn die Anglo-Indier sich weniger verhasst zu machen wünschen, sie ihren Stolz nur etwas weniger zur Schau zu tragen brauchen; und je mehr sie alle Bestrebnngen aufgeben, einen gesellschaftlichen Verkehr mit den ihnen fremden Rassen und Gesellschaftsklassen

Indiens anzubahnen, desto indischer wird ihr Auftreten sein, und desto weniger werden sie auch die Gefahr laufen, durch ihre Rassen-Eigenthümlichkeiten und Instinkte dort Anstoss zu erregen. Auch die Mohammedaner waren und sind bei den Hindus nicht beliebt; die Europäer aber haben doch als Arier immer noch viel mehr Aussicht, einst das Vertrauen der Hindus zu gewinnen.

Hierzu und um sich zugleich mit dem guten Willen der Hindus auch das kulturelle Recht ihres dauernden Besitzstandes in Indien zu sichern, bedarf es wohl nur zweier Dinge, die sich jetzt schon thatsächlich anbahnen und deren baldige Ausgestaltung ebenso sehr wünschenswerth wie möglich ist. Erstens müssen sich die Engländer in Indien völlig heimisch machen; zweitens müssen sie sich als selbständiges Glied in das Kulturleben Indiens hineinfügen.

I. Auf die Dauer kann Indien nur von einem Volk beherrscht werden, das im Lande heimisch ist. Warum sollte dies den Engländern nicht möglich sein? Warum sollten Europäer nicht in Indien dauernd leben und ihre Familien dort für immer ansiedeln können, ebenso wie sie dies in den Tropen von Süd- und Mittel-Amerika gethan haben?

In Indien ist dies sogar sehr viel leichter möglich durch die Nähe und Zugänglichkeit des Himalaya und seiner Vorberge. Schon jetzt gönnt jeder Anglo-Indier, der es sich irgend leisten kann, sich in jeder Sommerzeit einen Erholungs-Aufenthalt in den Bergen, in Dardjiling, Simla, Mussûrie, Naini Tal und anderen hoch gelegenen Stationen der Europäer.

Für ein weiteres sich Festsetzen der Engländer wird ausserdem nur die Ausführung des schon öfter erörterten, bisher vertagten Planes einer europäischen Ansiedelung in Kaschmîr nöthig sein. Dort, im gemässigteren Klima oder sonstwo in den Bergen, sollten insbesondere alle Kinder der Europäer aufwachsen und dort sich ihren Lebens-Vorrath an Frische und Thatkraft sammeln. Dort im äussersten Nord-Westen würde eine Ansiedelung von Europäern in grösserer Anzahl auch am wünschenswerthesten sein, insofern sie dort der allein bedrohten Grenze Indiens am nächsten sind.

Ferner könnten sich die Anglo-Indier in den grösseren, wie in den kleineren Städten örtlich sogar noch mehr als bisher abschliessen und alle ihre Gemeinschaft betreffenden Angelegenheiten ganz allein besorgen, so weit es ihnen irgend wünschenswerth erscheint. Das würde sie nur dort zu Lande immer einheimischer, immer indischer machen und würde ihnen Aerger und Misshelligkeiten ersparen. Jeden europäischen Drang nach demokratischer Verallgemeinerung gesellschaftlicher Vortheile und Einrichtungen müssen sie

möglichst auf sich selbst beschränken, um in Indien heimisch zu werden.

Sicher ist, dass in demselben Maasse, wie die Engländer auf solche Weise sich das kulturelle Heimathsrecht in Indien mehr und mehr erwerben, sie nicht nur im gleichen Maasse das Vertrauen der Hindus sich gewinnen, sondern auch sich um so leichter ihre Suprematie erhalten werden. Der nur europäische, nicht indische Gedanke, dass dies unbrüderlich, nicht altruistisch sei, ist ein Irrthum; denn indem sie das ganze Land beherrschen, dienen sie auch dem Ganzen, und je mehr sie sich als eigenartiges Glied des Ganzen ausgestalten, um so besser können sie auch für das Ganze wirken. Auch besteht ja der Begriff der Brüderlichkeit nicht in einer Gleichheit, sondern in Ungleichheit; denn Brüder sind doch selten Zwillinge und wären auch als solche noch nicht gleich. Gewöhnlich aber sind sie sehr an Alter, Leistungsfähigkeit und den ihnen gesetzten Lebensaufgaben verschieden. Der Begriff der Brüderlichkeit besteht nur in der Pflicht einander beizustehen und auszuhelfen.

In der That ist die Sachlage für die Engländer auch überaus günstig, um unter den Indiern heimisch zu werden. Nicht allein entspricht im grossen Ganzen das mannhafte Wesen der meisten Anglo-Indier, sondern insbesondere der Typus der britischen Beamten dort den indischen Begriffen eines Kriegers *(Kshatriya)*. Ich glaube, dass man selbst nach idealsten indischen Anforderungen sie als höchstes Prototyp moderner Kshatriyas wird gelten lassen;[1]) und in demselben Maasse, wie der Hindu sich gewöhnt, die Europäer mehr und mehr als seine neue »Kriegerkaste« aufzufassen, um so mehr wird er ihnen Sympathie und Vertrauen entgegenbringen. Je mehr der Europäer erst in diesem Sinne anerkannt wird, um so mehr hat nach uraltem Landesbrauch kein Mensch, kein Volk, keine Gesellschaftskaste, keine andere Interessengemeinschaft je das Recht ihn wieder aus dem Lande zu vertreiben. In demselben Maasse bedarf es für die Europäer auch geringerer Macht, um ihre Herrschaft dort aufrecht zu erhalten.

Bei solcher Ausgestaltung der Verhältnisse ist es auch gleichgültig, ob oder wie sehr es den Europäern zum Bewusstsein kommt, dass sie sich dadurch mehr und mehr indisieren. In demselben Maasse, wie

[1]) Die Brahmanen halten sich als Indo-Arier für die erste oder älteste Zweig-Rasse des arischen Rassenstammes. Nach verschiedenen zeitlich auf einander folgenden Zweigbildungen hat sich die heutige europäische Rasse als die fünfte Zweig-Rasse entwickelt. In Nord-Amerika soll sich jetzt die sechste und wahrscheinlich aus dem künftigen Europäerthum in Indien die siebente Zweigbildung der arischen Rasse ausgestalten.

sie mehr dort heimisch werden, wird sich schon von selbst ihr Stolz weniger agressiv und offensiv erweisen; sie werden weder das Bedürfniss haben, auf ihre europäische Herkunft den Indiern gegenüber zu trumpfen, noch auch sonst so leicht von ihnen zur Gehässigkeit gereizt werden.

II. Was zur organischen Einfügung in den Hinduismus nöthig ist, haben wir schon oben im zweiten Abschnitte gesehen. Hier nun ist freilich nicht gemeint, dass sich die Europäer als Hindus fühlen, oder gar als solche aufspielen sollten. Sie müssen und werden aber mit der Zeit zum Hindnismus und in Sonderheit zum geistigen Brahmanenthum eine nicht so verständnisslose und bigott-christliche Stellung nehmen, wie dies bisher bei der grossen Masse der fast 170 000 Anglo-Indier und wohl auch bei der Majorität der 85 000 Eurasier der Fall ist.

Auch die äussere Berechtigung des Brahmanenthums, wenigstens in der eigenen Sphäre des Hinduismus, werden sie mehr als bisher anerkennen. Auch das wird sich von selbst machen, je mehr die Europäer sich in Indien heimisch fühlen und ganz auf sich selbst in Indien angewiesen sein werden.

Weiter ist freilich noch etwas geistige Verinnerlichung und Vertiefung nöthig, falls die Europäer auch eine herrschende Stellung im Bereich der Geisteskultur Indiens einnehmen wollten. Doch auch solcher idealistische Sinn mag sich unter den angegebenen Verhältnissen schon mit der Zeit einstellen. Einstweilen wäre wenigstens etwas mehr unparteiische Anerkennung des religiösen Strebens-Ideal im Brahmanenthum und seine Identität mit dem des Ur-Christenthums wünschenswerth. Mag es auch den Europäern mit der Zeit gelingen, die Hindus und vielleicht sogar die Mohammedaner in Indien noch so sehr zu »zivilisiren«, so wird doch die geistige Kultur dort ebenso wenig europäisch wie mohammedanisch werden; sie wird stets nur eine Form des Hinduismus sein. Indiens religiöses Streben wird und sollte immer das des gottmenschlichen Ideales bleiben; und es wird dies hohe Geistes-Ideal nicht nur klarer erfassen, sondern auch praktischer erstreben, als das christliche Europäerthum, vor allem unser Kirchenthum, dies können.

Solchen Idealismus werden allerdings die heutigen Anglo-Indier meist als abenteuerlich verlachen. Sie werden sagen: Sollte selbst die europäische Kultur in Indien nicht mehr durch unsere britische Armee gesichert sein, dann wäre doch die einzige Grundlage für uns der europäische Wirthschaftsbetrieb und die Europäisirung der politischen Führer des Volks.

Das ist aber doch ein *Irrthum!* Von der materiellen und politischen Gestaltung hängt nicht die Entwickelung des Volkslebens allein ab. Ja, nicht einmal in erster Linie, sondern beide stehen innerlich unter dem Einflusse des *Geisteslebens*. Mag auch noch so lange, noch so blendend sich das Aeusserliche geltend machen: der zuerst und auch zuletzt maassgebende Faktor ist es *nicht*. Es ist immer nur eine Frage der Zeit, oft vielleicht einer sehr kurzen Zeit, dass der Idealismus schliesslich über den Materialismus siegt. In *Indien* ist dies *mehr* als anderswo und *schneller* zu erwarten. Die uralte brahmanische *Geisteskultur* ist stärker als das Schwert und als Kanonen und als das materielle Schwergewicht des anspruchsvollen Luxuslebens.

Jetzt ist überhaupt von *intensivem* Geistesleben bei den Anglo-Indiern wohl nicht viel zu finden; höchstens versparen einige sich dieses auf die Zeit, wenn sie erst *heimgekehrt* sein werden und sich dann vielleicht *ernsteren* Studien zuwenden können. Bisher sinnt der Engländer in Indien nur darauf, so *schnell* wie möglich sich dort zu bereichern, um so *bald* als möglich heimkehren zu können. Erst wenn Europäer sich in grösserer Zahl in Indien heimisch machen werden, wird ein *geistiges Kulturleben* unter ihnen aufblühen können.

Ueberhaupt wird man sich ja nie mit der Forderung religiöser und philosophischer *Vertiefung* an grössere gesellschaftliche Kreise wenden können, denn das innerliche Leben ist rein *individuell* und wo es in gegebenen menschlichen Gemeinschaften nicht vorhanden ist, da kann es auch nicht durch *äussere* Anregung geweckt werden. Wenn aber erst das Europäerthum in Indien mehr heimisch geworden sein wird, dann wird eine *Zeit* kommen, wo *andere* Geister es in Indien vertreten werden. *Andere* Geisteskreise werden von Europa dorthin kommen und werden das Europäerthum in Indien *beleben*, anders Denkende, die weder kirchlich bigott, noch oberflächlich gesinnt sind. Diesen wird es dann auch glücken, ein geistiges Einverständniss der Europäer mit den Hindus anzubahnen.

Diese *neuen* Geisteskreise können auch und werden wohl echt *christlich* gesinnt sein. Doch bedenkt man, dass die Hindus gern das Christenthum gelten lassen, so ist für solche Europäer nur erforderlich, dass sie weniger formelles *Kirchenthum* als geistiges *Christenthum* bei sich zur Geltung bringen. Ja, es würde schon genügen, wenn überhaupt ihr Leben und ihr Treiben mehr ein *Arierthum* ansprägte, weniger materiell, mehr geistig wäre. Dadurch werden sie nicht nur die Zuneigung und Achtung der Brah-

manen sich erwerben, sondern diesen ebenso viel nützen, wie durch sie gewinnen können.

Eine ganze Weile noch kann wohl der Geist des »Sodom und Gomorrha« europäischer Kultur in Indien weiter herrschen. Aber seine Tage sind gezählt, er wird schliesslich zu Grunde gehen; er muss Arywartas Boden räumen. Würde er aber in den Abgrund eines feurig glühenden Jung-Indiens versinken, das er jetzt in der Betäubung seines Luxuslebens ignorirt, so würde er nicht nur das Engländerthum, sondern das Europäerthum in Indien überhaupt schwer schädigen.

Aber solche Katastrophen der Kulturentwickelung sind nicht nach äusseren Anzeichen zu ermessen, vielmehr sind sie aus dem Geiste der Geschichte zu erkennen; sie verleihen der Gerechtigkeit der Weltordnung Ausdruck. Und in diesem Falle, wo es sich um Indien handelt, wird gewiss nur das geschehen, was für dessen fernere geistige Entwickelung das Beste ist und was es jetzt nach seinen letzten leidvollen Jahrtausenden für sich bedarf und auch verdient.

Das Europäerthum ist allerdings in Indien unentbehrlich. Vielen Völkern ward schon die Gelegenheit geboten, ihre Kraft an Indien zu versuchen. In der neueren Zeit kamen zuerst die Portugiesen mit ihrem Bekehrungseifer und ihren Grausamkeiten unter dem Deckmantel des Kreuzes. Dann kamen die Holländer; sie trieben Handel, und sie waren klug, doch mehr für sich als weise für Indien. Nach ihnen kamen die Dänen, ihnen ähnlich, doch mit etwas mehr nordischer Schwärmerei. Ihnen folgten die Franzosen, suchten Ruhm und Macht und Glanz; sie waren tüchtig und geschickt, aber sie wurden »gewogen und zu leicht befunden.« Nichts blieb ihnen von dem Ruhm, und Indien blieb von ihnen kaum mehr als eine Erinnerung.

Dann erst kamen die Engländer. Auch sie gingen nach Ruhm und nach Erwerb und suchten nicht den Vortheil Indiens, sondern ihren eigenen. Auch soll nicht abgestritten werden, dass an ihrer Aneignung Indiens mancherlei dunkle und hässliche Flecke haften. Aber England hat diese gesühnt durch alles Das, was es für Indien geleistet hat; und es hat mehr als irgend eine andere Nation ein Anrecht darauf, Indien sich dauernd für die englisch denkende und redende Zivilisation zu erhalten. Zieht man nicht nur alles in Betracht, was sie für Indien schon gethan; vergleicht man vielmehr das mit dem, was andere Völker anderswo geleistet haben, so wird man wohl sagen, dass auch keine andere Nation Europas hier in

Frage kommen könnte, die Indien besser fördern, Indien Besseres bieten und für Indien mehr sein könnte als die Engländer.

Aber die Russen?! Diesen würde es wohl allerdings noch leichter werden als den Briten, sich als neue Kshatriyas in die indische Gesellschafts-Ordnung hineinzufügen — ähnlich, wie es die Mohammedaner thaten, die trotz ihrer religiösen Feindseligkeiten doch dem sozialen und dem wirthschaftlichen Volksleben der Hindus weniger fremd geblieben sind als die Engländer.

Doch auch diese werden dort nicht fremd bleiben. Und was würden die Russen sonst den Hindus wohl je nützen können. Nur dies eine sei erwähnt, England wird Indien eine konstitutionelle Verfassung geben, die ihm Russland nie gewähren würde. England lässt dem Geistesleben Indiens freien Raum, und Russland würde es ersticken wollen. Schon durch eben diese Freiheit des englischen Geistes ist Indien kulturell und wirthschaftlich eng an England geknüpft; und dass dieses starke Band die beste Sicherung Englands gegen eine russische Invasion Indiens ist, schon daran ist unzweifelhaft zu erkennen, dass von allen europäischen Nationen, die in Frage kommen können, die Engländer allein berufen sein werden, Indien aus dem wüsten Traume seines langen Winterschlafes zu erwecken, zu erlösen.

Freilich bei dem Allen bleibt im Hintergrund doch der Gedanke, dass Niemand die Möglichkeiten der Weltordnung zu ermessen vermag. Jede Ursache hat ihre Wirkung, jede Schwäche ihren Misserfolg. Für die objektive Betrachtung ist der Gang, den die Entwickelung Indiens nehmen wird, ideell wie materiell, hinlänglich klar. Würden die Engländer nicht rechtzeitig sich dem Fortschritte auf diesem Wege anschliessen, so würde es ihnen nicht gelingen, die Entwickelung zu hemmen. Sie würden ganz unzweifelhaft durch die urgewaltigen Natur- und Kulturkräfte aus dem Wege gedrängt werden. Die Lebenskraft des indischen Volks-Organismus würde sie wie einen Krankheitsstoff ausscheiden, und die göttliche Weltordnung würde sicherlich andere Mittel finden, um Indiens Ziele zu erreichen. Doch England wird nach aller menschlichen Berechnung diesen Weg rechtzeitig gehen. Indien wird dauernd englisch bleiben, und es wird den Engländern gelingen, diese grosse Aufgabe zu lösen, wohl eine der grössten Weltkulturaufgaben.

Diese Aufgabe und ihre Tragweite ist sehr viel grösser, als sie jetzt erscheinen mag. Sie hat fast ebenso Wichtiges für Europa, wie für Indien zu leisten, und für beide ebensowohl Geistiges wie Materielles. Noch für längere Zeit werden europäischer Unter-

nehmungsgeist und europäische Staatskunst reichlichen Gewinn aus Indien ziehen. Aber wichtiger als Alles wird wohl für Europa die geistige Wirkung der Erschliessung Indiens sein.

Durch den Austausch der Geisteskultur des Westens und des Ostens, dadurch, dass auch in Europa weiteren Kreisen der Einfluss der philosophischen Erkenntniss und des religiösen Strebens zu Theil wird, dadurch wird ihnen mehr als durch irgend etwas anderes eine zweifache Befreiung ermöglicht, einerseits aus den Banden aller dogmatischen Theologie nud anderseits von dem Alpdrnck des pessimistischen Materialismus.

Schon jetzt sind wir nicht fern von einer Zeit, in der einige Kenntniss Indiens und ein Verständniss für die geistigen Probleme seines viel tausendjährigen Gedankenlebens als die höchste Geistesbildung in Europa anerkannt wird. Hente schon weist Alles uns auf Indien als das Land hin, von dem aus allein uns eine Renaissance unserer Philosophie erblühen kann. Je mehr nun noch das Europäerthum in Indien heimisch werden wird, um so viel mehr werden auch Männer voll geistiger Interessen und Ideale nach Indien ziehen und dort dauernd oder doch für längere Zeit ihren Aufenthalt nehmen. Diese werden dort zur Neubelebung des indischen Arierthums beitragen, und sie werden auch eine Rückwirkung auf Europa ausüben. Diese Männer werden sich in Indien auch nicht wie in einem Exile fühlen, sondern eher wie in ihrer eigentlichen Geistesheimath.

Unter der staatswirthschaftlichen Leitung eines ebenso praktisch tüchtigen wie philosophisch und religiös vertieften Europäerthums wird Indien aus dem Feuer seines Läuterungsprozesses in den letzteren Jahrhunderten, wie ein Phönix, in neuer, schönerer Gestalt hervorgehen. Es wird zum mächtigen Staat erwachsen der zugleich der Träger einer freien religions-philosophischen Geisteskultur der Menschheit sein wird, wie sie bisher nicht erreicht ward. Das ist die zukünftige Blüthe aus der jetzigen Befrnchtung des indischen Ostens durch den europäischen Westen, ein ganz neues und doch das uralte Indien.

Berichtigung

zu Hübbe-Schleiden: Indien und die Indier.

Auf Seite 224 Zeile 11 ist hinter »beginnt« zu setzen: »in der höchsten Gehalts-Klasse«; in der untersten wird das Gehalt ein Viertel oder Fünftel des dort angegebenen Minimal-Satzes betragen. Doch ändert dies die dort betonte Sachlage nicht wesentlich. Wir lassen unsere jungen Kolonial-Beamten ihren Dienst auch mit Gehalten von 40 000 oder 50 000 Mark jährlich nicht beginnen.

image
not
available

image
not
available